Die Teufelsleiter.

Deutsche
Volksmärchen.

Erzählt

von

Friedrich Gottschalck.

Erster Band.

Mit einem Holzschnitte nach einer Zeichnung des Professor Richter.

Leipzig,
Baumgärtners Buchhandlung.
1846.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Inhalt.

	Seite
Der erſte Herzog von Zähringen, ein Köhler	1
Die verwünſchte Jungfrau	48
Der Seeburger See	64
Die Gegenſteine	97
Die Glocke in Obergötzen	119
Das Trompeterſchlößchen	130
Der Singeſtein	153
Das Zauberſchloß im Windberge	163
Die Teufelsmühle	185
Das ſtille Volk	196
Des Magdeburger Domes Märchen	224
Der Krötenring	244
Die Teufelsleiter	254
Wie Schaumburg an Heſſen kam	280

Deutsche

Volksmärchen.

Der Sage kecke Zuversicht reißt hin,
Das Wunderbare findet Gunst und Glauben.

Schiller.

Der erſte Herzog von Zähringen, ein Köhler.

Wem iſt der Schwarzwald unbekannt
Mit ſeinen ſchlanken Tannen! —
Kein Wandrer kommt in's Schwabenland
Und keiner geht von dannen,
Der nicht bei ſeiner wilden Pracht
Still ſteht, und große Augen macht.

Welcher Dichter ſo ſang, — ich weiß es nicht; aber er ſang wahr. Denn, wer des tannenbeſtandenen Schwarzwalds Höhen, ſeine rieſigen Felſenkuppen ſah, in ſeinen von brauſenden Bächen durchſtrömten Thälern wandelte, von den Trümmern verfallener Burgen und Klöſter hinabſchaute auf das herrliche Schwabenland, in das ſich einſt jener Burgen Herrn getheilt, der — kommt wieder, es nochmals zu ſchauen, von Neuem ſich an ſeiner wilden Pracht zu laben, und auch zu vernehmen die lieblichen Dichtungen der Vorzeit, die Sagen, die Mährchen alle, welche an ſeinen Klüften, Felshörnern und Trümmern haften.

Von diesen sei eines hier erzählt, Euch, die Ihr gern in der romantischen Fabelwelt der Vorzeit Euch ergeht, eines, wie ich es vernahm aus dem Munde eines ergrauten Köhlers, bei dessen Köthe ich auf der Wanderung durch des Schwarzwaldes Gebirgswindungen rubte.

Mit fetter Milch und schwarzem Brot hatte das greise Männchen mich erquickt, dabei mir viel vorgeschwatzt von der Bedeutsamkeit seines Geschäfts, von den Kenntnissen, welche das Betreiben desselben erheische, und war eben im Begriff, das Alles mir nochmals vom Anfange an zu wiederholen, wenn ich ihn nicht durch die Frage davon zurückgehalten hätte: „Alter, weißt Du kein Mährchen mir zu erzählen aus diesen Thälern Deines kohlenreichen Schwarzwaldes?"

„O ja," erwiederte er mit wichtiger Miene, stark betonend dieses o ja! und sich zugleich die Haare aus dem rußigen Gesichte streichend; „und zwar eines, das meinem Stande zu ganz besonders hoher Ehre gereicht, eigentlich aber kein Mährchen, sondern eine sich wahrhaft zugetragene Begebenheit ist."

„Wirklich?"

„Ja, wahrhafte Geschichte, denn sie steht geschrieben in der Chronik der Stadt Freiburg im 4ten Kapitel,

wo es heißt: „„wie die einst mächtigen Herzoge von Zähringen aus gemeinem Blute dem Stande der Köhler entsprossen seien.““

„Ei! Nun, so erzähle.“

Und der Alte begann.

Seht Herr, wo jetzt die Trümmern der Burg Zähringen verwittern, nur noch ein hoher runder Thurm davon steht, da lebte einst in den Bergen und Wäldern umher ein junger, flinker Köhlersmann. Er trieb das vom Vater gelernte und ererbte Geschäft des Kohlenbrennens mit Lust und Liebe, und eine ältere Schwester besorgte seine kleine Wirthschaft. Einig und genügsam lebte das Geschwisterpaar zur Verkohlungszeit in einer Köthe, große Bedürfnisse nicht kennend, und war schon zufrieden, wenn die schönen Kohlen reichlich abgeholt wurden nach den Städten und den Ebenen des Landes.

Nun war aber allmälig rings in weiter Runde um die Köthe alles Holz rein weggehauen und verkohlt, und schon eine halbe Stunde weit mußte die Schwester gehen, um dem Bruder das Mittagsbrot dahin zu bringen, wo dieser das Verkohlen besorgte. Das wurde ihr gar beschwerlich, und da meinte sie: es wäre doch bequemer für sie Beide, wenn sie ihre Köthe weiter verlegten und dahin, wo noch dichter Wald

und Bäume zum Fällen und Verkohlen wären. Der Bruder fand den Vorschlag nicht unrecht, und es wurde beschlossen, im nächsten Frühjahre ihn auszuführen.

Als nun die Vöglein wieder sangen auf den frisch begrünten Zweigen, das Kohlenbrennen wieder beginnen konnte: da suchte sich der Köhler da, wo der Wald am dichtesten war, einen wohlpassenden Platz aus, baute sich bei einem rauschenden Waldbache eine neue Köhlerköthe, und die Schwester richtete darin das Wirthschaftliche ein. Holz gab es nun im Ueberfluß, und mehr als einen Meiler konnte der Köhler zu gleicher Zeit brennen lassen. Das dampfte und qualmte, daß es eine Lust war, und Bruder und Schwester waren seelenvergnügt.

Als der erste Meiler ausgebrannt, die darauf liegende Erdrinde abgenommen war, die schönen frischen Kohlen sich zeigten: da erzählte eines Abends der Bruder, daß auf seiner neuen Kohlenstätte die Erde ihm viel schwerer vorkomme, als auf der Stelle, die er verlassen. Den Meiler damit zu bedecken würde ihm jetzt weit saurer. Die Schwester suchte in ihrer Einfalt dies zu erklären und meinte, das komme wohl daher, weil die Erde hier noch feuchter sei als dort, wo Sonne und Luft sie mehr austrocknen könnten als hier in dem dicht-

beſtandenen Walde. Dem Bruder aber wollte dies nicht einleuchten, meinend, es müſſe eine andere Urſache haben. Und die hatte es. Denn als er vom zweiten Meiler die Erde abräumte, da fand er am untern Rande deſſelben einen ſchwarzen Klumpen. Anfangs hielt er ihn für einen Stein, und begriff nicht, wie der dahin gekommen ſei, da es ringsum keine Steine gab; indeſſen wurde er doch bald inne, daß es kein Stein ſein könne, denn der Klumpen war ſo ſchwer, ſchwerer als ein Stein der Größe ſeia würde. Die Schweſter wurde herbeigerufen, zu ſchauen. Sie wälzte den Klumpen hin und her, um und um, wußte aber eben ſo wenig, wofür ſie ihn halten ſolle. Da nahm der Bruder eine Axt, ſchlug aus allen Kräften darauf, aber der Klumpen blieb wie er war. Endlich ſprang aber doch an einer etwas vorſtehenden Ecke ein Stückchen von der Größe einer Haſelnuß ab. Erſtaunt ſtanden die Geſchwiſter beide, und ſahen ſich verwundernd an, denn das abgeſprungene Stückchen, und am Klumpen die Stelle, wo es abgeſprungen, glänzte ſilberweiß.

„Das iſt ja wohl Silber," ſagte die Schweſter.

„„Ja, ich weiß es nicht,"" erwiederte der Bruder, „„habe mein Lebtage noch kein Silber geſehen, wenn es aus der Grube kommt.""

„Da müssen wir doch dahinter kommen," fuhr jene fort. „Weißt Du was, morgen ist Marientag, da gehe ich nach der Stadt die Messe zu hören, nehme das abgeschlagene Stückchen mit, trage es zum Silberschmied und frage den, was es ist; der weiß das gewiß."

„„Und erzählst, daß wir einen großen Klumpen davon haben,"" fiel der Bruder hastig ein. „„Nein, nein, daraus wird nichts! Ich will selbst damit in die Stadt und zum Silberschmied, denn Du lässest Dir Alles abfragen, bist ja ein Weib.""

Die Schwester versicherte nun zwar, sich klug und schlau zu benehmen, aber es verblieb bei des Bruders Beschluß. Der Klumpen wurde in die Köthe getragen, in einem Winkel versteckt.

Kaum graute der Himmel am Tage der Verkündigung Mariä, da stand schon draußen vor der Köthe der Köhler am Bache, vom Kohlenschwarz sich zu säubern, die rothen, frischen Backen wieder sichtbar zu machen. Darauf legte er ein feines Hemd an, das Sonntagskleid, nahm Stock und Sonntagsmütze, steckte das Stückchen Erz bei, und schritt so, schmuck und festlich, einen Köhler nicht verrathend, der Stadt Freiburg zu.

Ehe er sie noch erreichte, ertönte Glockengeläute vom

ſchönen, hohen Domthurm. Das ergriff ihn gar ſehr, denn der Köhler war auch ein frommer Mann. Er blieb ſtehen, zog die Mütze, faltete die Hände, betete mit Andacht ſein Ave Maria, und ſchritt dann der Stadt zu.

Wiewohl nun ſein Sinn gar ſehr nach dem Silberſchmied hinſtrebte, ſo zog es ihn doch, als er am Dom vorüber ging, den Geſang am hohen Chor vernahm, unwillkürlich hinein in das Gotteshaus. Lange war es her, daß er in keinem geweſen, es ergriff daher ſein gutes Gemüth das Feierliche der heiligen Handlungen, und als der geiſtliche Herr am Hochaltare das Hochwürdigſte emporhielt, Alles in Demuth auf die Erde ſank, da beugte auch der Köhler ſein Knie und betete inbrünſtig zum Geber alles Guten.

Die Meſſe war zu Ende. Die andächtige Menge verließ den Dom, und nun ging der Köhler zum Silberſchmied.

„Hört einmal," ſprach er zu dieſem, „da habe ich ein glänzendes Steinchen gefunden, könnt Ihr mir nicht ſagen, was das für ein Steinchen iſt?"

Der Schmied ſetzte bedächtig die Brille auf die Naſe, nahm das Steinchen, drehte es um und um, roch daran, bekratzte es mit dem Meſſer, fuhr damit

auf einem schwarzen glatten Steine hin und her, daß es weiße Striche hinterließ, schüttelte bedächtig den Kopf, aber seine Augen glänzten dabei immer heller.

„„Weiß ich doch wirklich nicht,““ sprach er gelassen, „„wofür ich das Steinchen halten soll, müßte versuchen, ob es sich im Tiegel schmelzen ließe.““

„Das möchte zu lange dauern,“ erwiederte der Köhler; „heute habe ich nicht Zeit darauf zu warten, komme wohl ein anderes Mal wieder zu Euch.“

„„Nun so nehmt doch erst ein Frühstück bei mir ein,““ sprach jener mit freundlicher Miene; „„habt doch wohl einen weiten Weg gemacht, seid hungrig.““ Zugleich rief er seinen Lehrburschen, Schinken, Wurst und Brot zu bringen. „„Und während Ihr esset,““ fuhr er fort, „„will ich noch einige Proben mit dem Steinchen machen.““

Der Köhler war das zufrieden, setzte sich, ließ es sich wohlschmecken, und hörte dabei, wie neben an in der Werkstatt Meister und Gesellen viel hin- und hersprachen über das Steinchen. Als Jener wieder eintrat, sagte er mit ganz gleichgültiger Miene: „„wo habt Ihr denn dies Steinchen her?““

Der Köhler merkte bald, daß er es mit einem schlauen Fuchs zu thun habe, und antwortete eben so

gleichgültig: „ich fand es draußen auf der Landſtraße, vielleicht eine Viertelſtunde vor der Stadt, da lag es bei einem Steinhaufen.“

„„Lagen noch mehr dergleichen da?““ fuhr haſtig der Schmied heraus.

„Ich habe nicht darauf geachtet.“

„„Könntet Ihr mir wohl den Steinhaufen zeigen?““

„Warum nicht, wenn Ihr mit mir gehen wollt. Aber was iſt es denn für ein Steinchen?“

„„I nun, es iſt eine Art gewöhnlicher Glimmer, glänzt, ſieht aus wie Silber, hat aber keinen Werth.““

„So! Das iſt Schade. Ich dachte, es ſei Silber, und wollte Euch ſchon bitten, mir ein Ringelein für meine Schweſter davon zu machen.“

„„Wenn Ihr es mir überlaſſen wollt, will ich Euch ein ſchon fertiges Ringelein dafür geben.““

„Nein, dafür iſt's mir nicht feil, das ſchöne Steinchen, wenn's auch keinen Werth hat. Gebt Ihr mir aber zwei Ringelein, ſo ſollt Ihr es haben.“

Nach langem Hin- und Herhandeln war der Silberſchmied bereit, zwei Ringelein zu geben. Er kleidete ſich nun an, und wanderte mit dem Köhler zum Thor hinaus, der Landſtraße entlang.

Bald kamen ſie an eine Stelle, wo ein Haufen Steine lag. „Hier," ſprach der Köhler, „hier war es, wo ich das Steinchen fand."

„„So!"" entgegnete der Schmied, „„da will ich doch ſuchen, ob ich auch eins finde; will Euch aber nicht aufhalten, denn Ihr habt noch einen weiten Weg. Glückliche Reiſe!""

Der Köhler ging, innerlich lachend, ſeine Straße, und ſah mit kleiner Schadenfreude aus der Ferne, wie der Schmied Stein vor Stein aufnahm, beäugelte, auseinanderſchlug und wieder wegwarf. Die Ueberzeugung hatte er aber nun, daß ſein Klumpen reines Silber ſei, und hocherfreut verkündigte er dies der Schweſter, welcher er einen der beiden Ringelein gab, und den zweiten für ſeine künftige Braut beſtimmte.

Andern Tags, wo wieder ein Meiler abgeräumt wurde, fand ſich am äußern Rande deſſelben abermals ein Klumpen. Das war nun fort und fort ſo, und beim jedesmaligen Abräumen eines Meilers der Fall. Wöchentlich mehrten ſich die Klumpen wenigſtens um Einen.

Wie dieſer anwachſende Reichthum genutzt und angelegt werden ſollte, darüber hatten die Geſchwiſter gar oft ſchon geſprochen, gar manchen Plan gemacht. Bald

wollten ſie einen großen Meierhof kaufen, bald eine Kirche bauen, ein Kloſter gründen auf der Stelle, wo der Schatz gewonnen ſei, zur Ehre der heiligen Jungfrau Maria und ihrer Seele zum Heil, aber zu einem feſten Entſchluſſe kam es immer nicht.

Da kommt eines Tages die Schweſter aus der Stadt, wo ſie Lebensmittel erkauft, zurück, und erzählt: ſie habe dort gehört, ein König, der aus ſeinem Reiche vertrieben, habe in den Schwarzwald ſich geflüchtet, und lebe in der Gegend, die der Kaiſerſtuhl heiße, mit ſeiner Familie und ſeinem Hofgeſinde unter Zelten. In Freiburg und in allen Städten um den Schwarzwald habe der ausrufen laſſen: wer ihm helfen thäte, daß er wieder zu ſeinem Reiche käme, dem werde er, er möchte ſein wer er wolle, eine ſeiner Töchter zum Weibe geben, ihn auch zu einem hohen Herrn erheben.

Der Bruder hörte mit großer Aufmerkſamkeit die ſeltſame Kunde, ſagte aber kein Wort. Wider ſeine Gewohnheit ſaß er den ganzen Tag vor der Köthe in Nachdenken, und antwortete der Schweſter, die wiſſen wollte, was ihm ſei, wenig oder gar nicht. Erſt beim Abendbrot erwachte er wie aus dem Traume und ſprach: „Höre Schweſter, was du Da von dem vertriebenen

König erzählt haſt, habe ich mir reiflich überlegt und beſchloſſen, dem Könige zu helfen.“

Die Schweſter lächelte, „„Du,““ ſprach ſie, „„Du willſt dem Könige wieder zu ſeinem Reiche verhelfen? Wie willſt Du das anfangen? Haſt Du Reiſige und Mannen ihm zu Hülfe zu ſchicken?““

„Die habe ich nicht,“ erwiederte der Bruder, „aber ich habe Silberklumpen, wofür man Reiſige und Mannen haben kann. Morgen am Tage gehe ich hin zu dem König und ſage: Herr König, ich habe gehört, was Ihr habt ausrufen laſſen. Ich komme, Euch meine Hülfe anzubieten. Nicht mit Mannen und Streitroſſen kann ich Euch dienen, aber mit Silber in Menge. Damit könnt Ihr Euch Macht verſchaffen und Eures Landes wieder Herr werden. Sieh, Schweſter, ſo will ich zu ihm reden. Mein Anerbieten wird ihm gut dünken, er wird es annehmen, erobert ſein Land wieder, macht mich zum großen Herrn, wird mein Schwiegervater, ich bin dann ein Prinz, Du eine Prinzeſſin, wir erhalten Land und Leute, und unſer Glück iſt gemacht.“

Die Schweſter ſchüttelte bedenklich den Kopf, war gar nicht der Meinung des Bruders, nannte ſein Vorhaben ein thörichtes, und ſuchte es ihm auszureden,

besonders dadurch, daß sie meinte: die Silberklumpen werde der König wohl annehmen, Reisige und Mannen damit um sich sammeln, vielleicht auch sein Reich wieder erobern, dann aber des Köhlers im Schwarzwalde nicht weiter gedenken noch das Versprochene erfüllen.

Solche Worte waren aber ohne Wirkung auf den Bruder. Der erklärte fest, sein Vorhaben auszuführen, denn ein König halte gewiß, was er öffentlich verheißen.

Früher als gewöhnlich verließ er am andern Morgen das Lager, wusch sich blank und rein, legte seine besten Kleider an, schlug einen der Silberklumpen in ein weißleinen Tuch, hing ihn an den Stock über die Schulter, reichte der kopfschüttelnden Schwester mit den Worten: „Leb wohl, Schwester Gräfin oder Prinzessin" die Hand, und wanderte fort nach dem Berge, den man den Kaiserstuhl nennt.

Um die Mittagsstunde war er auf der Höhe des Berges angelangt, sah aber nirgends eine menschliche Spur, nur dichten Wald ringsum. Eine Weile stand er still, unentschlossen, nach welcher Seite er sich nun wenden solle. Da vernahm er wie den Ton einer Trommete in weiter Ferne. Er stutzte und horchte. Da erklang der Ton wieder. Wo der Schall herkam,

da wendete er ſich nun hin, immer durch dichten Wald. Endlich trat er aus dem Walde hinaus, und ſah mit Erſtaunen vor ſich eine große Wieſenfläche, ringsum mit Wald umgeben. Darauf ſtanden an die hundert Zelte, aus deren Mitte eines hervorragte, worauf zwei Fähnlein, ein gelbes und ein rothes, wehten. Diener und Reiſige gingen hin und her, als wären es Wächter. Etwas bange ward ihm bei dieſem Anblick, denn daß dies des Königs Lager ſei, ſchien ihm gewiß, und faſt wollt' es ihm an Muth gebrechen, vorwärts zu ſchreiten. Doch bald ermannte er ſich, ging einige hundert Schritte, blieb aber wieder ſtehen, denn es ſammelten ſich die Wächter, als wollten ſie ihm den Weg verſperren.

Hoch ſchlug ihm das Herz. Aber wie pochte es erſt, als aus einem der Zelte zwei ſchmuck gekleidete Jungfrauen heraustraten und Arm in Arm auf der Wieſe hin- und hergingen. Das ſind gewiß des Königs Töchter, ſprach er ganz leiſe zu ſich ſelbſt, und ſind ſie das, ſo iſt auch eine davon deine Braut. Unbeweglich ſtand er, verfolgte mit ſeinen ſcharf blickenden Augen die ſchönen Jungfrauen hin und her auf ihrem Wege, ſah nichts weiter als ſie. Gar ſonderbar ward ihm zu Muthe, je länger er ſie ſah. Es ſchlug ihm das Herz hoch, aber nicht vor Beſorgniß, oder aus

Zaghaftigkeit, wie in dem Augenblicke, wo er aus dem Walde auf die Wieſe trat; nein, es war ein ganz anderes, ihm dunkeles, fremdes Gefühl, das, ſein Blut erregte. Als es ihm aber ſchien, als ob die Jungfrauen auf ihn zukämen, ja, da war er vollends verplüfft. Hochroth färbte das Blut ſeine ohnehin gerötheten Wangen, und in der linken Bruſt pochte es wie ein Hammer. Jetzt waren ſie ganz in ſeiner Nähe, ſchienen ihn aber nicht zu bemerken. Er zog die Mütze und machte eine ungeſchickte tiefe Verbeugung. Da blieben die Jungfrauen ſtehen, und ſchaueten den fremden ſchmucken Mann an. Die Eine fragte:

„Wer biſt Du?“

„„Ein Köhler, ſchönes Fräulein.““

„Was willſt Du hier?“ fragte die Andere.

„„Den König ſprechen.““

„Den König, unſern Vater?“ riefen Beide zugleich.

Da hämmerte es noch derber in des Köhlers Bruſt, denn nun war er gewiß, daß es Prinzeſſinnen waren. Verlegen drehte er ſeine Mütze hin und her, denn die Jungfrauen ſprachen mit einander in einer ihm unbekannten Sprache, und ſahen ihn dabei oft an. Da ſagte er nochmals, daß er den König ſprechen möchte.

„Was willſt Du von dem König, meinem Vater?“ fragte wieder die Eine.

„„Ich will ihm ſagen, daß ich ihm helfen könne, ſein Reich wieder zu gewinnen.““

„Du, ein Köhler!“ riefen Beide lächelnd. „Wie willſt Du das anfangen?“

„„Ich will ihm Silber geben, viel Silber, dafür kann er ſich ein Heer Reiſige halten, und den Feind aus ſeinem Reiche vertreiben.““

Die Jungfrauen redeten ein Weilchen zuſammen in ihrer Sprache, dann ſagte die Eine: „Folge uns, wir wollen Dich zum König bringen.“

Der Köhler folgte mit immer abgezogener Mütze. Zwiſchen vielen Zelten hindurch gingen ſie auf das hohe, mit den Fahnen beſteckte zu, vor welchem zwei geharniſchte Ritter Wache hielten. „Hier bleib ſtehen,“ ſagten die Jungfrauen, und gingen in das Zelt. Nicht mehr ſo heftig pochte ihm das Herz, denn mit dem Könige zu reden, dazu hatte er den Muth. Der Silberklumpen unterm Arm, und die in ſeiner Köthe noch liegenden gaben ihm Muth.

Nach einer kleinen Weile trat ein Diener aus dem Zelte, ſagte, der König wolle ihn ſprechen, er möchte hineingehen.

Der Köhler trat ein und bückte ſich tief. Ihm gegenüber ſaß auf einem hohen Kiſſen der König, ein ſtattlicher rüſtiger Mann mit langem Bart. In Sammet und Seide war er gekleidet, ein dunkelrother Mantel umgab ihn. Vor ihm lag auf einem niedrigen Tiſche eine goldene Krone mit vielen flimmernden Steinchen verziert und das Scepter. Zu beiden Seiten ſaßen die ſchmucken Prinzeſſinnen, ſeine Töchter, und neben dieſen links und rechts ſtanden ſchön geputzte Ritter und Edelknappen. Der Köhler ſtutzte wohl etwas beim Anblick ſolcher ihm ganz fremden Pracht, blieb aber bei Faſſung, obwohl mit ſcharfem Blick der König ihn lange anſah, und mit barſcher Stimme ſprach:

„Meine Töchter haben mir geſagt, daß Du kommen ſeieſt, mir anzubieten Deine Hülfe zur Wiedergewinnung meines Reichs. Die Abſicht mag gut ſein, aber wie willſt Du, ein armer Köhler des Waldes, dies beginnen?“

Der Köhler antwortete dreiſt:

„„Ich bin nicht arm, ich bin ein reicher Köhler. Ich will Euch, Herr, Silber geben, viel Silber, woraus Ihr Geld machen laßt. Habt Ihr Geld, ſo wird es Euch an Reiſigen und Mannen nicht fehlen, und habt Ihr dieſe, ſo könnt Ihr Euer Reich wieder gewinnen.““

„Das klingt wohl gut," ſprach der König, „aber ſo viel des Silbers, als ich bedarf um ein Heer um mich zu ſammeln, haſt Du, Köhler, ſo reich Du auch ſein magſt, doch nicht."

Keck erwiederte der Köhler: „„Das kommt darauf an;"" nahm den Klumpen unter ſeinem Arme vor, wickelte ihn aus dem leinenen Tuche, und hielt ihn dem König hin.

„„Seht, Herr König,"" ſprach er, „„das iſt ein Klumpen gediegenen Silbers, und ſolcher Klumpen Silber habe ich an zwanzig Stück.""

„Woher kommſt Du zu ſolchem großen Schatz?" fragte der König.

„„Herr König,"" erwiederte der Köhler, „„das kann ich Euch nicht ſagen. Glauben könnt Ihr mir aber, daß ich ihn nicht geſtohlen, daß ich auf ehrliche Weiſe und mit ſauren Kräften ihn mir erworben habe. Reicht er aus, Euer Reich damit zu erobern, ſo mache ich Euch die zwanzig Klumpen zum Geſchenk; und habt Ihr Euer Reich wieder inne, ſo erwarte und verlange ich, daß Ihr Euer öffentlich bekannt gemachtes Wort haltet, zu einem hohen Herrn mich erhebt und Euer Eidam ich werde.""

Ein leiſes verwunderndes Gemurmel vernahm man

unter den Anwesenden; die Prinzessinnen aber erröthe-ten und sahen züchtiglich auf den Boden.

„Ehe ich Dir meinen Entschluß kund gebe," sprach der König, „muß ich wissen, ob Du überall die Wahrheit geredet."

Er winkte Einem der umstehenden Edlen, befahl ihm den Klumpen zu prüfen, ob er Silber sei, und während dieser das Zelt verließ, den Befehl zu vollziehen, unterhielt sich der König mit dem Köhler, fragte ihn, wie er heiße, wie alt er sei, wo er lebe, wer seine Eltern wären, ob er Geschwister habe, und dergleichen mehr.

Dreist beantwortete dieser alle Fragen, was dem König wohl gefallen mochte, und die Prinzessinnen-Jungfrauen blickten zuweilen verstohlen nach dem dreisten jungen Mann, der ihnen nicht zu mißfallen schien.

Der Edle trat mit dem Klumpen wieder ein, neigte sich tief vor dem König und sprach: „Herr, was der Mann Dir angeboten, ist das feinste und geläuterte Silber."

Neues verwunderndes Gemurmel erhob sich unter den Anwesenden.

Der König aber sprach: „Es ist bewiesen, daß, was Du gebracht, Silber ist. Jetzt mußt Du zu gleicher Prüfung vorlegen, was Du noch an Silberklumpen

beſitzeſt. Geh, bringe alle hierher. Reiſige ſollen Dich zu Deiner Hütte geleiten, zur Hülfe und zum Schutz Dir dienen. Morgen um dieſe Zeit ſei wieder hier, und fällt die Prüfung Deines Schatzes günſtig aus, dann ſollſt Du meinen Entſchluß hören."

Der König machte eine Bewegung mit der Hand, und der Köhler merkte, was das hieß. Tief bückte er ſich vor der Majeſtät, drehte ſich, das Zelt zu verlaſſen, wendete ſich aber nochmals, und machte den ſchönen Prinzeſſinnen eine Verbeugung, welche mit freundlichem Kopfnicken dankten.

Draußen vor dem Zelte ſtanden Diener mit Speiſ' und Trank den Köhler zu erquicken, was dieſem ganz willkommen war, denn ihn hungerte baß. Nach dieſer Stärkung machte er ſich auf den Rückweg, und drei Reiſige begleiteten ihn.

Nicht wenig erſchrak die Schweſter, als ſie den Bruder mit den geharniſchten Männern ankommen ſah, welche dieſen, wie einen Gefangenen, in ihrer Mitte führten. Groß aber war ihre Freude, als ſie hörte, was geſchehen, und luſtig ſprang die künftige Prinzeſſin, den Gäſten das Abendbrot zu bereiten.

Die Hälfte der Nacht kam kein Schlaf in des Köhlers Augen. Wie es mit ihm, und was aus ihm

werden könne, das zog in glänzenden Bildern vor ihm vorüber, und hielt ihn wach. Und als er entſchlummerte, da gaukelten Träume ihm gleiche Bilder vor, und erhielten ſeine Phantaſie in Thätigkeit. Dennoch war er andern Tages in aller Frühe munter, und als er ſeine Begleitung mit Speiſ' und Trank erquickt, wurde der ganze Vorrath an Silber aufgepackt und dem Kaiſerſtuhle zugewandert.

Um Mittag ſchon ſtanden ſie vor des Königs Zelt; Ihre Ankunft ward gemeldet. Der Edle des Reichs, der Tags zuvor die Silberprobe gemacht, trat aus dem Zelt, nahm den Köhler bei der Hand, und führte ihn in einen Erdkeller, wo der mitgebrachte Schatz niedergelegt wurde, um von ihm geprüft zu werden. Wohl eine Stunde und länger noch dauerte das, denn von jedem der Klumpen wurde ein Stück abgeſchlagen, und bei großem Kohlfeuer in Tiegeln zum Fluß gebracht. Dem Köhler währte dabei die Zeit verdammt lang, doch gewahrte er mit Vergnügen, daß der Edle während des Probirens oft beifällige Mienen machte. Endlich war die Prüfung vorüber. Der Schatz wurde nun in des Königs Zelt gebracht, zu den Füßen der Majeſtät niedergelegt, und dieſer gemeldet, daß Alles reines, gediegenes Silber ſei.

Da erhob ſich der König von ſeinem Sitze und ſprach: „Köhler, Du haſt mir gegeben, was Du verſprachſt, einen großen Schatz. Ich nehme ihn an, und halte mein offenkundig gegebenes Wort, denn mit ſolchem Reichthum erobere ich mein Land gewiß wieder. Kehre jetzt zu Deiner Köhle zurück. Sobald ich in meine Hauptſtadt als Sieger und Herr eingezogen bin, erhältſt Du Kunde, und es erfolgt dann die Erfüllung meines Wortes. Zu deſſen Verſicherung reiche ich Dir meine Rechte."

Der Köhler aber ſprach dreiſtweg: „„Topp, es gilt! ein Wort ein Wort, ein Mann ein Mann!"" und ſchlug herzhaft ein mit ſeiner Rechten in die Hand der Majeſtät.

„Gehab Dich wohl," fuhr der König fort, „als Herzog und Eidam hoffe ich Dich wieder zu ſehen."

Des Köhlers Auge erglänzte. Er wußte nicht, wie er ſich vor Freude haben ſolle, machte eine gar ungeſchickte Verbeugung und ging. Einige der Edlen begleiteten ihn bis vor das Zelt. Tiefe Verbeugungen machten ſie vor dem künftigen Eidam ihres Herrn, der ihnen kurzweg mit ſeiner Mütze ein Abſchiedszeichen zuwinkte, und nach Hauſe eilte.

Gedanken und Pläne über ſeine Zukunft, über das,

was er in der neuen Lage beginnen, unternehmen, thun und treiben werde und wolle, durchkreuzten auf dem Heimwege in bunteſter Menge des Köhlers Kopf.

Er rannte im ſchärfſten Schritt vorwärts, ſah nicht um, nicht neben ſich, und langte bei ſeiner Köthe an, ehe er es ſelbſt glaubte.

Die Schweſter fand er, wie ſie eben bei einem lodernden Feuer beſchäftigt war, Milchbrei zu kochen. „Prinzeſſin Schweſter," redete er ſie an mit ſtolzer Haltung, „Du ſiehſt hier vor Dir Deinen vom Könige zum Herzog erhobenen, zu ſeinem Eidam beſtimmten Bruder, der Dich hiermit zur Prinzeſſin ernennt. Komm, umarme Deinen fürſtlichen Herrn Bruder." Mit ausgebreiteten Armen ſtand er da; aber die Schweſter ließ ihn ſtehen, lächelte und ſprach: „„Ei, was faſelſt Du da. Laß mich den Brei rühren, ſonſt brennt er an.""

„Schweſter, gehorche Deinem herzoglichen Herrn Bruder, wenn auch der Brei anbrennt. Ich befehle es Dir."

Lachend erhob ſich die Schweſter, umarmte den immer noch mit hoher Miene vor ihr ſtehenden Bruder, verlangte aber zugleich, daß er die Poſſen laſſen, ernſthaft erzählen ſolle, wie es ihm ergangen.

Das geſchah, und zwar mit der größten Umſtänd-

lichkeit und Weitſchweifigkeit. Nicht die geringſte Kleinigkeit wurde vergeſſen. Beſonders viel ſprach er von den ſchönen Töchtern des Königs, die ihm beide ſo wohl gefielen, daß ihm die Wahl ſchwer werden würde, am liebſten er ſie Beide nähme.

Die Schweſter wollte Anfangs gar nichts glauben, meinte, der Bruder foppe ſie. Erſt nach wiederholter Verſicherung, daß er gewiß und wahrhaftig ihr nichts verlüge, brach ſie in Freude aus und in Erſtaunen. Sie ſprang auf, packte den Bruder, tanzte mit ihm herum, und jauchzte laut auf. Das Rühren des Breies wurde vergeſſen, ſo daß der neue Herzog ſelbſt dazu auffordern mußte, da er großen Hunger hatte.

„Sieh Schweſter," ſprach er, als ſie beiſammen ſaßen und aßen, „mein Plan iſt nun der: ich treibe das Kohlenbrennen fort und ſo lange, bis mir der König Kunde geben läßt, daß er ſein Reich wieder gewonnen. Da dies ſo geſchwind nicht gehen wird, ſo gewinne ich in der Zeit noch viele Silberklumpen, deren ich bedarf. Denn, hat mir der König das Land gegeben, das ich haben will, und was die ganze Umgegend hier ſein wird, ſo baue ich mir da drüben auf jenem Berge, wo ich mein Land überſchauen kann, eine Burg, die nenne ich Zähringen, welchen Namen

ich annehmen werde. Dann reise ich mit Dir zum König, vermähle mich mit einer seiner Töchter, und führe diese ein in meine Burg Zähringen, die eine der festesten und prächtigsten im ganzen Schwabengau werden soll. Dann leben wir herrlich und in Freuden, Kohlen werden nicht mehr selbst gebrannt, aber meine Leute thun das, damit in meinem Schatze immerfort ein Haufe Silberklumpen liege, und ich großen Hof halten kann in meiner Burg, größern noch, als meine kleinern Nachbarn, die Grafen von Urach, von Teck, von Scheuern, und wie sie sonst noch heißen. Auf alle diese muß ich stolz hinblicken können, ich, des Königs Eidam, der Herzog von Zähringen, dessen Geschlecht blühen wird in Ewigkeit, aus welchem vielleicht noch Fürsten und Könige einmal entsprießen können."

So sprach der Herzog von Zähringen im Köhlerkittel, Milchbrei dabei essend und schwarzes Brot. Ruhig ließ die Schwester ihn ausreden, konnte aber nicht unterlassen, bei diesem und jenem Worte bedenklich den Kopf zu schütteln, und am Schlusse der langen Rede ihm zuzurufen: „„Gemach, gemach Herr Bruder! Vergiß nicht das Sprüchwort: Hochmuth geht vor dem Fall.""

Der Köhler begann indessen die Ausführung seines Planes ganz so, wie er sich ihn gemacht. In vielen

Meilern brannte er Kohlen, um ſchnell der Silberklumpen viele zu haben. Und als er deren eine große Menge gewonnen, holte er ſich aus der Stadt einen Baumeiſter und Arbeiter, führte ſie auf die Stelle, wo die Burg Zähringen aufſteigen ſollte, und der Bau begann.

Wiewohl nun die Schweſter es nicht billigte, daß er ſo raſch ſeinen Plan verfolge, ehe noch Kunde da ſei, daß der König ſein Reich wieder gewonnen, wovon doch Alles abhänge, ob er Herzog werde und das Land erhalte, das er jetzt ſchon als das ſeine betrachte, ſo ließ ſich der Bruder doch nicht ſtören. Fortwährend wurde gebaut, denn er meinte: das könne gar nicht fehlen, das werde und müſſe Alles ſo kommen wie er es ſich denke, der König müſſe ihm geben, was er verlange.

So vergingen Wochen, ſo vergingen Monden. Der Burgbau nahte ſich der Vollendung, denn der Silberklumpenvorrath nahm kein Ende, aber — die königliche Kunde von Wiedereroberung des Reichs blieb aus. Die Schweſter fing ſchon an, den Bruder Herzog mit ſeinem Herzogthum zu foppen, ihm zu prophezeihen, daß von den Grafen des Gaues die neue Burg ihm weggenommen werden würde, was er nicht

hindern könne, da er keine Mannen habe; allein der Bruder verlor den Muth nicht, und verwies die Schweſter zur Geduld.

Eines Morgens ſaßen Beide vor der Köthe. Der Köhler war ſtill und ſah ernſt auf den Boden, denn allmälig wurde es ihm doch bedenklich, daß die erwartete Kunde gar nicht ankomme. Die Schweſter, neben ihm beſchäftigt Rüben zum Mittagseſſen zuzurichten, blickte zuweilen ſchalkhaft nach ihm hin, hätte gern ihn geneckt mit der ſo lange ſchon vergebens erwarteten königlichen Geſandtſchaft, unterdrückte aber ihren Frevel, den Bruder nicht zu kränken. Zutrauen zu den Verheißungen, welche man dieſem gemacht, hatte ſie aber gar nicht, denn je länger je mehr verlor ſie allen Glauben daran. So ſaßen Beide ſtumm neben einander, und hingen ihren Betrachtungen im Stillen nach. Da fuhr der Köhler plötzlich auf und ſprach: „Was war das?"

„„Was denn?"" fragte verwundert und faſt erſchrocken die Schweſter.

„Haſt Du nichts gehört?"

„„Ich habe nichts gehört.""

„Aber ich. Einen ganz eigenen Ton vernahm ich."

„„Wer weiß, was Du gehört haſt; das Geſchrei eines Hähers oder Geiers, die hier horſten.““

„Nein, nein, ganz anders war der Ton.“

Indem vernahm man ganz deutlich Trompetenſchall.

„Hörſt Du wohl,“ ſprach er haſtig, „das ſind Trompeten, das iſt die Geſandtſchaft des Königs, ja, ja die iſt's, bringt mir Kunde von meinem Schwiegervater, juchhe Schweſter!“ Er nahm ſie beim Kopf, und herzte ſie rechts und links im höchſten Freudentaumel.

Der Schweſter war nicht ſo zu Muth. Sie war erſchrocken, ſie erblaßte, ſie zitterte und hätte bald ihre geſchnittenen Rüben fallen laſſen. Indem hörte man von Neuem Trompetenſchall, der näher rückte.

Der Köhler lief unruhig hin und her, wußte nicht, was er thun ſollte; lief in die Köthe, kam wieder heraus, lief wieder hinein, warf den Köhlerkittel ab, zog einen Rock an, und ſtellte ſich vor die Köthe, den rechten Arm in die Seite geſtützt, mit vornehmer Miene erwartend, was da kommen werde.

Von Neuem ertönten Trompeten, und aus des Waldes Dickicht drängte ſich eine Reiterſchaar hervor, in glänzender Kleidung auf reich verzierten Roſſen. Von ihren Helmen wehten bunte Federn, und ein Jäh-

lein gelb und roth flatterte in ihrer Mitte. Gerade auf die Köthe zu ritten sie. Der reichgekleidetste sprang vom Roß, verneigte sich ehrerbietig vor dem Köhler, und sprach: „Mein Herr, der König, sendet mich zu Euch, Herzog. Er läßt Euch wissen, daß, mit Hülfe Eures Schatzes, er sein Reich wieder erobert, in seine Hauptstadt eingezogen sei, fest auf dem Throne seiner Väter wieder sitze, das Euch gegebene königliche Wort nun erfüllen wolle, und Euch daher laden lasse, zu ihm in seine Hauptstadt zu kommen, Euren Lohn und seinen Dank zu empfangen. Da er auch vernommen, daß Ihr Euch eine Burg in der Mitte des Gaues erbauet, den Ihr als Euer Eigenthum haben wollt, und daß Ihr solche Burg Zähringen genannt, so schenkte er Euch diesen Gau als Euer völlig freies Eigenthum, und erkenne Euch an als einen Herzog von Zähringen. Dies Euch zu verkünden, bin ich vom König hierher gesandt, und es thut mir wohl, daß ich der Erste bin, der Euch als Herzog von Zähringen begrüßen darf."

Der Sprechende hielt einen Augenblick inne, des neuen Herzogs Antwort zu erwarten. Der war aber so verdutzt, daß er nicht reden konnte. Jener sprach weiter: „Der König, mein Herr, hat mir ferner be-

fehlen, Euch zu sagen: er habe auf Eure Burg Ritter, Reisige und Mannen gesendet, die Euch angehören sollen. Auch Gewänder würdet Ihr da finden, wie sie einem Herzoge gebühren, damit Ihr, wie es die Sitte erheischet, an seinem Hoflager im herzoglichen Schmuck erscheinen möget, sowie Eure Schwester, für welche ebenfalls Kleidung und Geschmeide dort bereit lägen. Und nun säumt nicht, diesen Zelter hier zu besteigen, nach Eurer Burg zu reiten, wohin wir Euch begleiten, um morgen nach der Königsstadt Euch zu folgen."

Der Sprecher machte eine tiefe Verbeugung vor dem Herzog und dessen Schwester. Ersterer hatte sich während dem gesammelt. Schlicht und schlank sagte er: „Das gefällt mir, daß der König sein Wort hält, und daß er für Alles, was ich jetzt nöthig habe, sorgte. Ich werde sogleich mit Euch reiten auf meine Burg."

Die Schwester aber, die wußte nicht, wie sie sich haben sollte. Sie war noch immer blaß vor Schrecken oder vor Freude, und als sie vernahm, daß auch sie mit an des Königs Hof solle, Kleider und Geschmeide für sie auf der Burg bereit lägen, da vergaß sie die geschabten Rüben in ihrer Schürze, ließ den ganzen Vorrath fallen, klatschte vor Freude in die Hände, und drehte sich tanzend auf der Stelle herum.

Drauf rief der Herzog einen der Köhler, übergab diesem, was in der Köthe an Geräth und Kleidung sich befand, befahl ihm, das Kohlenbrennen für ihn fortzusetzen, und wöchentlich die Silberklumpen auf die Burg zu liefern. Nachdem dies geschehen, führte man die Zelter vor. Der Herzog wie die Schwester, Beide noch nie auf einem Rosse gesessen, bestiegen sie mit Hülfe der Diener, welche ein Lächeln nicht bergen konnten, wenn sie die letztere in ihrem Hausanzuge mit der Küchenschürze auf dem schön geputzten, stolzen Zelter sich ängstlich an dessen Mähnen festhalten sahen.

Die Reise begann. An der Spitze das Fähnlein, hinter ihm die Trompeter, deren schmetternde Töne die Luft erfüllten und von den Bergen zurückprallten; dann die Gesandtschaft des Königs zu beiden Seiten des Herzogs und der Schwester, und nun die übrige Begleitung.

Nach vier Stunden langten sie am Fuße des Berges an, von welchem die schöne Burg Zähringen herabschauete. Auf ihrer hohen runden Warte, die noch jetzt steht, wehten Fähnlein, und vor der Burg standen Mannen und Reisige, dem Zuge entgegen jauchzend. Wo dieser am Burgthore war, nahm das Jauchzen

zu, und begleitete ihn über den Burghof bis vor die Eingangsthür, wo man abstieg, und die Stiege hinan in die Gemächer sich begab.

Der Herzog war überrascht und erstaunt, wie sein königlicher Schwiegervater Alles so schön und reichlich hatte einrichten lassen. An nichts fehlte es. Sessel mit goldledernen Polstern, Tische, Schreine mit eingelegten bunten Steinen, Betten und sonstige Bedürfnisse, selbst Küchengeräth und Lebensmittel waren nicht vergessen, und Diener harrten der Befehle ihres neuen Herrn. Die Schwester aber, die durchlief schnell alle Gemächer der Burg, all' das Schöne und Kostbare zu sehen, das ihr Eigenthum nun war; dabei sprang sie, noch immer mit der Köhlerküchenschürze angethan, lustig umher, rufend ein Mal über das andere Mal: „Ach, Bruder Herzog, wie viel schöner ist's doch hier als in unserer alten schmutzigen Köhlerköthe."

Als Bruder und Schwester von dieser Besichtigung zurückgekehrt waren, sprach der Herzog zu der Gesandtschaft: „Nun wollen wir essen, ich bin hungrig." Da öffneten die Diener die Thür eines großen Gemachs, wo auf einer gedeckten Tafel der Gerichte gar viele aufgetragen waren. Man setzte sich, ließ es sich wohl schmecken, und der Humpen kreiste wacker herum. D[illegible]

Herzog und die Schweſter wurden ganz luſtig, und gaben in ihrem ſchlanken Benehmen und durch ihre ungekünſtelten, ſchlichten Aeußerungen den Herren vom Hofe des Königs gar oft Gelegenheit, im Stillen dieſe Naturmenſchen zu belächeln.

Nach dem Eſſen ſagte der Herzog: „Heute bleiben wir hier auf meiner Burg. Morgen reiten wir zum König. Senden Sie, Herr Geſandter, einen Boten an dieſen, damit er weiß, daß ich komme.“ Das geſchah. Ein Knappe mußte zur Stunde dieſe Botſchaft hintringen.

Andern Tages erſchien der Herzog, angethan in prachtvolle, ritterliche Kleidung, mit Waffe und Helm, und nicht minder ſchmuck, und reich gekleidet wie eine Prinzeſſin, die Schweſter. Beide gefielen ſich gar allzu ſehr, konnten ſich nicht genug beſchauen. Die Schweſter ſprang wie ein junges Füllen umher, ſo daß der Bruder — ſie waren allein — ſagte: „Schweſter, das ſchickt ſich nun nicht mehr; Du biſt Prinzeſſin, mußt Dich ernſt und vornehm benehmen.“ Aber die Prinzeſſin wußte nicht, wie ſie das anfangen ſollte, und ward darob ganz mißmuthig.

Jetzt trat der Geſandte in das Gemach und verkündete, daß Alles zur Abreiſe bereit ſei. Die Roſſe

wurden beſtiegen, der Zug ſetzte ſich in Bewegung in derſelben Ordnung wie Tags zuvor von der Köthe nach Burg Zähringen.

Erſt am folgenden Tage erreichte man die Grenze des königlichen Reichs. Hier empfing den Herzog eine zweite Geſandtſchaft des Königs, welche ſich dem Zuge anſchloß. Wo ſie nun durch eine Stadt oder durch ein Dorf kamen, da jubelte das Volk dem königlichen Gidam entgegen, und der Herzog grüßte dankend links und rechts.

Als die Thürme der Königsreſidenz hervortraten, die große befeſtigte Stadt ſich näherte, da pochte dem Köhler das Herz gewaltig. Es war ihm bange, wußte aber eigentlich ſelbſt nicht warum. Beim Einreiten in die Stadt ſpielten Muſikanten auf, und das Volk jubelte über die Maaßen. Der Schweſter gefiel beſonders die Muſik und ſie nickte den Spielleuten freundlich zu. Im Hofe der Königsburg ſtanden die Hofleute, viele Ritter und Edle, Alle prunkvoll angethan. Der König ſtand am Eingange des Palaſtes, und umarmte den Herzog, der ſich tief vor ihm beugte. Sie ſtiegen die Treppe hinan und in einen weiten goldenen Saal. Alles folgte. Der König ſetzte ſich auf den Thron, zu beiden Seiten ſeine Töchter, und neben der einen

wurde der Schweſter des Herzogs der Platz angewieſen. Rundum im Saale ſtanden die Edlen und Ritter. Der Herzog blieb in der Mitte dem Könige gegenüber ſtehen.

Der König ſprach: „Was ich Dir ſchon durch meine Geſandtſchaft eröffnen ließ, ſollſt Du nun nochmals aus meinem königlichen Munde vernehmen. Durch Deinen mir dargebrachten Reichthum habe ich mein Reich wieder erlangt. Zum Lohn dafür erhebe ich Dich zu einem Herzog, Deine Schweſter zu einer Prinzeſſin. Das Land, in welchem Du eine Burg erbauet, die Zähringen Du nenneſt, ſchenke ich Dir als Dein und Deiner Erben freies Eigenthum, und nenne Dich Herzog von Zähringen. Empfange von mir, zum Zeichen der Bekräftigung meines königlichen Ausſpruchs, den Ritterſchlag.“

Einer der Hofherren trat zum Herzog und ſagte ihm, daß er dem König ſich nähern, auf ein Knie ſich niederlaſſen müſſe. Der Herzog that es. Der König berührte ihn ein, zwei, drei Mal mit dem Schwert und ſprach dabei: „So ſchlage und ernenne ich Dich hiermit zum Ritter, Grafen und Herzog. Steht auf, Herr Herzog, und umarmt mich.“

Der Herzog that wie ihm befohlen, war aber wie

betäubt von alle dem was geschah, und fast vergingen ihm die Sinne. Der König gewahrte es, ließ ihm einen Augenblick Ruhe und sprach dann weiter:

„Der mir mein Reich wieder gewinnen hülfe, dem versprach ich nicht allein, ihn zu erheben, ich gab auch mein königliches Wort, daß er eine meiner Töchter zum Weibe erhalten solle. Das halte ich. Sieh Herzog, hier sind sie Beide, wähle! Die Du wählest, wird Dein, und Euer Bund soll in der Kapelle meiner Burg sogleich geschlossen werden.“

Freude und frischer Muth überströmte den Herzog. Dankvoll verneigte er sich vor dem Könige, seine Augen strahlten vor Entzücken. Aber, nun stand er da, gegenüber den beiden holden Gestalten, und in ihm kämpfte es, welche er erkiesen solle. Beide waren so schön, so liebreizend, Beide so schlank und so blühend, Beide erglänzend im königlichen Schmuck, verschämt und angstvoll erwartend die Lösung ihres Schicksals. In Beiden glühte insgeheim der Wunsch, gewählt zu werden, denn schöner noch erschien ihnen der junge Mann in der festlichen Prunkkleidung seines jetzigen Standes, als damals, wo sie zuerst ihn sahen, wo noch der Köhlerkittel ihn umgab. Da blickte der junge Herzog liebestrunkenen und forschenden Blickes sie an, und als

in diesem Moment der Jüngern Augen ihm begegneten, da rief eine innere Stimme ihm zu: die wähle. Und er that es. Nieder sank er vor dieser auf sein Knie, und rief laut aus und im höchsten Entzücken: „Du bist mein Eheweib!“ und steckte ihr das Ringelein an den Finger, das er einst vom Goldschmied in Freiburg erhielt.

Laut schmetterten die Trompeten, und die Heerpauken wirbelten. Die Umstehenden riefen dem Brautpaare ein Lebehoch, und der König legte höchst bewegt, und mit dem Ausruf: „Gott segne Euren Bund, seid glücklich!“ ihre Hände in einander. Drauf begab man sich nach der Kapelle, wo der priesterliche Segen den Bund weihte. Ein Prunkfestmahl schloß den glücklichen Tag.

Spiele und Feste folgten nun in den Tagen darauf. Minnesänger wetteiferten um den Preis in Gesängen auf das junge Paar, und in Freude und Jubel verflossen die glücklichen Stunden.

Am neunten Tage brach der Herzog auf mit seiner Gemahlin und seinem Gefolge, und zog von den Segenswünschen des Vaters begleitet nach seiner Burg Zähringen. Festlich war ihnen auch hier der Empfang von den Unterthanen des Landes bereitet.

Jubel begleitete das glückliche Paar bis an die Schwelle der Burg, und Tanz, Spiel und Gelag wechſelten drei Tage. Jeden Tag trafen neue Gäſte aus der Umgegend ein, meiſtens aus Neugierde, den jungen reichen Köhler-Herzog, wie ſie ihn ſpöttiſch nannten, kennen zu lernen.

Als die Tage der Freude und des Getümmels vorüber waren, da begann ein ſtilles häusliches Familienleben, denn nach rauſchenden Vergnügungen ſtrebte das junge Paar nicht. In ſich ſelbſt fand es ſein Glück, und des Herzogs Schweſter theilte dieſe ſtillen Freuden.

Kaum war ein Jahr verfloſſen, da wiegte der Vater einen Stammfolger auf ſeinen Armen. Dem Könige wurde die frohe Nachricht zugeſendet, und bald darauf zog dieſer mit großem Gepränge ein, hielt den Enkel ſelbſt über die Taufe, gab ihm den Namen Konrad, und beſchenkte die Kirche im Dörfchen am Fuße des Burgberges mit ſeinem Altartuch und köſtlichen Meßgewändern.

Nach zwei Jahren beſchenkte die Herzogin ihren Gemahl mit einem zweiten Sohne. Im Beſitze dieſer Unterpfänder für die Fortdauer ſeines Geſchlechts, im Beſitze großen Reichthums, den fortwährender Kohlenbetrieb ihm lieferte, und im Genuſſe dauerhafter Ge-

ſundheit und Kraft, fühlte ſich der Herzog auf der höchſten Stufe des Glückes.

Leider regten ſich aber auch bald Leidenſchaften im Gemüthe des glücklichen Mannes, die früher er nicht kannte, vom Wohlleben und Reichthum erſt erzeugt wurden. Prunk, Herrſchſucht und Stolz waren es, die ſich ſeiner bemächtigten. Stille Häuslichkeit genügte ihm nicht mehr. Immer prachtvoller richtete er Alles um ſich her ein, mehrte das Hofgeſinde auf überſchwengliche Weiſe, ward barſch, ſtreng und despotiſch gegen Alles was ihn umgab. Wie liebevoll auch Gattin und Schweſter ihn baten, flehendlich baten, abzulaſſen von ſolchem Thun, mild und gut zu ſein wie früher, in Glanz und rauſchenden Vergnügungen Glück und Genuß nicht zu ſuchen, — ſein Stolz und Uebermuth, ſein Streben nach Außendingen nahmen eher zu als ab. Beſondere Ueppigkeit zeigte ſich an ſeiner Tafel. Das Leckerſte mußte herbeigeſchafft werden, ſeinen immer mehr verwöhnten Gaumen zu kitzeln, und nicht ſelten mußten die Köche es büßen, wenn der abgeſtumpften Zunge die gewürzigſten Speiſen nicht zuſagen wollten. Immer ſollten jene Neues, noch nie Genoſſenes bereiten, was ſie je länger je weniger vermochten.

Als nun einſt der Herzog mit Zorn und Heftigkeit ſeine Köche anließ, ſie ins Burgverließ zu werfen drohte, wenn ſie nicht neue Gerichte ihm lieferten, und voll Furcht und Zittern dieſe erklärten: daß ſie dies nicht vermöchten, da fuhr der Herr mit donnernder Stimme auf ſie ein: „Nun ſo will ich Euch ein neues Gericht ſagen. Morgen, zum Mittagsmahl, bereitet mir ein eben erſt gebornes Kind. Junges Menſchenfleiſch iſt zart, muß gut ſchmecken, wird gut ſchmecken, wenn ihr es gut bereitet. Fort, vollziehet meinen Befehl.“

Die Köche erblaßten und zitterten. Sie verſuchten Gegenvorſtellungen, meinten, daß ſie nicht verſtänden Menſchenfleiſch zuzubereiten, daß auch keine Mutter ihr eben erſt gebornes Kind hierzu hergeben werde, aber mit verdoppelter Donnerſtimme verwies er ſie zum Gehorſam, hinzufügend: „für Geld iſt Alles feil, und ich, der reiche Herzog von Zähringen, zahle der Mutter was ſie begehrt. Jetzt keine Widerrede mehr, vollzieht meinen Befehl oder ihr werdet morgen ſelbſt am Spieße lebendig gebraten.“

Weinend und jammernd warfen ſich die Köche vor ihm nieder, baten flehendlich, abzulaſſen von dieſem Begehren, einer ſo großen Sünde ſich nicht theilhaftig

zu machen; aber der Verblendete ſtieß ſie von ſich, und fürchterlich brüllte er ihnen zu, daß augenblicklich er ſie lebendig braten laſſe, vollzögen ſie nicht ſeine Befehle. Die Unglücklichen ſtürzten händeringend aus dem Gemach, ſchrieen laut: „Die Schuld komme über Dich, nicht über uns!“ und gingen — den Befehl zu vollziehen.

Als ſie hinabkamen in den Burghof, da ſtand eine Bettlerin in Lumpen gehüllt, und trug ihr dreitägiges Kind. Sie bat flehendlich um Brot, ſonſt müſſe ſie und ihr Kind verhungern.

„Du ſollſt Brot und Fleiſch haben, ſo viel Du willſt,“ ſprachen die Köche, „wenn Du uns Dein Kind hier läſſeſt.“

„„Nein,““ erwiederte die Mutter, „„das thue ich nicht, lieber gehe ich hungrig von hier.““

„Wir geben Dir noch obenein eine Hand voll Geld.“

Die Mutter ſchüttelte mit dem Kopfe. Da entfernte ſich einer der Köche, kam aber bald zurück, in der einen Hand eine Schüſſel mit Fleiſch und Brot, in der andern blankes Geld.

„Willſt Du, ſo nimm und gieb Dein Kind,“ ſprach er.

Mit trübem Blick ſchaute die Mutter nach dem

Dargebotenen, ſeufzte, weinte und drehte ſich um zu gehen.

„Du willſt alſo nicht?“ fragte der Koch und ließ dabei die Geldſtücke klingen.

Eine Weile ſtand die Mutter, und ſah zur Erde. Dann ſprach ſie: „„Mein Kind gebe ich nicht, aber ſeid barmherzig, und gebt mir zu eſſen, denn daheim ſchreien noch vier Kinder um Brot. Bringe ich keines, ſo müſſen ſie verhungern.““

Die Köche konnten ihre Thränen nicht bergen, und Einer nur war im Stande, ſeiner Gefühle Herr zu werden und zu ſagen: „daß, wenn ſie das Kind ihnen gäbe, ſie Alles haben ſolle, was ſie ihr böten, ſonſt aber nichts.“

Die Mutter zitterte und bebte und weinte. „„Ach,““ ſprach ſie, „„Ihr ſeid harte Menſchen, Ihr quält mich arme Frau, mich unglückliche verlaſſene Mutter.“ — Sie ſuchte ihren Schmerz zu ſtillen, dann fragte ſie: „„Was wollt Ihr mit meinem Kinde?““ — Sie ſchwiegen. — Nochmals fragte ſie, und — ſie ſchwiegen.

„„Großer Gott!““ rief ſie aus und ſchluchzte, „„was ſoll ich thun?““

„Entſchließe Dich, Weib,“ ſprachen jene. „Wir haben nicht länger Zeit, müſſen an unſere Arbeit.“

Da fuhr die Mutter haſtig auf: „„Gut, ich laſſe Euch mein Kind, aber nur auf vier Wochen, dann muß ich es wieder haben. Wollt Ihr das?““

Die Köche ſahen ſich an, und ſprachen: „Ja.“

Der Tauſch geſchah. Noch einmal drückte unter Thränen die Mutter das Kind an ihre Bruſt, gab es, und eilte mit der Nahrung und dem Gelde fort. Die Köche gingen in ihre Arbeitsſtube, und das zarte Geſchöpf endete unter ihren Meſſern.

Am folgenden Mittag ſetzten ſie das Kind, unzertheilt, in einer langen ſilbernen Schüſſel, gebraten auf die Tafel. Mit Roſen war es umſteckt, von einem Geflecht von Thränenweiden umgeben, auf dem Köpfchen mit einer Krone von Citronenrinde geſchmückt.

Man meldete dem Herzog, daß die Tafel bereitet ſei. Die Thüren des Gemachs öffneten ſich; der Herzog trat ein mit ſeiner Gattin. Dieſe, von nichts wiſſend, vom Herzog nur unterrichtet, daß ſie heute ein ganz neues Gericht finden werde, erblickte kaum was in der Mitte der Tafel ſtand, als ſie einen ſchrecklichen Ton ausſtieß und ohnmächtig niederſank. Der Herzog ſelbſt prallte zurück, erblaßte beim Anblick des beſtellten Gerichtes, knieete nieder bei der Gattin, wollte ſie beruhigen, aufrichten, aber ihr Leben war ſchon

entſchwunden. Als Leiche trug man die Unglückliche aus dem Saale.

Einer Leiche gleich, ſchüttelte den Herzog Fieberfroſt. Er ſtürzte hinaus und in die Kapelle, ſank nieder am Hochaltar, betend und flehend zu Gott um Vergebung ſeiner Sünde, denn das ſchändliche und ruchloſe Verbrechen lag jetzt in ſeiner ganzen Scheußlichkeit ihm vor Augen, peinigte ihn mit Höllenqual. Da trat der Burgkaplan zu ihm, mit aufgehobenem drohenden Finger.

„O du Sünder," ſprach er, „welch ſchändliches Verbrechen haſt Du begangen; den Zorn Gottes haſt Du auf Dich geladen, ſein Strafgericht wird Dich erreichen, zur ewigen Qual im Flammenpfuhl Dich verdammen."

Heulend und flehend wand ſich der Sünder zu den Füßen des geiſtlichen Herrn, ſchreiend um Vergebung, um Fürbitte bei Gott, um Rettung ſeiner Seele. „„Sagt,"" rief er mit höchſtem Angſtgeſchrei, „„was ſoll ich thun um der Seligkeit theilhaftig zu werden, meine Seele dem Satanas zu entreißen. Sagt, ſprecht, ich flehe Euch an um Gotteswillen, ſchafft mir Ruhe.""

Da ſprach der Burgkaplan: „Wollt Ihr aufrichtig Eure Sünde bereuen, Eure Schandthat abbüßen, ſoll

Gott Euch gnädig ſein, Eure Seele erretten aus dem Schlunde der Hölle, ſo baut Kirchen und Klöſter zur Ehre des Höchſten und der heiligen Jungfrau; thut Buße und ſtiftet ewige Meſſen zum Heil Eurer Seele. Thut Ihr ſo, dann wird der Himmel ſich Euer erbarmen, und wenn Ihr fürder ein gottſeliges Leben führt, ein bußfertiges, reuiges, dann kann und werde ich Euch Abſolution ertheilen, Eure Sünden Euch vergeben."

„„Ja, das will, das verſprech' ich,"" rief der tiefzerknirſchte Herzog. „„Alles ſoll geſchehen, wie Ihr es befehlt, ehrwürdiger Herr.""

Da reichte dieſer ihm die geweihte Hoſtie, ſprach den Segen des Herrn, und rief aus: „Steh auf, Deine Sünden ſind Dir vergeben!"

Der Herzog wankte aus der Kapelle auf ſein Gemach. Fieberfroſt ſchüttelte ihn, und warf ihn auf's Lager. Sein Geiſt erkrankte, er war nicht mehr ſeiner Herr. Verworrene Worte ſprach er, und andern Tags lag er in völliger Raſerei. Beſorgt, daß der Kranke nicht werde erfüllen können, was er zum Heil ſeiner Seele verſprochen, und dieſe nun hinabfahren werde in den Flammenpfuhl der Hölle, erſchien der Burgkaplan oft am Krankenlager, ängſtlich harrend des Eintritts eines lichten Augenblicks, wo der Kranke fähig

sei zum Ertheilen der Befehle zur Ausführung des Gelobten. Dieser trat endlich am siebenten Tage ein. Das Fieber wich, der Gebrauch der Sinne kehrte wieder, und bei vollem Verstande, aber erschöpft an Lebenskraft, war der Herzog am achten Tage. Da kam der Pater, mit Freundlichkeit ermahnend, ohne Verzug die Befehle zu ertheilen, daß man seine Gelöbnisse ins Werk setze. Es geschah. Der Geheimschreiber verabfaßte die nöthige Urkunde, die der Herzog mit schwacher Hand unterschrieb, dem geistlichen Herrn sie reichte, und nun von diesem die letzte Oelung empfing.

Am folgenden Morgen entschlief der Herzog, seines Alters erst acht und dreißig Jahre. In der Gruft ward er neben seiner Gattin beigesetzt, wohin seine Schwester mit den Kindern dem Sarge folgte. Mütterlich wurden von jener die holden Knaben gepflegt, zu guten Menschen erzogen, und ihnen entsproß das Geschlecht der Herzoge von Zähringen in zahlreicher Nachkommenschaft.

Gleich nach dem Ableben des Herzogs begann der Bau von zwei Klöstern im Schwarzwalde mit einer noch nie gesehenen Pracht. Das eine ward geweiht dem heiligen Rupert, das andere dem heiligen Peter. Beider Trümmer sieht man noch heutigen Tages im Lande Baden.

Hier endete der alte Köhler seine Erzählung. „Seht Herr," sprach er, „das ist die Geschichte vom ersten Herzog von Zähringen, der, als Köhlerknabe geboren in Elend und Armuth, reich und mächtig, aber übermüthig, und deshalb zu Schanden ward. Sein Geschlecht erlosch mit Berthold, als man schrieb 1218.

Die verwünschte Jungfrau.

An der Südseite des Schneeberges, — wie eine der höchsten Kuppen des Fichtelgebirges heißt, — da breitet sich eine öde, wilde, eine schauderhaft-einsame Fläche aus, die man den Nußhardtfelsen nennt. Mit großen Granitfelsstücken, von dichten Moosdecken überkleidet, ist sie bestreuet, als wäre hier der Todtenanger einer Riesenwelt. Kein Vögelein nistet hier, und keines zwitschert auf Aesten und Zweigen in dieser Oede, denn hier grünt kein Strauch, kein Baum. Ewige Ruhe herrscht, ewige Stille, zuweilen nur von einem darüber hinschwebenden Raubvogel krächzend unterbrochen. Zwar sprießen zwischen den Felsen würzige Kräuter, fette Nahrung für das Vieh, und in frühern Zeiten trieb der Hirt aus dem nächsten Dorfe Vordorf

seine Heerde gern hierher. Seitdem aber einmal einer der Hirten leichenblaß heimgekehrt ist, erzählt hat, daß eine grausige Erscheinung er da gehabt, vor Schrecken fast des Todes gewesen sei, Unholde und Hexen ihr Wesen am Nußhardtfelsen trieben, da wollte keiner mehr die Heerde dahin führen, und die Gegend kam in Verruf.

So mochte wohl ein ganzes Jahrhundert verflossen sein: da erhält die Stelle des Gemeindehirten im Dorfe Vordorf ein junger hübscher Bursche.

Von seinen Aeltern hat er gehört, daß ehedem am Nußhardtfelsen schöne Weide gewesen, und auch, warum dahin kein Hirte mehr treiben wollen. Das reizt seine Neugierde, denn er ist kühnen Sinnes, will nicht an Spuk und Geisterei glauben, und beschließt daher, nach der verrufenen Fläche seine Heerde einmal hinzutreiben. Gute Freunde rathen ihm zwar ab davon, nennen ihn einen Naseweis, dem seine Neugierde übel bekommen könne; er aber kehrt sich daran nicht, denn Keiner kann ihm sagen, daß er vom Geisterspuk etwas gesehen, nur von den Vorältern davon erzählen gehört habe.

Muthig treibt er daher eines Morgens die Heerde nach dem Nußhardtfelsen, wo er gegen Mittag ankommt.

Daß es öde und ſchauerlich da ſei, hat er gehört, und ſo findet er es auch, aber faſt noch ſchlimmer, als er es ſich gedacht. Da iſt kein Strauch, kein Baum, unter deren Schatten er und ſeine Kühe in der Mittagsſtunde beim Sonnenbrand ausruhen könnten; auch ſprudelt nirgends eine Quelle zur Labung für ihn und ſeine Heerde. Das ſteht ihm gar nicht an; und daß ſich das Vieh hinter und zwiſchen den bemoosten Felsblöcken weidend verliert, die Hälfte davon ſeiner Aufſicht dadurch entzogen wird, nur ihre Glocken er hört, beim Heimtreiben es ihm mit den Hunden ſchwer wird, die Heerde wieder zu ſammeln, das ſteht ihm auch nicht an. Die ſchönen Kräuter aber, die hier wachſen, das ſchöne hohe Gras, das dem Vieh die fetteſte Nahrung giebt, das gefällt ihm wohl, und da er ſeiner Heerde ein guter Hirt iſt, ſo beſchließt er, trotz jener Mängel einige Zeit hierher zu treiben.

Es geſchieht, und da er nach Verlauf von zwei Wochen von Geiſterſpuk nichts vernimmt, ſo denkt er auch gar nicht weiter an Unſicherheit am Nußhardtfelſen, und treibt täglich auf den ſchönen Weideplatz, von welchem das Vieh die fetteſte Milch heim bringt.

In der dritten Woche — es war am Tage des

heiligen Johannes, — als er eben wieder an dem Felsen lehnt, der ihn gegen den Sonnenbrand schützt, da sieht er zwischen 12 und 1 Uhr Mittags eine wunderliebliche, fein geschmückte, jungfräuliche Gestalt hinter einem der Felsen hervorkommen, eifrig beschäftigt, Flachsknoten mit einem Rechen auszubreiten, hin und her zu wenden, um sie an der Sonne zu trocknen.

Ein feines weißes Gewand umgiebt sie bis auf die Kniee, wo ein Geflecht von blauen Kornblumen den Saum grenzt, so wie ein Gürtel solcher Blumen den schlanken Leib umschließt. Vom Nacken herab fällt eine goldene Kette auf den Busen, an welcher ein Kreuz von funkelnden Steinchen hängt; den Kopf mit zierlich geflochtenem lichtbraunen Haar deckt ein großer Strohhut, mit dem Auge einer Pfauenfeder geschmückt. Die ganze Frische der Jugend liegt in dem holden Antlitz, und aus den Augen von des Himmels Bläue strahlt Frohsinn und Leben.

Der Hirte stutzt; und obwohl es nur ein Mägdlein, und ein so schmuckes Mägdlein ist, das nur ein gutes Wesen sein kann, so spürt er doch eine kleine Bangigkeit, denn die alten Erzählungen vom Spuk am Nußhardtfelsen fallen ihm ein, und die Erscheinung kommt ihm auch gar nicht wie eine natürliche vor.

Unverwandt beobachtet er ſie, rührt und regt ſich nicht, iſt voller Erwartung, was weiter geſchehen werde. Sie aber ſieht nicht nach ihm hin.

So verfließt faſt eine Stunde; da geht die Jungfrau hinter den Felſen, und kommt nicht wieder hervor. Langſam erhebt ſich der Hirt, faßt ſich ein Herz und ſchleicht leiſe, doch nicht ohne einige Aengſtlichkeit, hin zu dem Felſen, zu ſchauen, ob die ſchöne Dirne noch da ſei. — Als er an die Stelle kommt, wo die Flachsknoten ausgebreitet ſind, erblickt er zu ſeiner Verwunderung nicht Flachsknoten, die er ganz deutlich zuvor als ſolche erkannt, ſondern — Roßkoth, und dazwiſchen hin und wieder Goldſtücke. Er ſtutzt. Daß es hier nicht mit rechten Dingen zugehe, ſieht er nun deutlich, und was die Großältern vom Spuk am Nußhardtfelſen erzählten, glaubt er nun beſtätigt zu finden. Ein Weilchen ſteht er an, was er thun ſolle; ob weiter gehen, die Thaler unberührt laſſen, oder umkehren und dieſe mitnehmen. Da alles um ihn ruhig bleibt, ſo faßt er ſich ein Herz, ſchleicht leiſe weiter, beugt um den Felſen, guckt und guckt, ſieht aber nichts, umgeht den Felſen und ſieht — auch nichts. Die ſchöne Jungfrau iſt fort. Da ſammelt er die Goldthaler auf, wohl an die zwölfe, ſteckt ſie zu ſich, ſetzt ſich wieder

an ſeinen Felſen, hofft, die Jungfrau ſolle wieder kommen, aber — ſie kommt nicht wieder.

Andern Tags ſitzt er zur Mittagsſtunde wieder an dem Felſen, harrt und harrt ob der Erſcheinung, aber es erſcheint nichts. So auch den zweiten und dritten Tag. Das iſt ihm gar nicht recht, er hätte gern täglich die ſchöne Jungfrau geſehen und goldene Thaler von ihr angenommen. Endlich am vierten Tage iſt ſie wieder da, trocknet wieder, wie das erſte Mal, Flachsknoten, verſchwindet nach einer Stunde, läßt Roßkoth mit Goldthalern zurück, die der Hirt abermals zu ſich ſteckt.

So geht es den ganzen Sommer hindurch. Immer den vierten Tag erſcheint die Jungfrau, beſchäftigt ſich auf gleiche Weiſe, und der Hirt kehrt mit ein Dutzend Thalern jedesmal heim, ſpricht aber mit Niemand von ſeinem Abentheuer. Je länger, je mehr gefallen ihm die blanken Thaler, bald aber gefällt ihm mehr noch die ſchöne Dirne ſelbſt. Gern möchte er mit ihr reden, ihr ſagen, daß ſie ihm gefalle, hat aber nicht den Muth, denn ihre Erſcheinung hat immerfort etwas Uebernatürliches für ihn, was ihn ſcheu macht. Daß ſie ihn anreden möchte, wünſcht er, aber das geſchieht nicht. So vergeht eine Woche nach der andern.

Sie ſehen ſich Beide von fern, nähern ſich aber nicht.

Schon begann der Herbſt zu nahen. Die Blätter färbten ſich, und die Felder wurden leer; da ſitzt auch einmal der Hirt mit übereinander geſchlagenen Armen an ſeinen Felſen gelehnt, und überlegt, ob er ſich nicht ein Herz faſſe, und, ehe der Winter ſie trenne, die holde Jungfrau anrede.

Vertieft in Gedanken hierüber, ſieht er ſtarr zur Erde, ſieht und hört nichts, was um ihn her vorgeht, und ſo reift endlich der feſte Vorſatz, ſie heute anzureden.

„Ja, das will ich!" ruft er aus, blickt auf, und — nahe vor ihm ſteht die Jungfrau. Er erſchrickt, das Blut weicht von ſeinen Wangen, aller Muth iſt dahin, er zittert, ſpringt auf und will fliehen.

„„Bleibe,"" ſpricht die Dirne mit holdſeliger und edler Stimme; „„fürchte Dich nicht. Ich bin nicht kommen Dir zu ſchaden, aber von Dir Hülfe mir zu erbitten.""

„Von mir?" fragt mit ängſtlicher Miene und Verlegenheit der Hirt. „Du von mir Hülfe?"

„„Ja, ſo iſt's. Du kannſt, wenn Du willſt und Muth haſt, mein Retter ſein.""

„Ich Dein Retter? Biſt Du in Gefahr?"

„„Höre mich. Ich bin eine edle Jungfrau, hohen Standes, aber von einem böſen Dämon, der mich vergebens um Gegenliebe quälte, meinen Aeltern geraubt, in dieſe furchtbare Einöde gebannt. Hier mich zu beſchäftigen mit Reinigen und Trocknen von Flachsknoten, die zu häßlichem Miſt unter meinen Händen ſich umwandeln, bin ich verdammt. Schon hundert Jahre ſchmachte ich in dieſer Verbannung, ſeufze nach Erlöſung, aber umſonſt. Keiner, den ich bis jetzt um ſolche bat, half mir; Allen fehlte es an Entſchloſſenheit, an Muth, und obwohl Viele mir Hülfe zuſagten, leiſtete ſie doch Keiner im entſcheidenden Augenblicke, der nur jährlich einmal kommt. Jetzt habe ich meine Hoffnung auf Dich geſetzt. Du kannſt, Du mußt mich retten, Du wirſt mich erlöſen aus den Klauen jenes Dämons.""

Der Hirt hört mit ſteigender Aengſtlichkeit dieſe Worte. Er zittert, denn daß er mit einem Weſen redet, das ein Jahrhundert lang ſchon hierher gebannt iſt, das erlöſt ſein will aus der Gewalt des Teufels, das iſt ihm graulich, ſchauderhaft, und nicht der Liebreiz der Jungfrau, nicht der ſchmachtende, der zärtlich um Hülfe flehende Blick aus den ſchönen Augen,

können ihm Ruhe und Besonnenheit geben. Er sieht ängstlich zur Erde und schweigt.

„„Du antwortest nicht, willst mir nicht helfen?““ spricht mit liebevollster Stimme die Jungfrau.

„Ja, wie soll, wie kann ich Dir helfen, ich schwacher Mensch?“

„„Das will ich Dir sagen. Der Tag des heiligen Erzengels Michael, — er wird bald kommen, — der Tag meiner Geburt, ist jener Einzige im Jahre, an welchem meine Erlösung möglich ist. An diesem wirst Du hinter dem Felsen, hinter welchem Du mich täglich hervortreten sahst, die weite Oeffnung einer Höhle erblicken. In diese tritt vor Aufgang der Sonne, gehe so lange in ihrem Dunkel fort bis es hell und heller ist. Da, wo der höchste Lichtglanz Dich fast blenden wird, da findest Du mich, ausgestreckt auf schwellenden seidenen Kissen, nicht lebend, nicht todt, aber im Kampfe mit dem unsichtbaren Dämon um Leben oder Tod. Wie Du mich jetzt siehst, so erblickst Du mich dort aber nicht. Einer Höllenfurie gleiche ich. Aus meinem Munde sprüht Feuer, mein Haar ist ein Geflecht von lebenden Schlangen; von Krämpfen wird mein Körper durchzuckt und verzerrt; ich stoße die schrecklichsten Töne aus; mein Jammer ist zermalmend. Das scheußlichste

Bild ſtelle ich dar, das ſcheußlichſte, was Du Dir erdenken kannſt. Dabei ziſchen Blitze ringsum, und Donner kracht ohne Ende. Haſt Du Dich mir nun genaht, mich einige Minuten betrachtet, an mein furchtbares Bild Dich gewöhnt, dann tritt, ohne Furcht daß Dir Uebles begegne, dicht an mein Lager, und küſſe mich dreimal auf die Stirn. Haſt Du Muth, haſt Du Entſchloſſenheit dies zu thun, ſcheueſt Du nicht die Flammen aus meinem Munde, das Ziſchen der Schlangen auf meinem Haupte, das Donnern und Krachen umher, ſo — iſt der Zauber zerriſſen, ich bin erlöſt, Dein Lohn iſt groß, ſehr groß.““

Der Hirt, blaß und bang, bebte mit den Lippen, zitterte an allen Gliedern, ſprach kein Wort, und ſah ſich ängſtlich um, als wünſche er, daß Jemand ihm zu Hülfe käme.

„„Du biſt beſorgt,““ fuhr die Jungfrau fort. „„Sei das nicht. Habe Muth, und Du wirſt glücklich beſtehen, was ich von Dir begehre, denn wiſſe: Dein Daſein, Dein Leben greift wunderſam in das meinige ein. Du biſt getauft aus einer Bademulde, gefertigt von Holz einer Eiche, die am Tage meiner Geburt, dem Tage des heiligen Erzengels Michael, gepflanzt, an demſelben Jahrestage gefällt ward, und an demſelben

Tage biſt auch Du geboren. Sieh, an das Zuſammentreffen dieſer Umſtände iſt meine Erlöſung geknüpft. Wer an dieſem Tage geboren, aus dieſer Mulde getauft war, kann mich erlöſen, was leider aber noch Keiner vollbrachte, dem es möglich geweſen, und den ich darum bat. Jetzt biſt Du dazu von mir aufgefunden; Du wirſt mir helfen. Und hätteſt Du nicht den Muth, allein in jene Höhle einzutreten, ſo nimm Deinen Beichtvater mit oder einen treuen Freund. Aber bedenke: Erlöſeſt Du mich nicht an jenem Tage, ſo muß ich neue hundert Jahre ſchmachten nach Erlöſung, kann nach hundert Jahren erſt wieder einen Dir gleich Befähigten dazu aufſuchen. Hilf, ich bitte Dich, hilf mir Unglücklichen!“ “

Der Hirt ſtand ſprachlos vor der Jungfrau, blickte zur Erde, wollte reden, konnte nicht reden. In ihm kämpften Mitleid und Furcht, Menſchenliebe und Beſorgniß für ſein Leben. „Gott, was ſoll ich thun!“ rief er in höchſter Aufregung aus.

Da ſprach die Jungfrau mit der holdeſten Freundlichkeit: „Jüngling, er wird Dir ſchwer der Entſchluß, ich ſehe es. Darum laſſe ich Dich jetzt. Sinne, was Du thun willſt. Drei Tage noch haſt Du Zeit bis zu dem entſcheidenden Augenblick, drei Tage der Bedenk-

zeit. Nochmals aber beſchwöre ich Dich: vergiß nicht, daß in Deiner Hand mein Schickſal liegt; vergiß nicht, daß Du glücklich machſt und glücklich wirſt.""

Sprachs, und verſchwand.

Lange ſtand der Hirt auf derſelben Stelle und ſtarrte vor ſich hin. Es war ſchon ſpät, als er ſeine Heerde heim trieb, und wie er ſeine Hütte erreicht hatte, ſank er ermattet aufs Lager. Aber kein Schlaf erquickte ihn. Immer ſtand das Bild der unglücklichen Jungfrau vor ihm, mit flehender Miene ihn anblickend. Was thue ich, was ſoll ich beginnen? So fragte er ſich jeden Augenblick, ohne ſich eine Antwort darauf geben zu können. Hin und her ſchwankte ſein Wille. Gedachte er des ſchauderhaften Zuſtandes der Jungfrau im Augenblick der Rettung, und der ihm dabei drohenden Gefahr, ſo bebte er zurück, und war feſt, ſolch Wagſtück nicht zu beginnen. Gedachte er wieder, daß er die Unglückliche zu erlöſen vom Schickſal beſtimmt ſei, für ihn der Augenblick nie wiederkehre, ſolch Großes zu thun; dann war es ihm, [illegible] hle er Kraft und habe er Muth, keine Gefal[illegible] achten, Aber keine dieſer Vorſtellungen ſtand feſt, und führte zu einer Entſcheidung.

So verging der erſte Tag zwiſchen Wollen und

Nichtwollen. So verging der zweite im steten Hin- und Herschwanken, und nicht hatte er den Muth, nach dem Nußhardtfelsen zu treiben, auch nicht Neigung, dem Beichtvater sich zu entdecken, um Rath ihn anzugehen.

Der dritte, der entscheidende Tag brach an. Gepeinigt und gequält von Angst und Furcht, von Pflicht und Mitleid, lief der Hirt ängstlich hin und her, hatte nirgends Ruhe, vergaß seiner Heerde, durchstreifte Wald und Feld, seufzte, weinte, und — so verstrich dem Unentschlossenen der Tag der Entscheidung.

Er war vorüber; aber Ruhe kehrte nicht in des Hirten Gemüth zurück. Jetzt fühlte er, wie unrecht er gethan, wie schwach er gehandelt, wie schwer er gesündigt, eine Seele nicht zu retten aus den Klauen des Dämons, und mit bitteren Vorwürfen über seine Unentschlossenheit überhäufte er sich selbst. Nach dem Nußhardtfelsen trieb er nicht. Er fürchtete das Erscheinen der Jungfrau; fürchtete, ihren Blick nicht ertragen zu können, bittere Vorwürfe zu hören, vielleicht selbst gestraft zu werden.

So verging der Herbst und der Winter. Wohl etwas minderte allmälig die Zeit seinen Trübsinn,

ganz verſcheuchen konnte ſie ihn aber nicht, und oft ſaß er in Gedanken vertieft und betrübt über ſeine Unentſchloſſenheit, ſeine Muthloſigkeit, und nagte es an ſeinem Innern, daß er ſo ſchwach geweſen, die Unglückliche ihrem Unglücke nicht zu entreißen.

Kaum hatte der Frühling die Erde wieder gekleidet mit Kraut und Gras, da hatte der Hirte nicht Ruhe mehr in ſeiner Hütte. Zeitiger als ſonſt trieb er ſeine Heerde aus, und gleich das erſte Mal nach dem Nußhardtfelſen. Dahin zog es ihn mächtig. Wiſſen wollte er, ob die holde Jungfrau ihm wieder erſcheinen, ob ſie auf ihn zürnen, ihn verachten, vielleicht ſtrafen werde. Strafe verdient zu haben, fühlte er, erwartete ſie, ſcheuete ſich auch nicht, ihr entgegen zu gehen, fühlte im Gegentheil, durch ſolche beruhigt, befriedigt zu werden.

Das Herz pochte ihm wie ein Hammer ſchon als er von fern den bekannten Felſen erblickte, hinter welchem er ſo oft die Jungfrau beſchäftigt hervortreten ſah, wo ſie ihn zu ihrer Erlöſung aufforderte. Und als er näher kam, umherliegende verwandelte Flachsknoten friſch durchharkt fand, da klopfte das Herz ihm vor Freude, denn nun war er gewiß, daß ſie hier noch wirke.

Die Mittagsſtunde war noch lange nicht da, und

ſchon ſaß er an gewohnter Stelle, jenem Felſen gegenüber, erwartend eine Erſcheinung, der er nicht mit Furcht, der er verlangend entgegen ſah. Zu zeitig hatte er ſich aber hier niedergelaſſen, und da überwältigte Müdigkeit ſeine Anſpannung, die Augen fielen ihm zu.

Zwei Stunden verliefen ſo, da trat die Jungfrau arbeitend hinter ihrem Felſen hervor.

Beim Erblicken des Hirten ſeufzte ſie tief, aber wohlgefällig ruhten eine lange Weile ihre Augen auf dem Schlafenden. Dann trat ſie zu ihm hin, und berührte ihn leiſe mit einem Stäbchen.

Der Hirt erwachte, ſchrak auf, und Todtenbläſſe lag auf ſeinem Geſichte. Er zitterte.

„Sei unbeſorgt,“ ſprach die Jungfrau, „ich thue Dir kein Leids an; nur ſagen wollte ich Dir, daß Du an mir nicht wohl gehandelt. Du warſt vom Schickſal erkoren, mich zu retten. Du konnteſt es, und thateſt es nicht. Schwach und unentſchloſſen, verſäumteſt Du den günſtigen Augenblick, und — ich ſchmachte nun fort im Elend, in der Verdammung. O, ich Unglückſelige! — Dennoch habe ich Mitleid mit Dir ſchwachem Geſchöpfe. Ich klage Dich nicht an. Ich verzeihe Dir. — Es gehe Dir wohl.“

Eine Thräne fiel aus ihrem Auge. Sie wandte ſich, und ſchritt hinter den Felſen.

Sprachlos ſtand der Hirt, wollte reden, und konnte nicht; wollte ſich entſchuldigen, und wußte nicht wie. Sehr unglücklich fühlte er ſich, machte ſich bittere Vorwürfe ob ſeiner Unentſchloſſenheit, und hätte nun Alles gewagt für die Jungfrau, deren Zuſtand ihn tief in der Seele kümmerte.

In höchſter ſchmerzvoller Aufregung über ſich ſelbſt rannte er nach dem Felſen, wo ſie verſchwand, zu ihren Füßen ſich zu werfen, aber — die Jungfrau war nicht zu finden, die Jungfrau ſah er nie wieder. Trieb er auch noch Jahre lang ſeine Heerde nach dem Nußhardtfelſen, keine Jungfrau ſah er mehr. Das nagte ihm am Leben. Tiefſinnig ging er umher, konnte nicht Ruhe finden, und ſiechte bald dem Grabe zu.

Der Seeburger See.

In einem lieblichen weiten Thale des an den Harz grenzenden Eichsfeldes breitet sich zwischen den Dörfern Seeburg und Berendshausen die Spiegelfläche des Seeburger Sees aus, ein Schmuck der sonst eben nicht reich von der Natur mit ihren Reizen beschenkten Gegend. Wohl eine Stunde hat er im Umfange, ist reich an Fischen, aber unergründlich tief.

Vor langer, langer Zeit ragte aus seiner Mitte ein Felsen hoch hervor, worauf die stattliche Burg der Grafen von Isang prangte. Noch nie war diese erstiegen von feindlichen Mannen, denn außer den gewöhnlichen Sicherungsmauern und Graben, war ihr der beste Schutz das Wasser, welches auch im härtesten Winter nicht gefror. Für den Raubritter konnte es daher keine

wohlgelegenere Veſte geben als die Seeburg. Sicher konnte er ſeine Schätze, das geraubte Gut, darin bergen, denn hatte er glücklich das Ufer erreicht, war er in ſeinen Kähnen hinüber geſchwommen zur Burg, ſo konnte er der nacheilenden Feinde lachen. Aber nie hatten die Iſang's dieſe ſichere Lage ihrer Burg gemißbraucht, nie, gleich ihren Standesgenoſſen, gebeutet und beraubt. Für den Hülfloſen nur zogen ſie das Schwert, für ihn nur kämpften ſie. Wo Armuth und Dürftigkeit einkehrten, da gaben, da halfen ſie. Was ſie beſaßen, war wohlerworbenes oder ererbtes Eigenthum, und darauf ruhte der Segen Gottes ſichtlich.

Graf Konrad von Iſang kam als ſtattlicher junger Mann zum Beſitze des väterlichen Erbes, das er mit Sorgfalt verwaltete, und im Geiſte ſeiner Altvordern auch dem Nothleidenden half. Darum ward er auch geehrt und hochgeliebt in der ganzen Umgegend, darum ſchloſſen auch die Patres der nahgelegenen Klöſter Pöhlde und Gerrode in ihr Kirchengebet ihn ein, denn kamen ſie und baten für die Armuth, ſo gab Konrad mit reichlicher Hand.

Funfzehn Jahre lang war Konrad ſchon Herr der ſchönen Seeburg: hatte als ſtattlicher Rittersmann ſich herumgetummelt, auf Turnieren manchen Dank aus

den Händen ſittſamer Fräulein empfangen, auf Banketten viele ſchmucke Mägdlein geſehen; hatte Welſchland und Schwaben, das Böhmer- und Sachſenland durchzogen, die zu finden, die er ſuchte, aber noch war ſein Herz für Keine entbrannt. Gern hätte er in ſeine Burg ein Weiblein eingeführt, wie er ſie ſich wünſchte, aber er fand keine. Wohl drückte Manche ihm beim Ringeltanze die Hand, oder ſprach aus blauen Augen ihm zu: daß keinen Korb er ſich holen werde; aber ſein Herz ſagte immer: das iſt ſie nicht. So kehrte er jedes Mal heim wie er ausgezogen war, und warf ſich ſtill ſeufzend in den Lehnſtuhl, oder durchging die ſchönen Prunkgemächer ſeiner Burg, worin es ſtill und einſam war.

„Ich bin ein reicher, ein angeſehener Mann," ſprach er in ſolchen Stunden mit ſich ſelbſt, „habe Güter und Länder, bin geſunden Leibes und Herzens, beſitze Alles wonach der Menſch auf Erden ſtrebt, und — bin doch nicht froh; denn es freuet ſich Niemand mit mir, und kein Weſen ſteht mir zur Seite, das Glück und Freude des Lebens mit mir theilte. Solche ernſte Betrachtungen verſtimmten ihn immer tief, und dann eilte er auf den Söller, um ſich durch den Blick in die um ſeine Seeburg lagernde ſchöne Natur wieder zu erheitern.

So nahten die Vierziger, und Graf Konrad ergab ſich mehr und mehr in den Willen des Himmels, ohne Weib ſein Leben hinzuleben, als der Letzte ſeines Stammes die ſchöne Seeburg in fremde Hände übergehen zu ſehen. Es widerſtrebte nun einmal ſeinem Gefühle und ſeinen Grundſätzen, ohne wahre Zuneigung, ohne Liebe ſich zu verehelichen, und unwillig ward er, wenn von den Nachbarn Einer über ſolche Geſinnung ihn beſpöttelte. Doch auch ihm ſchlug ſein Stündlein, nur ſpäter als Andern. Graf Wilhelm von Catelnburg, ſein Nachbar, gab am Hochzeitsfeſte ſeiner Tochter ein großes Bankett, wozu auch Konrad eingeladen war. Ungern begab er ſich dahin. Solche große Feſtlichkeiten mochte er überhaupt nicht, am wenigſten die Feier einer Hochzeit, welche ihn nur zu trüben Betrachtungen veranlaßte; indeſſen glaubte er dem alten Freunde dieſes Opfer bringen zu müſſen, und erſchien auf Catelnburg.

Unter den vielen ſchönen Jungfrauen, die hier verſammelt waren, zog aber gar bald Eine ſeinen Blick ganz beſonders an. Dies war Bertha, des Grafen von Hohnſtein Tochter. Ihre ſchöne Geſtalt, ihr friſches, blühendes Antlitz, aus welchem große, hellblaue Augen züchtig und beſcheiden, wie ihr ganzes

Wesen war, hervorblickten, nahmen Konrad unwiderstehlich ein. Mit Schüchternheit nahte er ihr und führte sie zum Tanz. In seinem Innern sprach es laut und immer lauter: das ist sie, die muß es sein, oder keine. Und sie war es. Am folgenden Tage schon eilte er hin auf des Hohnsteiners Burg, sie wieder zu sehen, die Gefundene. Und so oft er seine Besuche wiederholte, so fand er immer, daß Bertha die züchtige, anspruchlose Jungfrau blieb, wie er sie zuerst auf Catelnburg gefunden. Und als er nun auch gewahrte, daß Bertha ihm nicht abhold zu sein schien, da gestand er ihr seine Liebe, da fragte er: willst Du mein Weib werden? Bertha's Blick bejahte, und ihr Vater sprach: Amen.

Am Tage Allerheiligen segnete der Burgkaplan auf Hohnstein den Bund des glücklichen Paares. Drei festliche Tage gab es nun auf Hohnstein, wo Ritter und Gole aus der ganzen Umgegend sich einfanden und Konrad beglückwünschten zum Ende seines ehelosen Lebens. Und als diese vorüber waren, führte er die junge Frau heim in seine Seeburg, wo neue Feste und Gelage die ersten Tage ausfüllten.

Ihnen folgten die stillen Freuden des häuslichen Glückes, welche Bertha, gleich ihrem Gatten, den rau-

ſchenden vorzog. Konrad fühlte ſich jetzt unendlich froh. Er verjüngte ſich wieder. Wie ein flinker, feuriger Jüngling von zwanzig Jahren koſete er um ſeine liebe Bertha, wollte nur was ſie wollte, und war am liebſten zu Haus bei ihr. Turniere beſuchte er nicht mehr, auch nicht Gelage und Bankette der Nachbarn, die ihn nun wieder höhnten ob ſeines klöſterlichen Lebens. Seine Burg war ſeine Welt. Da ſaß er mit Bertha Abends auf dem Söller, von wo er früher oft mit Seufzen in die ſchöne Landſchaft geblickt hatte, die jetzt, an des Weibes Seite, reizender noch ihm erſchien; oder er wandelte mit ſeiner Bertha auf dem kleinen Eilande herum, oder fuhr ſie auf der Spiegelfläche des Sees.

Zehn Jahre verſtrichen ſo dem glücklichen Paare, und niemals trübte ein Unfall ihr Glück. Aber jenes, welches das Band der Ehe noch feſter knüpft, die Freuden dieſes Bundes erhöht, das Glück, Kinder zu haben, wurde ihm nicht. Im Stillen erflehten es ſich Beide vom Himmel, aber umſonſt. Ein Jahr nach dem andern verfloß, und der Segen des Herrn blieb aus. Augenblicke kamen, wo Beide mit Zärtlichkeit ſich anblickten ohne zu reden, in ihren Augen aber wechſelſeitig die Uebereinſtimmung ihrer Wünſche und

Gefühle erkannten. Wenn dann Bertha eine Thräne nicht zurückhalten konnte, küßte Konrad ihre glühende Wange und sprach: „Bertha, kein vollkommenes Glück auf Erden!“

In stiller Andacht lag einst Bertha an den Stufen des Altars in der kleinen Burgkapelle. Ihren Lippen entwich von Neuem der, an dieser Stelle schon so oft gethane Wunsch, ein Kindlein zu wiegen in ihren Armen. An die Mutter Gottes richtete sie ihr Gebet, und that sie das laute Gelübde, daß, wenn ihr Flehen erhört werde, das Geschenk der Kirche sie weihen wolle. Da war es ihr, als höre sie die Stimme eines Seraphs, der ihr zurief: „Dein Gebet wird erhört.“

Voll Freudigkeit sprang sie auf, eilte zu ihrem Konrad, flog an seine Brust, und erzählte ihm mit leisen Worten von der erhaltenen Verkündigung.

Und siehe, kaum war ein Jahr verflossen, da wiegte die glückliche Mutter ein Mägdlein in ihren Armen. Hoch erklangen Zinken und Posaunen, wie das Geläute der Glocken von den Thürmen der Seeburg, das frohe Ereigniß den Nachbarn zu verkündigen, und den entfernten Freunden wurden Eilboten zugesendet, der freudetrunkenen Aeltern Glück ihnen zu melden.

Um diese Zeit war es, als das deutsche Reichs-Oberhaupt durch diese Gegend zog, und in der Pfalz

Goslar weilte. Konrad benutzte dies, begab sich nach Goslar und bat den König Otto, des Kindleins Pathe zu sein. Otto sagte das zu, und nach acht Tagen zog dieser Fürst mit kaiserlicher Pracht in die Seeburg ein, hielt das Mägdlein über die Taufe und gab ihm den Namen: Ottilie. Zwei Tage weilte er auf der Burg, wo festlich es herging, aus nah und fern der Ritter und Edle Viele sich eingefunden im höchsten ritterlichen Schmuck, dem Reichsoberhaupte zu huldigen, und an den Banketten Theil zu nehmen. Als am dritten Tage der Kaiser wieder gen Goslar zog, küßte er beim Abschied das Pathchen auf die kleine Stirn, und beschenkte es mit einer goldenen Kette, verziert mit köstlichen Perlen und edlen Steinen. Konrad und alle seine edlen Gäste geleiteten den kaiserlichen Gast zwei Stunden des Wegs nach Goslar hin.

So lange die festlichen Tage währten, wo Alles in der Burg der Freude sich überließ, die überglücklichen Aeltern in Gefühlen der reinsten Wonne schwelgten, da gedachte weder Konrad noch Bertha des der Kirche gethanen Gelübdes. Als aber die Gäste wieder heim gezogen, die frühere Ruhe und Stille wieder einkehrten, da traten Augenblicke ein, wo der Gedanke an jenes Gelübde Beide im Stillen, und ohne sich darüber

gegenseitig auszusprechen, trübe stimmte. Besonders gedrückt fühlte sich das Mutterherz, wenn dem kleinen Säugling an der Brust sie Nahrung gab, seine lieben Aeugelein er zu ihr aufrichtete, als wollte er sagen: verlasse mich nie! Ach, dann bereuete Bertha, was sie versprochen, wünschte des Gelübdes wieder ledig zu sein, und heiße Thränen fielen nieder auf das liebe Kind. Obwohl sie nun sorgfältig diesen inneren Schmerz vor dem Gatten verbarg, so gewahrte ihn dieser doch bald, denn auch ihn verstimmte der Gedanke an die Erfüllung des Gelübdes, wie hätte er da nicht den leisen Anstrich von Schwermuth sich erklären können, den Kampf im Innern, der auf dem holden Antlitze Bertha's je länger je mehr sich kund gab.

Einst, als Konrad seine Gattin im Kampfe mit ihren Gefühlen überraschte, da drang er freundlich in sie, den Kummer ihrer Seele ihm mitzutheilen, wenn gleich er wohl schon wissen konnte, welcher er sei. Da gestand sie ihm, wie sehr sie beklage, jenes Gelübde gethan zu haben, wie sehr sie wünsche, davon wieder entbunden zu sein.

Konrad wandte sich einen Augenblick zur Seite, seiner eigenen Gefühle erst Herr zu werden, dann verwies er mit aller Zärtlichkeit ihr, solche Gedanken zu

faſſen. „Ein Gelübde," ſprach er, „der Kirche am Altare gegeben, iſt unauflöslich, muß Dir wie mir heilig ſein; denn ſeine Erfüllung iſt Gott wohlgefällig und dient zum Beſten unſeres Seelenheils. Ergieb Dich daher in den Willen des Höchſten, und bitte ihn, zum Ertragen des Unabänderlichen, um Kraft."

Bertha ſank weinend an des Gatten Bruſt, und ſtammelte leiſe: „„Ich will es.""

„Aber," fuhr Konrad fort, „damit die Trennung von dem Kinde uns leichter werde, und an ſeine Beſtimmung das Mägdlein ſich zeitig gewöhne, wollen wir es, ſo wie es zwei Jahr alt iſt, in das Kloſter Lindau zur Erziehung geben. Beſſer es lernt das ſchnöde Weltleben gar nicht kennen, ſo wird es ihm leichter entſagen. Dort wächſt es auf in der Gottesfurcht und Tugend, wird ein ſchmuckes Pflänzchen im Himmelsgarten, und kehrt dereinſt reines Herzens dahin zurück, von wo es uns geſchenkt ward."

Nur durch Zeichen konnte Bertha ihre Zuſtimmung zu dieſem Willen ihres Gatten geben. Ihr Schmerz lähmte die Zunge, dem ſie ſich aber ganz überließ, ſaß ſie einſam in ihrem Kämmerlein.

So verfloſſen zwei Jahre. Der Tag der Trennung von dem Kinde war der bitterſte ihres Lebens, und

nur die immer mehr ſich entfaltende Hoffnung, für ihren Verluſt Erſatz zu erhalten, richtete ſie auf, linderte ihren tiefen Kummer.

Und dieſe Hoffnung ging in Erfüllung, Bertha beſchenkte ihren Konrad mit einem holden Knaben. Ueberglücklich war dieſer, einen Erben ſeiner Güter und Burgen in den Armen zu wiegen, und Bertha's Auge füllten Thränen der Freude, wieder im Beſitze eines Kindes, und, was ihr Gatte ſo ſehnſuchtsvoll wünſchte, eines Sohnes zu ſein. War es bei Ottiliens Geburt hoch hergegangen, ſo ging es bei des kleinen Hermanns Ankunft noch geräuſchvoller, noch prunkender her. Küche und Keller wurden geöffnet, die Armen zu erquicken. Schmaus und Tanz und Rennen und Fiſcherſtechen wechſelten mit einander. Alle Freunde und Nachbarn mußten herbei, den glücklichen Vater, den kleinen Erben zu ſehen, die Feſttage mit zu feiern, die gar kein Ende nehmen wollten.

Jetzt begannen die glücklichſten Tage des Aeltern-paares. Ihre heißeſten Wünſche waren erfüllt; Weiteres wünſchten ſie nicht. Den Knaben ſorgfältig zu erziehen, beſtrebten ſich nun Beide; aber die allzugroße Liebe zu ihm hielt ſie nur zu oft zurück, das Bäumchen in Zeiten zu ſchneideln. Kräftig und geſund trieb

Hermann viel luſtige Kurzweil und Schelmſtückchen zur Luſt der Aeltern, die ihm nicht wehrten, dem einzigen Söhnchen allen Willen ließen. Mit jedem Jahre gewahrte der Kleine mehr, daß ſeinem Willen, ſeinen Wünſchen die Aeltern fügſam entgegen kamen, er ſie beherrſchte, nicht ſie ihn. Als er zehn Jahre zählte, nannte man ihn ſchon in der Umgegend: des alten Grafen Iſang junger Wildfang. Bis dahin waren es jedoch nur Knabenſtreiche, die er mit ſeinen jungen Geſpielen ausübte. Je mehr er aber zum Jüngling heranreifte, deſto mehr entwickelte ſich ſeine Neigung zu einem ungebundenen, regelloſen Leben. Mit Kummer erfüllte dies die Aeltern, wohl fühlend, daß ſie davon die größte Schuld mit trugen. An Ermahnungen und Bitten zur Ordnung und Sitte ließen ſie es wohl nicht fehlen, aber es war zu ſpät; das wilde Reis ließ keine Beugung mehr zu. Da fühlten die, bei der Geburt des Sohnes ſo überglücklichen Aeltern ſich ſehr unglücklich. Sorge und Gram nagten an ihnen, und in einem Jahre deckte Beide kühler Raſen. Eine Stunde vor ſeinem Scheiden ermahnte noch der Vater den Sohn mit Thränen, den Laſtern zu entſagen, ein Gott wohlgefälliges Leben zu führen, nicht noch im Grabe des alten Vaters Namen zu beflecken.

Aber auf unfruchtbaren Boden fielen die guten Lehren. Reich, jung, ſchön, los und ledig, folgte Hermann den Lockungen ſeiner Begierden, überließ zügellos ſich allen ſinnlichen Genüſſen. Mit gleich lockern Spießgeſellen durchzechte und durchbuhlte er die Nächte, und am Tage zog der wilde Schwarm umher, die Töchter des Landes zu beſchauen, ſich ihrer freiwillig oder gezwungen zu bemächtigen, und auf ſeine Seeburg ſie zu bringen. Ritt er durch ein friedliches Dörfchen, ſo liefen die Dirnen vor dem Unhold. Die Männer ſperrten die Weiber, die Aeltern die Töchter vor ihm ein, bis das Ungethüm vorüber war. Die alten Freunde des Vaters kamen nicht mehr auf die Seeburg, die ſie Laſterburg nannten, und kein Ritter, der auf Sitte und guten Namen hielt, mengte ſich mit Hermann. Einige Mal ſprach der Kaplan der Burg ernſthaft mit dieſem, drohte das Gotteshaus ihm zu verſchließen, wenn er nicht abließe von ſeinen Sünden, das heilige Mahl ihm zu verweigern, wenn nicht als reuiger Sünder er vor ihm erſcheine; aber dazu hohnlächelte Hermann, erwiederte ſpottend: Der Kaplan möge ohne ihn beten in der Kirche, das heilige Mahl ſtatt ſeiner verzehren, und ſolche Reden ſich nicht weiter gegen ihn erlauben, wolle er nicht zur Burg hinausgejagt ſein.

Mit gleichen Worten wurden die alten, in der Burg ergrauten Diener zurecht gewiesen, wenn sie es wagten, den, unter ihren Augen aufgewachsenen, jungen Mann mit aller Bescheidenheit zu einem gottseligen Lebenswandel zu ermahnen. Traurig schlichen sie in der Burg umher, wandten ihre Blicke von den Scenen der zügellosen Jugend, die jetzt in den Mauern herrschte, wo ehedem Tugend und Sittlichkeit heimisch waren.

Solch wildes Leben trieb Hermann mehrere Jahre, einstürmend in seine sonst so feste Gesundheit, und ohne daß auch nur einmal das Gewissen bei ihm angeklopft und gemahnt hätte, zu verlassen die zum Verderben führende Bahn. Freilich konnte solche Mahnung nicht aufkommen, da böse Gesellen ihn stets umgaben, keine Zeit ihm ließen zum Nachdenken, und Sorge trugen, daß ihr Thun und Treiben im steten Sinnenrausch den Hermann erhielt.

Eines Abends saß die wilde Rotte beisammen und zechte. Da that Einer den Vorschlag, einen Raubzug nach dem Kloster Lindau zu machen, zu den, dem Himmel geweihten Töchtern, diesen auch einmal die Freuden der Welt kosten zu lassen. Mit teuflischem Jauchzen wurde dieser arge Plan aufgenommen, und beschlossen, den folgenden Abend den Ueberfall zu unternehmen.

Ein alter Diener der Burg hatte dies gehört, eilte sogleich zum Burgkaplan, und erzählte es diesem. Im heiligen Eifer ergrimmte der geistliche Herr, bekleidete sich sofort mit dem Kirchenornat, und trat mit feierlichem Ernst und Würde, das Cruzifix in der Hand, in das Gemach der Zechenden.

„Hurrah," schrieen ihm diese entgegen, „was will der Pfaffe? Willst Du mit uns zechen? Komm, Bruder, hier ist ein Humpen, trink!"

Der geistliche Herr hob langsam die Rechte empor und blickte nach oben, seine Mißbilligung zu zeigen und seinen Unwillen über das, was er sah und hörte. Er wollte reden, aber man ließ es nicht zu, und sammelte sich mit gefüllten Humpen um ihn her, nöthigend zum Trinken.

Der Herr trat einen Schritt zurück, und sprach mit hohem Ernst: „Hört mich an. Ich lag eben am Altar und betete für die Seele Deiner Mutter, Ritter Hermann, deren Todestag heute ist. Da hörte ich ihre Stimme, die sprach: Geh, halte zurück meinen Sohn, er will eine grausame That begehen, will einbrechen in das Kloster Lindau, die Gott Geweiheten zu rauben. Beschwöre ihn, abzustehen von diesem gottlosen Beginnen, abzulassen von seinem sündigen Leben, zurückzukehren

auf den Weg der Tugend und der Gottſeligkeit, ſonſt verſchlinge ihn der Hölle Pfuhl.“

Hermann ergriff ein heimliches Grauen. Er zweifelte nicht an der Wahrheit der Worte des Kaplans, denn nur auf dem angegebenen Wege konnte dieſer von dem eben erſt beſchloſſenen Raubzuge Kenntniß haben. Er ſetzte ſeinen Humpen nieder, und ſah nachdenkend zur Erde. Das aber war das Signal für ſeine Zechbrüder, mit Hohn und Gekreiſch über den Kaplan herzufallen, zur Thür ihn hinaus zu werfen, und nun Hermann aufzufordern, heute noch, ſogleich nach Lindau zu jagen, ehe der Burgpfaffe Kunde dahin ſende. Ihr Toben und Jauchzen und Drängen erſtickte den ſchwachen Keim des Guten, der in Hermanns Bruſt einen Augenblick ſich regte, er wurde fortgeriſſen von der böſen Brut, und bald ſaßen Alle zu Roß und ſprengten nach Lindau.

Es war eine ſtürmiſche, finſtere Nacht. Dunkel und Graus lagerten auf der Erde, Regen ſtrömte nieder, und aus der Ferne zogen ſchwere Wetterwolken heran. Einer der Geſellen, bekannt mit dem Oertlichen des Kloſters, führte das Raubgeſindel an eine Stelle, wo die Umfaſſungsmauer deſſelben niedrig und leicht zu überſteigen war. Da ging es hinüber. An der

Pforte wurde geklingelt, und als der Pförtner öffnete, knebelten sie den Greis und banden ihn an. Nun stürmten sie in die Zellen. Die Aebtissin ward eingesperrt, und die reißenden Wölfe wütheten ungehindert unter den frommen Schäfchen des Himmels. Die heiligen Mauern hallten wieder von Geschrei und Angstruf, aber keine Hülfe kam. Fort wurden die Töchter des Himmels geschleppt. Jeder nahm eine auf sein Roß, und nach allen Winden jagten sie mit der Beute.

Als Hermann mit der seinigen auf der Seeburg ankam, hob man die Unglückliche ohnmächtig vom Pferde. Der Unmensch benutzte dies und — voll ward das Maaß seiner Sünden.

Abgespannt an Seel und Leib lag Hermann am andern Morgen auf dem Lotterbette. Da regte sich sein Gewissen, klopfte mächtig an, und der vom Vater angefachte Funken des in ihm noch nicht ganz erstorbenen guten Geistes glimmte auf. Er überdachte seinen Lebenswandel, schämte sich seiner selbst, und bitter quälte ihn der Gedanke, am Todestage seiner Mutter eine unselige That begangen zu haben. Schnell beschloß er, die geraubte Nonne nach Lindau zurück zu schicken, und ließ dies sogleich bewerkstelligen. Ruhiger fühlte er sich dadurch und ging hinaus ins Freie,

wo im Hingeben ernſter Betrachtungen über ſich ſelbſt ſeine Gemüthsruhe wuchs. Aber wie ſchrecklich wurde er aus dieſer wieder herausgeriſſen! Die Diener, welche die Nonne zurückgebracht, erzählten ihm nach ihrer Rückkehr, daß dieſe — ſeine Schweſter ſei.

Daß er eine Schweſter habe, daß dieſe der Kirche geweiht war, wußte er, aber immer hatten die Aeltern es, abſichtlich oder zufällig, unterlaſſen, ihm zu ſagen, in welchem Kloſter dieſe ſei: und da er ſie nie geſehen, ſo war das Gefühl der Geſchwiſterliebe nie in ihm rege geworden, ſo wie nicht der Wunſch ſie zu ſehen. Dennoch war ihm dieſe Nachricht ein Donnerſchlag. Betäubt ſank er auf das Lager und weinte bitterlich. Da trat der Burgkaplan ein. Weinend ergriff er deſſen Hand, und drückte ſie an ſeinen Mund. Voll Rührung und Reue geſtand er, daß ſeine Sünden ihm leid thäten, und verſprach, ein beſſerer Menſch zu werden. Da kam mit Lieb' und Erbarmen dieſer dem tief Gebeugten entgegen, richtete ihn auf mit den Tröſtungen der Religion, ermahnte ihn, feſtzuhalten am Guten, den Verſuchungen des Böſen zu widerſtehen, und Hermann ſchwor ihm beim Heile ſeiner Seele dies zu. Täglich ging er nun in die Kapelle, lag am Altare und weinte, ſpendete reichliche Gaben an das

Kloſter Lindau, verbot ſtreng keinen der alten Spieß-geſellen einzulaſſen in ſeine Burg, lebte ein Gott wohl-gefälliges Leben, und nur wenn er ein Stück Wild erlegen wollte, verließ er die Burg.

Nicht ſo geſinnt noch bekehrt waren ſeine fort-während wildernden Zechkumpane. Von Allem genau unterrichtet, waren ſie unzufrieden, ihren beſten Zech-bruder mit einem Male in einen Betbruder umgewan-delt zu wiſſen. Die ſchönen Tage auf Seeburg hatten ihnen gar zu wohl gefallen, und dieſe wiederkehren zu ſehen, beſchloſſen ſie das Aeußerſte zu wagen, ihren abtrünnigen Freund wieder in ihre Garne zu locken. Da ſie keinen Einlaß in die Seeburg erhielten, ſo verabredeten ſie, Hermann, wenn er jage, wie zufällig zu begegnen, um ihn nur erſt wieder geſehen und ge-ſprochen zu haben, das Weitere werde ſich dann finden. Das gelang ihnen. Denn als eines Morgens Hermann durch das Dickicht des Waldes einen Hirſch verfolgte, kam er auf eine freie Stelle, wo er mehrere der alten Kumpane gelagert fand. Einen Augenblick ſtutzte er. Es war ihm dies unangenehm, und er wäre gern umgekehrt, aber die Freunde begrüßten ihn mit einem freudigen „Halloh!“ ſprangen auf, umgaben ihn, und bezeugten große Freude, nach ſo langer Zeit ihn wieder

zu ſehen. Er mußte ſchon bleiben. Man lagerte ſich wieder, ſprach von dieſem und von jenem, gedachte aber mit keinem Worte der Vergangenheit, noch der Veranlaſſung, welche Hermann ſo lange von ihnen entfernt hatte, noch weniger machte man ihm Vorwürfe wegen ſeines Benehmens. Das gefiel Hermann, er blieb, und fühlte ſich nach und nach wieder ganz behaglich im Kreiſe der alten Bekannten, die er vielleicht auch in Sinnesart verbeſſert glaubte. Als daher Einer zum Aufbruch mahnte, nach Speiſ' und Trank begehrend, da ladete Hermann Alle ein, in ſeiner Burg einen Imbiß anzunehmen.

Das war es, was die lockern Buben wollten, Eingang in die Seeburg. Sie zogen mit ihm, und die Dienerſchaft wunderte ſich baß, nichts Gutes ahnend von der Wiederkehr der Rotte, welche bis Abend ſpät blieb, der Freuden der Tafel zu genießen. Da man nun auch hierbei des frühern Lebens und der Ereigniſſe auf Seeburg nicht gedachte, nur alten Jokus in Worten trieb, ſo regte ſich in Hermann von Neuem unreine Luſt und der Wunſch, mit ſeinen Geſellen wieder in gutem Vernehmen zu ſtehen. Als ſie ſich trennten, ladete er daher die wiedergefundenen Freunde und Brüder ein, bald wieder bei ihm einzuſprechen.

Nun hatten es dieſe, wohin ſie es haben wollten. Täglich kehrten ſie wieder in Seeburg ein, und Hermann ward der frühere, muntere Wirth und Mitzecher wie zuvor. Wilde Scherze und Zureden, das junge Leben, das einmal nur man genieße, durch Freude und Luſt ſich zu verſchönern, beſonders den Jungfrauen zu huldigen, wandelten Hermann allmälig ganz wieder um. Klopfte auch zuweilen das Gewiſſen an, mahnte ihn, nicht wieder die alte Bahn zu betreten, ſo drückte er dieſe Stimme des guten Geiſtes dadurch ſchnell zurück, daß er meinte: zur Buße ſeiner Sünden reiche Spenden genug gethan zu haben. Kurz, er verfiel ganz wieder dem alten Sündenpfuhl, fröhnte von Neuem allen Leidenſchaften auf das ausſchweifendſte, betäubte ſich in Wein und Wolluſt, und ſeine Gäſte ſorgten treulich dafür, das Flackerfeuer dieſer Begierden ſtets in lodernden Flammen zu erhalten, wobei Arnold, ein Diener Hermanns, der von Allem mit genoß, wackere Hülfe leiſtete.

Ueberſättigt und abgeſpannt lag Hermann eines Morgens auf dem Faulbette, und gähnte mißgelaunt den Tag an. Da trat ſein Mundkoch — der lange ſchon den abgeſtumpften Gaumen des Herrn durch ſeine ganze Kunſt nicht mehr zu reizen vermochte

— herein, und brachte in einem Netze einen silberweißen Aal.

„Schaut's einmal, gestrenger Herr," sprach er, „da hat der Fischer mir diesen weißen Aal gebracht, den er im See gefangen. Hab mein Lebtage solch einen wunderbarlichen Aal nicht gesehen, und bin doch ein eisgrauer Kerl."

Hermann betrachtete den Fisch und sprach: „„Ist wohl kein Aal, ist vielleicht eine Schlange.""

„Nein, gestrenger Herr, eine Schlange ist es nicht, es muß ein Aal sein."

„„Wie der wohl schmecken mag?""

„Ihr werdet ihn doch nicht essen wollen!"

„„Warum nicht! Ist's ein Aal, so muß man ihn essen können.""

„Aber Herr, wer weiß, was in dem Thier steckt, es hat ein so besonderes Ansehn."

„„Was soll darin stecken?""

„Ja, ich meine, es ist nicht richtig mit dem Aal."

„„Wie so?""

„Es ist ein Zauberfisch, ein beherter."

„„Narr, wer will solche Mährchen glauben.""

„Kein Mährchen, Herr. Ich bin auch einmal in

meinem Leben verzaubert geweſen, und weiß, was das für ein Zuſtand iſt. Man leidet Höllenpein."

„„Da warſt Du wohl in eine flinke Dirne verliebt?""

„Ich bin niemals verliebt geweſen."

„„Und doch ſo alt geworden?""

„Eben darum bin ich es geworden. Es wäre wohl gut, geſtrenger Herr — nehmt's mir aber ja nicht vor übel — wenn Ihr nicht ſo viel mit den Dirnen liebäugeltet, damit Ihr auch ein hohes Alter erreichtet."

„„Halt's Maul, Koch, kümmere Dich um Deine Küche. Geh und bereite mir den Aal zu Mittag. Gieße eine ſchmackhafte Brühe darüber von Wein und Würznägelein, hörſt Du?""

„Lieber Herr, ich bitte Euch, eßt nicht von dem Fiſch, es iſt gewiß ein ſchädlicher, giftiger."

„„Du haſt geſagt, es ſei ein Aal, und das iſt kein giftiger Fiſch, alſo marſch, fort in die Küche.""

Der Koch ſchlich langſam der Küche zu, bei ſich ſprechend: Nun, ich habe das Meine gethan, habe den Herrn gewarnt. Will er nicht hören, mag er fühlen. Mir kommt das Thier verdächtig vor, und ein Unglück geſchieht gewiß damit.

Mit Furcht ging er an das Schlachten des Fiſches.

Ehe er aber dazu ſchritt, betete er ſeinen Roſenkranz dreimal ab, und ſprach dann laut die Worte: „Nicht über mich komme die Schuld, nur über meinen Herrn, deſſen Befehle ich vollziehe.“

Die Küchenbuben und Schüſſelwäſcherinnen ſtanden erwartungsvoll dem Koche zur Seite, als dieſer den Bauch des Aals aufſchlitzte. Alles blieb ruhig, nichts Ungewöhnliches zeigte ſich. Der Aal war todt, nur einzelne der zerhackten Stücke zuckten noch. Langſam that er eins nach dem andern in das ſiedende Waſſer. Hier ward der Fiſch noch weißer, zuletzt ſchneeweiß. In zierlicher Ordnung legte er dieſe auf die ſilberne Schüſſel und trug ſie in das Speiſezimmer des Grafen.

Hermann ſetzte ſich, die Schüſſel vor ſich nehmend, berech das Gericht und fragte: „Wie ſchmeckt der Fiſch?“

„„Ich habe nicht davon gekoſtet.““

„Was ein Koch bereitet, muß er zuvor koſten, ehe er es auf die Tafel ſetzt. Verſuche!“

„„Danke, gnädiger Herr. Um keinen Preis möchte ich davon eſſen.““

„Narr, meinſt Du noch immer, es ſei ein verzauberter Fiſch?“

„„Ich meine gar nichts, eſſe aber auch nichts davon,““ und verließ das Gemach.

Hermann lachte ob des wunderlichen Graukopfes, und ließ ſich den weißen Aal trefflich ſchmecken. Je mehr er davon aß, deſto beſſer ſchmeckte er ihm, denn der Fiſch hatte einen ungewöhnlich lieblichen Geſchmack.

Bis auf ein Stück hatte er den Aal verzehrt, als Arnold, der Diener, eintrat. „Da, du treuer Burſche,“ ſprach er, „mußt auch den Zauberfiſch koſten. Hier, nimm das letzte Stück.“

Arnold aß. Dann ſprach er: „„Herr, der Fiſch ſchmeckt gut. Mein Lebtage habe ich dergleichen nicht gegeſſen. Davon müſſen wir mehr zu fangen ſuchen.““

In tiefem Schlummer lag Hermann nach der Mahlzeit auf dem Faulbette hingeſtreckt, und Arnold ſaß in ſeinem Kämmerlein und ſchnarchte auch. Da wälzten ſich düſtere Träume vor des Erſteren Seele vorüber. Alle Glieder zuckten ihm, die Nerven ſpannte es ihm an, unverſtändliche Worte ſprach er, ſchrie laut auf, und erwachte endlich unter konvulſiviſchen Zuckungen. „Was iſt das, wo bin ich, wie wird mir!“ ſchrie er überlaut. „Was fühle ich! welch tobendes Feuer läuft mir durch die Adern! Welche unausſprechliche Angſt quält mich! Bilder der Vergangenheit wirbeln mir durchs Gehirn. Das lange Regiſter meiner Sünden, meiner Schandthaten, längſt vergeſſener Ausſchweifungen,

ziehen mit all' ihren ſchrecklichen Folgen vor meiner Seele vorüber. Gott, was iſt das! Hülfe, Hülfe!"

Schrecklich brüllte er dieſen Ausruf. Da traten der Diener einige ins Gemach. Entſetzt blieben ſie ſtehen vor dem Herrn, deſſen Haar ſich ſträubte, deſſen Augen verwirrt und gräßlich hin und her rollten, der einem Wahnſinnigen glich. Zur Thür hinaus ſtürzte er und rannte in den Burghof. „Luft, Luft," ſchrie er gegen die hohen Mauern, die dumpf den Schreckenslaut zurückgaben.

Das ganze Burggeſinde ſammelte ſich, von Staunen ergriffen, um ihn her; aber er ſah Keinen, er hörte nicht ihre Worte, nicht ihr Angſtgeſchrei. Wilden Blickes lief er umher, ſtand ſtill, griff mit beiden Händen in die Luft, als wolle er eine um ihn ſchwebende Erſcheinung erfaſſen, machte Bewegungen, als habe er eins der Bilder und zerreiße es, und floh dann in den Garten. Die Diener folgten.

Da trat ein Pater aus dem Kloſter Lindau auf ihn zu, und übergab ihm ein Schreiben der Aebtiſſin dieſes Kloſters.

„Was ſoll's?" ſchrie er den Pater an.

„„Leſ't,"" war die Antwort.

Haſtig riß Hermann das Schreiben auf und las:

„„Heute früh iſt Eure unglückliche Schweſter geſtorben. Ihre Seele ſteht vor Gott und klagt Euch an. Eure himmelſchreiende Schandthat war ihr Tod. In Wahnſinn ſchied ihr Geiſt. Ihre letzten Worte waren: „Wehe, wehe über ihn!“ Gott ſei Euch armen Sünder gnädig.““

Hermann ſank zur Erde, und wälzte ſich wie ein Thier, heulte und brüllte wie ein Raſender. „Teufel und Hölle,“ ſchrie er „wer hilft mir von dieſer Qual, wer nimmt mir mein ſchändliches Leben!“

Die Diener ſprachen ihm Troſt zu; ſie wollten ihn aufheben, in die Burg zurückbringen, aber mit Ungebärdigkeit ſtieß er ſie von ſich und befahl, Waffen, Mordgewehre ihm zu bringen. Keiner gehorchte; ſie blieben. Er drohte, er fluchte, er ſchwor, ſie Alle zu morden, wenn ſie ſeine Befehle nicht befolgten; aber Keiner wich von der Stelle.

Da ſchäumte ſein Mund vor Wuth. „Nun,“ rief er im höchſten Ingrimm aus, „ſo gehe ich, ſie ſelbſt zu holen.“ Er ſtand auf, wollte fort, aber eine unſichtbare Macht hielt ihn gefeſſelt an den Boden. Seine Handlungen hingen nicht mehr von ſeinem Willen ab. Zur Erde niederſtarrend, ſchien die Fieberhitze in volle Betäubung überzugehen. Mit den Händen erfaßte er

ſeinen Kopf, und ſchlich ſo, an allen Gliedern zitternd, blaß und verſtört, langſam in den Schloßhof zurück. Die Diener folgten, mit ihnen der Pater aus dem Kloſter Lindau, Alle in peinlicher Ungeduld, wie das enden werde.

Im Schloßhofe waren in bunter Menge Hausthiere beiſammen. Katzen, Hunde und Geflügel aller Art ging hier, ganz gegen ihre Natur, und ohne nach Nahrung zu ſuchen, ruhig durch einander herum. Hermann ſtutzte bei ihrem Anblick, und noch mehr, als er ein dumpfes Gemurmel, als er wie leiſe Menſchenſtimmen unter den Thieren vernahm. Hoch horchte er auf, ob er auch recht höre. Die volle Beſinnung ſchien ihm in dem Augenblicke wiedergegeben zu ſein, wie der freie Gebrauch ſeiner Glieder, denn er neigte ſich nieder, bald zu einem Hunde, dann zu einem Hahne, oder zu einer Ente, als wolle er Laute derſelben vernehmen. Dann fuhr er auf, ſtreckte beide Hände gen Himmel, jammerte und weinte. Erſtaunt ſahen ſich die Diener an, begriffen nicht, was das bedeute, und gaben ſich durch Zeichen zu verſtehen, daß nun Wahnſinn den Herrn ergriffen.

Wohl mußten ſie dergleichen vermuthen, denn ihnen war es unbekannt, daß durch den Genuß des wunder-

baren Fiſches Hermann die Fähigkeit verliehen war, die Sprache der Thiere zu verſtehen, und daß dieſe ſich eben von dem ſchändlichen Leben des Burgherrn unterhielten, wie von der Strafe, welche das Fatum über ihn beſtimmt. Letztere hatte Hermann, als er ſeine Arme gen Himmel erhob, von einer alten Henne vernommen, die zu ihm ſprach: „Ehe heute die Sonne ſich neigt, wird Deine prächtige Seeburg untergehen. Du und wir finden den Tod in den Wellen. Bereite Dich und bete.“

Hermann taumelte, einer Leiche gleich, bis an das Thor der Burg. Da ſank er auf einen Stein nieder. Hier, wo ſo oft die Freude eingezogen war, die wilden Geſellen gleich jungem Weine hindurch und taumelnd wieder hinausgebrauſt waren, wo manche liebe Dirne gepackt und mit Gewalt herbeigeſchleppt, mit Hohnlachen hinausgeſtoßen war: hier wollte er das Ende ſeines Lebens erwarten, unter den Trümmern ſeiner Burg in den See hinabſinken. Der Gedanke, durch Flucht aus der Burg ſich zu retten, kam ihm nicht bei. Geiſtes- und Körperkraft hatten ihn verlaſſen. Im ſtummen Hinbrüten ſchien er ſein Schickſal erwarten zu wollen.

Da die Diener von der bevorſtehenden Gefahr nichts

wußten, keinen Rath ertheilen konnten, so ſtanden ſie nur trauernd um ihren Herrn und ſeufzten. So vergingen einige Minuten. Da kam ſchnell und mit ſchwingenden Fittigen der alte ſchöne Haushahn — wegen der Pracht ſeines Gefieders der Liebling Hermanns, der manch Weizenkorn aus der Hand ihm gefreſſen — auf ihn zugeflattert, krähte gewaltig und ſprach: „Herr, noch kannſt Du Dich retten. Eile aus der Burg, fliehe.“

Wie aus dem Traume auftaumelnd, und ſeiner Sinne wieder mächtig, ſprang Hermann haſtig auf. „Iſt's möglich!“ rief er aus.

Der Hahn ſchlug mit den Flügeln, krähte und ſprach, „„Ja, aber eile, eile, denn ſchon iſt die Sonne im Sinken.““

Wild rannte Hermann zum Stalle, zog ein Roß heraus, ſchwang ſich drauf, und ſprengte zum Erſtaunen der Zurückgebliebenen durch das Thor und über die Zugbrücke. Jenſeit dieſer kam Arnold bleich und mit Entſetzen ihm entgegen. Auch ihm war nach dem Genuſſe des kleinen Stückes vom Wunderfiſche die Sprache der Thiere verſtändlich geworden, und was im Burghofe vom Haushahn dem Herrn geſagt war, hörte er draußen, vor der Zugbrücke von einem der Haushunde.

„Herr," rief er, „nehmt mich mit, nehmt mich auf Euer Roß."

„„Fort, rette Dich ſelbſt,"" ſchrie ihm dieſer entgegen.

„Ihr müßt, Herr, Ihr müßt, ich laſſe Euch nicht fort," und wie raſend hielt er Hermanns Roß beim Zügel.

Da kam nochmals der alte Haushahn geflattert, und kreiſchte in eins fort: „Eile, eile, fliehe, die Sonne ſinkt."

Ueberwältigt von Furcht und Schrecken, zog Hermann, unwiſſend ſelbſt was er that, das Schwert, hieb auf den ſtehenden Diener ein, daß dieſer zur Erde ſank, ſprang in den See, und hindurch trug ihn das Roß an das andere Ufer.

Mit Entſetzen ſahen die Diener Hermanns unmenſchliches Benehmen gegen den alten treuen Arnold, eilten dieſem zu helfen, aber zu ſpät. Nur wenige Minuten lebte Arnold, den Umſtehenden das Räthſel löſen zu können von den Wirkungen des genoſſenen Wunderfiſches, und was die Thiere dem Herrn verkündigt.

Als Hermann das Ufer erreicht hatte, einen Hügel beim Dorfe Giebeldehauſen hinangeſprengt war, ſtieg er vom Pferde, und ſetzte ſich erſchöpft auf den Raſen.

Rund umher lag die Natur in der Dämmerung des Abends. Ueber ihm ſchwirrte noch die Lerche, Heimchen zirpten neben ihm im Kornfelde. Ein lauer Südwind ſäuſelte in ſeinen Locken, und im Glanze der letzten Sonnenblicke blitzten die vergoldeten Spitzen der vier prächtigen Thürme ſeiner Stammburg. Ruhe überall und Frieden in der Natur, aber nicht in Hermanns Bruſt. Bitterlich weinte er, rang die Hände, und ſtreckte ſie ſehnſüchtig nach dem Orte aus, wo er das Licht der Welt erblickte, die erſte Luſt, die erſte Freude, den erſten Schmerz empfand. „Ach!“ rief er aus im wehmüthigſten Gefühle, „wie unglücklich bin ich, und wie glücklich könnte ich ſein!“

Die Sonne war hinab, und noch ſtand ſie da, die ſchöne, bethürmte Seeburg, feſt und ſicher auf ihrem Felſengrunde, umfluthet vom prächtigen See. Da flieg plötzlich in Hermanns Seele der Gedanke auf: wie, wenn Alles Täuſchung, nur Warnung, ein Traum meiner Einbildungskraft wäre! Ja, ſo muß es ſein, denn feſt ſteht ja noch meine Seeburg, und die Sonne ſchwand ja ſchon! Ergriffen von dieſem Gedanken, ihm ein Hoffnungsſtrahl, ſprang er auf, faßte den Zügel des Roſſes, wollte wieder aufſitzen, zurück an das Ufer des Sees ſprengen: — da wankte der Boden

unter ihm, ein dumpfes unterirdiſches Getöſe war vernehmbar. Kalt rieſelte es ihm über den Rücken. Wie angewurzelt ſtand er, blickte ängſtlich nach der Seeburg, und da ſah er mit bitterem Jammer, wie der Felsgrund der Burg ſich langſam ſenkte, wie die Burg bald auf der Waſſerfläche zu ſchwimmen ſchien, wie Alles, was in der Burg lebte, in Kähne ſich ſtürzte, dem Tode zu entrinnen, wie die Fluth zum Thore eindrang, immer tiefer und tiefer Mauern und Zinnen ſich ſenkten, die vier Thürme nur noch herausragten, endlich auch dieſe untertauchten, und nun der See eine große Spiegelfläche bildete, jede Spur vom Daſein einer Burg darin verſchwunden war. Da fiel er zerknirſcht und voll Reue nieder auf ſeine Kniee, hob ſchluchzend die Hände gen Himmel, und betete zum erſten Mal in ſeinem Leben mit Inbrunſt zu Gott, flehend um Erbarmen, um Vergebung ſeiner Miſſethaten.

Als er ſich wieder aufrichtete, ſiehe, da ſtieg vor ihm aus der Erde eine eherne Tafel, worauf geſchrieben ſtand: „Im Kloſter weihe Dich dem Himmel in Demuth und Buße, dann wirſt Du das ewige Reich ſchauen.“

„Ich gehorche,“ ſprach er, ſchlich hin nach dem Kloſter Gieboldehauſen, beichtete, erhielt Abſolution

und nahm das Mahl des Herrn. Nach bestandener Prüfungszeit ward er unter die Zahl der Brüder aufgenommen. Sein Habe und Erbe schenkte er dem Kloster, und lebte darin viele Jahre noch ein gottseliges frommes Leben. Auf seinem Sterbebette verordnete er: daß täglich zweimal auf ewige Zeiten Seelenmesse für ihn und alle reuige Sünder gelesen werden solle. Und das geschah bis auf den Tag, wo das Kloster in Giebeldehausen auch unterging in den Fluthen der Zeit.

Die Gegensteine.

Wo des hohen Harzgebirges weit ausgestreckte Zweige in Osten sich sanft abdachen, in fruchtbare Ebenen sich hinausdehnen, die herrlichsten Laubwaldungen tragend, da siehst Du, fröhlicher Wanderer, zwei gewaltige Felsenklumpen, riesig und ungeheuer aus jenen Ebenen emporragen, die ganze reizende Landschaft überschauend. In weiter Ferne schon erblickst Du sie, weißt nicht zu deuten, was Du siehst; ob die Natur in diesen Kolossen ein Erzeugniß ihrer Allgewalt hinstellte als Sinnbild ihrer Größe, oder ob es die Trümmer einer Cyklopenburg sind, um welche schon die Wogen der Sündfluth ihr Spiel trieben. Je näher Du kommst, je mehr sich Dir das dunkele Bild entfaltet, und in seiner seltsamen Riesenform sich klar

darſtellt, deſto mehr wird es Dich überraſchen, denn Du erkennſt, daß es zwei iſolirt ſtehende Felſen, oder Bruchſtücke einer Felſenwand ſind, welche, weit über achtzig Fuß hoch, einer mäßigen Anhöhe entſteigen.

In Staunen und Verwunderung umgeheſt Du ſie, ringsum ſie zu betrachten. Und ſo that auch ich. Auf die Kante des höchſten ſtieg ich auf Stufen, welche Sinn für Naturgenuß in den harten Sandſtein meißelte. Oben blickte ich weit umher auf fruchtreiche Felder, auf Dörfer und Städte, auf des Harzes wellenförmige Umriſſe mit ſeinem noch ſchneebedeckten Brocken, und auf die reich mit Thürmen prangende, uralte Stiftsſtadt Quedlinburg, wo der erſte Heinrich, der Vogelfänger, mit ſeiner Mathilde oben im Gewölbe der alten Stiftsburg ſchlummern, auf welcher acht Jahrhunderte hindurch Frauen den Krummſtab als Scepter führten. Das Alles ſah und überblickte ich mit trunkenem Auge, und freuete mich wie auch Du, lieber Leſer, Dich des erfreuen wirſt, ſtehſt Du einmal auf dieſer Höhe.

Herab ſtieg ich drauf, ging zur andern Felswand hin, der niedriger liegenden. Vertieft im Anſchaun ihrer dunkeln, zerklüfteten und zerriſſenen, noch höher als jene aufſtrebenden Maſſe, die ſich wie zu mir überbeugte

ſtand ich vor ihr und ſtaunte, ſann und ſann, welche Kraft beide Rieſenwände heraufgeſchoben aus der Tiefe an das Licht, ihnen geboten habe zu ſtehen und zu ſtarren himmelwärts, wie viele Tauſende von Jahren an ihnen vorüberzogen ohne ſie zu brechen, und wie Aeonen noch an ihnen hinfluthen werden, ohne ſie verwiſchen zu können. In Betrachtungen verſank ich über Ewigkeit, Vergangenheit, Fortdauer, Unendlichkeit. Um mich her war es einſam und ſtill. Kein Lüftchen regte die ſchweren Halme der Aecker, kein Vögelein ſang. Nur in den Spalten des Geſteins, wo Uhu und Eule niſteten, unkte zuweilen ein ſolcher Vogel der Nacht. Schauerlich ſchön und ernſt war dies Bild, magiſch; ungern trennte ich mich von ihm. Begeiſtert rief ich zum Abſchiede dem Felſen laut zu: „Leb wohl, du Wunder der Natur!“ und im Hui kamen vom Felſen zurück die Worte: „Wunder der Natur.“

„Was iſt das,“ rief ich erſtaunt, „wer ruft aus dieſen Klüften mein Wort zurück?“

Von Neuem rief ich laut gegen den Felſen: „Biſt Du ein Geiſt, ein guter oder böſer?“

„Böſer,“ ſprachs zurück.

Und wie ich ſprach, und wie ich rief, ſo gab der

düstere Felsen die letzten Worte deutlich wieder. Wie schön, wie einzig, wie seltsam, dachte ich, daß hier im todten Gestein das unermüdliche Echo seinen Wohnsitz nahm, zu äffen und zu necken den Vorüberziehenden, und den finstern Massen eine ewige Lebendigkeit damit einhauchte. Und länger noch weilte ich, zu prüfen die Fertigkeit der Zunge des Echo. Da kam des Wegs ein Männlein, grau an Jahren, gebückt am Stabe vorüber. Es hörte mich mein Spiel treiben mit dem Wiederhall, blieb stehen, und schauete mich an, fragend: „Euch freuet wohl der Ruf aus dem Felsen?"

„„Ja, Alter, treibe Scherz mit dem Geiste im Felsen, der mir Alles zurück spricht.""

„Thut das nicht, Herr," sprach das Männlein, und hob warnend die Rechte, „das ist ein gefährliches Spiel."

„„Wie so?""

Das Männchen näherte sich, und raunte mir leise ins Ohr: „Was Euch da antwortet, das ist ein böser, böser Geist, der steckt im Felsen und bewahrt einen Schatz."

„„Wie? Einen Schatz?""

„Ja, einen gewaltig großen Schatz, der einmal vor langen Jahren hier versunken ist."

„„So, ei erzählt doch: wie ging das zu?““

„Ja Herr, das iſt eine lange Geſchichte. Da hätte ich wohl eine Stunde zu erzählen, und dazu habe ich keine Zeit, muß auf die Arbeit.“

„„Was verdient Ihr da, Alter?““

„Nun, wenn's gut geht, einen halben Gulden.“

„„Bleibt Alter, ſetzt Euch hier zu mir auf den Raſen; erzählt mir die Geſchichte von dem verſunkenen Schatze, ſollt damit ſo viel verdienen, wie auf der Arbeit.““

„Wenn Ihr ſo ſprecht, bleibe ich und erzähle. Unſer Herr Pater ſagt zwar, es wäre nur ein Mährchen, aber das iſt nicht wahr. Ihr könnt Euch darauf verlaſſen, es iſt wirklich und wahrhaftig eine wahre Geſchichte, die ſich begeben, und vor ſehr langer Zeit begeben. Denn, denkt nur, ich bin jetzt ſechs und ſiebenzig Jahre alt, und ſchon als Knabe von zwölf Jahren erzählte ſie mir meine Großmutter, welche ſie ſchon als Kind von ihrer Großmutter gehört hatte.“

„„Dann muß ſie freilich wahr ſein. Aber, erzählt doch!““

„Gleich, Herr. Erſt aber muß mein Pfeifchen brennen, ohne das geht es nicht.“

So recht mit Bedacht wurde nun das kleine Pfeifen-

ſtummelchen gefüllt, Feuer gepickt, der Zunder aufgelegt, und endlich dampfte es zu meiner großen Zufriedenheit, dieſe Prämilinarien beſeitigt zu ſehen.

Das Männchen hub nun an, wie folgt:

„Seht Herr, zur Zeit, als einer der Engel Gottes abfiel, deshalb vom Schöpfer aus dem Himmelreich verbannt, in den Abgrund der Hölle verſtoßen ward, da kämpfte dieſer immerfort noch gegen unſern Herrn Gott, und ſtörte ihn in ſeinen Werken. Als nun Gott die Erde ſchuf, da begehrte der Böſe die Hälfte derſelben für ſich. Der Herr war ſo gnädig, gewährte das Verlangen, wohl wiſſend, es werde der Böſe ſeine Macht bald mißbrauchen, auf ſeiner Hälfte die Menſchen zum Verderben führen, und er ſie ihm wieder entreißen müſſen. Da bauete nun der Böſe eine Mauer auf von grauſam-großen Felsſtücken, die ſollte die Grenze ſein zwiſchen ſeiner und Gottes Hälfte. Rund um die Erde lief die, und war ſo hoch, daß ſie in die Wolken reichte. Aber Gott ſah bald, daß der Böſe auf ſeiner Hälfte das Menſchengeſchlecht verdarb, und da ſchüttelte er die Erde, daß die Mauer brach und zuſammenſtürzte. Ueberall findet man Spuren davon, die noch heutiges Tages „die Teufelsmauer" heißen. Von dieſer ſind auch die beiden hier vor uns

liegenden Felsen ein Ueberrest; und wenn Ihr da oben auf dem einen steht, so könnt Ihr sehen, wie nach dem Harzgebirge hin in lauter Zacken dergleichen aus der Erde herausragen. Nun war zwar des Teufels Macht gebrochen, Gott wieder Herr der ganzen Erde; jener aber trieb noch immerfort ein unheimliches Wesen in und um den Klüften seiner Mauer, und neckte und plagte die Menschen. So war es auch hier bei diesen Felsen, welche man die Gegensteine nennt, und kein Mensch trauete sich dahin. Auch war hier Alles dichter Wald, durch den Niemand dringen konnte; und wo Ihr jetzt Kornfelder seht, da waren Sümpfe und Moräste, auf den Höhen wilde Thiere, kein Steg noch Weg, den ein menschlicher Fuß betreten konnte. Schon aus der Ferne sah man, wie böse Geister bei nächtlicher Weile, besonders in der Mitternachtsstunde, bald wie feurige Luftgestalten, bald wie tanzende Flammen erschienen, mit Zeterstimme tobten und schrieen, aber auch liebliche Töne hören ließen, die Menschen anzulocken und zu verderben. Mancher, der ihrer spotten, auf keine Warnung hören, in der Nähe sehen wollte, was eigentlich die Unholde trieben, bis zu ihrem Anschauen durch's Dickicht sich hindurch zu arbeiten versuchte, kam zerfetzt, gesteinigt oder nimmer zurück. Durch die

Lüfte führten ihn die böſen Geiſter. Man hörte das Wimmern in der Höhe, und meilenweit wurden ſie todt an der Erde liegend gefunden. Nur wer reinen Herzens, ein Gott geheiligtes Leben führte, fromm und gläubig unſerm Herrn und Heiland eigen war, dem thaten ſie nichts, wenn er dieſe Gegend betrat, dem konnten ſie nichts anhaben.

Da begiebt ſich einſt, daß ein Ackersmann, dort aus dem damals kleinen Dörfchen Ballenſtädt — das jetzt, wie Ihr ſeht, ein großer Ort iſt und ein ſtattliches Schloß hat — früh vor Sonnenaufgang ausreitet. Er will nach Quedlinburg in die Stiftskirche, welche kaum erſt Mathilde die Kaiſerin geſtiftet hat, dort ſein Gebet zu verrichten und Abſolution zu holen, denn in Ballenſtädt war noch weder Kirchlein noch ein ehrwürdiger Pater. In gottergebenen, frommen Gedanken reitet er langſam vor ſich hin, ſieht nicht links nicht rechts, war auch ſonder Furcht, denn er war ein gottesfürchtiger Mann, der den Armen gern half. Da überfällt ihn eine unwiderſtehliche Müdigkeit, er ſchläft ein. Der Gaul fühlt bald, daß keine Hand mehr die Zügel leitet, geht vom Wege ab, ſteht ſtill und graſet. Da erwacht der Ackersmann, ſchauet auf und reibt ſich die Augen, denn die ganze Gegend um-

her iſt ihm fremd. Im Dickicht iſt er drinnen. Kein Weg noch Steg. Felſen thürmen ſich ringsum auf, Waſſer hört er brauſen, zu ſeinen Füßen ein dumpfes Gepolter, und zwiſchen zwei Felsklumpen hindurch erblickt er die Oeffnung einer Höhle.

Daß es ſolche wilde Gegend in der Nähe ſeines Dorfes gäbe, hat er nie gehört, und es wird ihm daher gar bänglich ums Herz, denn er meint behext zu ſein oder noch zu träumen. Vom Gaule herab betrachtet er Alles genau, und je länger deſto mehr überzeugt er ſich, daß es nicht Traum ſei, denn die Sonne beſcheint die Gipfel der Bäume, die zackigen Spitzen der Felſen, und der Gaul graſet emſig fort. Aber geheuer kommt es ihm nicht vor; es iſt ihm, als ſei Alles, was ihn umgiebt, Blendwerk böſer Geiſter, und da rieſelt es ihm eiskalt über den Rücken. Umzukehren, dazu hat er den Muth nicht. Zu bleiben, iſt ihm ängſtlich. Er weiß nicht, was machen. Allmälig wird es aber ruhig. Das Brauſen des Waſſers läßt nach, wie das unterirdiſche Gepolter. Er hört Vögelein ſingen, und nichts deutet mehr auf Unſicherheit noch Gefahr. Da kehren Zuverſicht und Muth beim Ackersmann zurück. Furchtlos blickt er umher, beſieht Alles mit Ruhe, denkend: Willſt doch

morgen mit Weib und Kind hergehen und ihnen die wilde Gegend zeigen, von der die Leute ſagen, daß es nicht geheuer ſei, und wo doch gar nichts Uebles zu vermerken iſt.

Schon will er das Roß umlenken, den Weg nach Quedlinburg fortſetzen, da fällt ſein Blick nochmals auf die Höhle.

„Was mag doch wohl in der Höhle ſein," ſpricht er bei ſich ſelbſt, „möchte ſchon einmal hineinſehen. Aber wer weiß, was darin iſt! Vielleicht ein böſer Geiſt! Poſſen! und iſt einer darin, ſo wird er mich auch nicht gleich beißen, wenn ich an den Rand trete und blos hineinſchaue. Ich wag's."

So ſpricht er mit ſich ſelbſt, ſteigt vom Gaul, bindet ihn an einen Baum, und geht nun leiſen Trittes, als ob es Niemand hören ſolle, über die Felsbrocken hin, die vor der Höhle liegen. Jetzt ſteht er am Rande der Höhle, beugt ſich vorwärts, und blickt mit langem Halſe hinein.

„Jeſus, Maria und Joſeph!" ſpricht er überlaut, die Hände überm Kopf zuſammenſchlagend, „was ſeh' ich!" —

Das Männlein machte hier in ſeiner Erzählung eine Pauſe. Das Pfeifchen war ihm ausgegangen.

Es pickte und pickte am ſtumpfen Stein mit dem ſchlechten Feuerſtahl, aber kein Funken wollte herausſpringen.

„Ei laßt doch das Rauchen, Alter,“ ſprach ich unwillig, „erzählt weiter.“

„„Nein, Herr,““ ſagte es, „„wenn das Pfeifchen nicht brennt, kann ich nicht erzählen. Habt Geduld, ich erzähle Euch die Geſchichte bis zu Ende, aber erſt muß ich Feuer haben.““

Endlich brannte der Schwamm, Rauch entſtieg dem kleinen Pfeifenſtummel, und das Männchen fuhr fort.

Alſo, wie ich Euch ſage, der Ackersmann ruft aus: „Jeſus, Maria und Joſeph, was ſeh' ich!“

Und was ſieht er? — Er ſieht eine große, große Braupfanne voll lauter Goldſtücke wie meine inwendige Hand groß. Drauf liegt eine ſilberne, glänzende, viereckige Tafel, ringsum eingefaßt mit rothfeurigen, karfunkelnden Steinchen, und auf dieſer ſtehen in der Mitte Buchſtaben von ſchwarzen Granaten. Neben der Tafel liegt auf der einen Seite eine ſpannnagelneue Fuhrmannspeitſche, und auf der andern liegt — ein grimmig-großer, ſchwarzer Bullenbeißer mit feurigen Augen, die hin und her rollen, drohend dem, der ſich dem Schatze nähert.

Der Ackersmann steht eine Weile und schauet Alles staunend an, sinnend was er thun solle. Gleich entschlossen wäre er gewesen, nämlich zuzugreifen, hätte nicht der gefährliche Wächter bei den Goldthalern gelegen, dem er auch nicht einmal eine Lockspeise zur Beschwichtigung vorzuwerfen hatte. So vergehen an fünf Minuten im Hin- und Herschwanken. Endlich ruft er, ein Herz sich schöpfend, aus: „Ich versuch's, ich wag's. Ich steige hinab, nehme mir ein Paar Goldstücke, oder auch eine Tasche voll, mehr aber nicht. Ich bin genügsam. Die schöne Peitsche aber, die muß ich haben, die ist gar zu schön."

Nun schreitet er hinab in die Höhle, blickt dabei aber unverwandten Auges nach dem schwarzen Wächter, ob der sich rühre. Er schreitet vor und vor, — der Schwarze rührt sich nicht. Er ist bis an den Rand der Braupfanne, — er rührt sich nicht. Er beugt sich über den Rand, hebt die Hand zum Zugreifen, — und er rührt sich nicht. „Der thut dir nichts," spricht er leise, greift erst mit einer Hand, dann mit beiden Händen in die goldenen Thaler, füllt die eine seiner Taschen, dann auch die andere, und springt nun in zwei Sätzen wieder hinauf an den Rand der Höhle.

Hier ſinkt er, von Angſt und Freude ergriffen, ermattet nieder. Hoch pocht ihm das Herz, das Blut ſtürmt raſch ihm in den Adern. Nach einem Weilchen hat er ſich erholt. Da leert er die Taſchen, überzählt, wie viele der Thaler er habe, und als die Zahl derſelben ſeine Erwartungen überſteigt, ruft er aus: „Was für ein glücklicher Mann bin ich! Mit einem Male reich, aus aller meiner Noth, aus meiner Dürftigkeit geriſſen und in Wohlſtand. Wer hätte das gedacht, als ich dieſen Morgen mein Lager verließ, mein Tagewerk wie immer mit Sorgen begann! Aber nun ſoll es anders werden, ja anders.“

Er ſteckt die Thaler wieder ein, faltet die Hände, legt ſie in den Schooß, ſchweift mit ſeinen Gedanken umher, und räumt Luftſchlöſſer in die Zukunft, wie er das ſchöne Geld anwenden, recht vielen Acker ankaufen, große Wirthſchaftsgebäude erbauen, wunderherrlich darin leben will; wie viele Acker Land ſeine drei Töchter zur Ausſteuer haben ſollen, da es nun an Freiern nicht fehlen könne, wie da große Hochzeiten ausgerichtet, die ganze Gemeine dazu geladen werden ſolle, wie und wie — Ohne Ende geht es ſo fort und fort, und ganz vertieft in Pläne und Projekte, vergißt er Alles um ſich her. Da weckt ihn aus

ſolchen Träumen ſein Roß, das wiehert und ſcharrt. „Geduld, alter Gaul," ruft er dem Thiere zu, „ſollſt's nun auch beſſer haben, werde dich zu Tode füttern." Da wiehert es wieder. „Komme gleich, erſt muß ich aber noch die ſchöne Peitſche holen, die laſſe ich nicht im Stich."

Der Ackersmann ſteigt wieder hinab in die Höhle, jetzt ohne alle Beſorgniß vor dem ſchwarzen Wächter, der ruhig bleibt. Er nimmt die Peitſche und will ſchon umkehren. Da ſteht er ſtill, betrachtet Alles nochmals, und ſpricht bei ſich: „ich ſehe gar nicht ein, warum ich nicht noch eine Handvoll Goldſtücke nehmen ſoll, da ich ſo nahe dabei ſtehe, oder auch noch eine Taſche voll. Ich könnte dann noch mehr Acker ankaufen, meine Wirthſchaft noch größer einrichten, könnte Wein im Keller lagern, meine Töchter noch beſſer ausſtatten, ja, ich könnte wahrhaftig ein Kirchlein, dem Herrn zu Ehren und zum Heile meiner Seele, in unſerm Dorfe erbauen. Dann hieße es: ſeht, das iſt der reiche Jakob, der hat viel Geld und Gut! — Ja, ich thue es, ich thue noch einen Griff in die Pfanne, der Hund rührt ſich ja nicht."

Und er thut's. Mit voller Fauſt greift er in die Thaler, ſteckt ſie bei, und greift zum zweiten Male

hin. Da erhebt ſich langſam der ſchwarze Wächter, knurrt und fletſcht die ſcharfen Zähne; aber Jakob fürchtet ihn nicht mehr. „Knurre du nur," ſpricht er, „jetzt ſtehe ich einmal an der Quelle, wer weiß, wenn das wieder geſchieht. Ich nehme noch eine Hand voll. Aller guten Dinge müſſen drei ſein."

Aber, wie er den Arm ausſtreckt, den dritten Griff zu thun, da ſprühen die Augen des Thieres ſengende Feuerſtrahlen auf den Ackersmann; ringsum entſteht ein fürchterliches Geheul und Getöſe, ein Brauſen und Stürmen, Blitzen und Donnern und Krachen. Die Erde bebt, die Felſen ſtürzen zuſammen, die Eichen brechen nieder, Waldbäche ſtrömen vorüber, grau iſt der Himmel, und aus der Tiefe ſteigen Flammen hervor.

Wie Jakob aus der Höhle kommt, ob auf ſeinen Füßen, oder herausgeſchleudert, weiß er nicht. So viel Beſinnung bleibt ihm, zu ſehen, wie unter furchtbarem Donnergepolter und Feuerregen, der „Gott ſei bei uns" in rieſiger Geſtalt aus der Höhle heraufſteigt, umgeben von tauſend kleinen Teufelsgeſtalten, haltend in der einen Kralle die Braupfanne mit den Goldthalern, in der andern die glänzende Tafel, und wie Alles umher verſinkt und verſchwindet, nur zwei

Felſenſtücken einzeln ſtehen bleiben; wie das Teufelcorps ſich mit ſcheußlichem Hohnlachen in die Luft ſchwingt, nach dem Gegenſteine, vor dem wir jetzt ſitzen, ſchwebt, mit einem Fußtritt ihn ſpaltet, in die Oeffnung hinabfährt, aus welcher ſtinkender Schwefeldampf qualmt, und nun im Innern des Felſens die Goldſtücke klingend von Stufe zu Stufe tiefer und tiefer hinabſtürzen, dann Alles ruhig wird, der Himmel ſich klärt, die Sonne leuchtet, der Gaul ungeduldig ſcharrt.

Jakob zittert und bebt, die Knie ſchlottern ihm, er liegt erſchöpft am Boden.

„Wie iſt mir!“ ruft er aus, „was war das! Träumte oder wachte ich! — Nein, ein Traum war es nicht. Hier habe ich ja die Peitſche, und in den Taſchen fühle ich das Gewicht der Goldſtücke. Fort iſt er freilich der große Geldkeſſel, aber was ich in den Taſchen habe, iſt genug für mich. Jetzt fort von dieſem Schreckensort; mein Lebtage komme ich nicht wieder hierher.“

Er will nun aufſtehen, aber die Laſt in den Taſchen hält ihn wie feſt. „Was iſt denn das! s'iſt ja gerade, als wenn ich noch einmal ſo viel in den Taſchen hätte.“ Er greift hinein, und was bringt er heraus?

— Statt eines Goldſtückes, einen doppelt ſo großen Kieſelſtein, und nichts als Kieſelſteine und Kieſelſteine. Um und um kehrt er die Taſchen, aber nicht einer der Thaler war Thaler geblieben, alle in Kieſel umgewandelt.

Mit gefalteten Händen ſtarrt er den Kieſelhaufen an, wimmert vor Schmerz und Jammer, und weint endlich laut über das ſich ſelbſt bereitete Geſchick. „O ich Thor!“ ruft er aus, „wäre ich zufrieden geweſen mit dem, was ich zuerſt nahm, wie glücklich wäre ich jetzt. Nun bin ich ärmer als zuvor, denn der Vorwurf der Unerſättlichkeit wird mich peinigen, an meinem Leben nagen, mich nie wieder ruhig werden laſſen. Wehe, wehe, muß ich über mich ſelbſt ſchreien; verwünſchen, verfluchen muß ich mich, daß ich mein und meiner Kinder Glück ſo unbeſonnen zertrümmerte. Fluchen werden ſie mir, verfluchen muß ich mich ſelbſt.“ — Bitterlich weinend ſetzte er ſich auf den Gaul, von dem er zu Hauſe ermattet ſinkt, ſich niederlegt, der Frau und den Kindern erzählt, was er erlebt und gethan, und in ſchwere Krankheit verfällt. Zwar ſuchen ihn alle die Seinigen zu beruhigen und zu tröſten, aber umſonſt. Nach drei Tagen deckt Erde ſeinen Sarg.

Seht, lieber Herr, das iſt die Geſchichte von dem verſunkenen Schatze im Gegenſtein. Seitdem nun ſitzt der Satanas darin, foppt Vorübergehende, äfft ihre Töne, ihre Stimme nach, ſpricht zurück was ſie ſprechen, und ſchreckt damit den ruhigen Wanderer; und wer zu viel auf den Felſen einſpricht, das Ungethüm gleichſam zum Beſten haben will und lacht, den wirft es ſogar mit Steinen."

„„Wirklich?""

„Ja Herr; da ſind einmal ein paar junge Burſche gekommen, die das gehört haben und es nicht glauben wollen, die haben's drauf angelegt, den Böſen zu reizen. Aus vollem Halſe haben ſie gegen den Felſen gelacht, und da es immer zurück gelacht, ſo haben ſie noch ärger gelacht, und immer ärger. Da hagelt es mit einem Male von der Höhe des Felſens Steine auf ſie herab, ſie müſſen Reißaus nehmen, und haben ihr Lebelang ſich nicht wieder den Gegenſteinen genähert."

„„Iſt denn aber der böſe Geiſt gar nicht zu kirren, daß er den Schatz herausgiebt?"" fragte ich.

„Das weiß ich nicht. Man ſagt, es ſei einmal der Abt des Barfüßerkloſters in Halberſtadt hier vorüber gezogen, der habe beim Hören des Geiſterſpuks,

woran er zuvor nicht glauben wollen, ſich bekreuzigt und geſegnet vor Schrecken. Gleich ſei er zurückgekehrt in ſein Kloſter, Tags darauf aber mit dem ganzen Kloſterkonvent, in feierlicher Prozeſſion aus und hierher gezogen. Alle hätten ſich vor dem Felſen auf die Knie niedergelaſſen, einen andächtigen Chorgeſang angeſtimmt; dann habe der Abt das heilige Cruzifix an den Felſen gehalten, dreimal mit geweihetem Waſſer ihn beſprengt, und mit lauter Stimme Gott den Allmächtigen gebeten, dem Spuk des Höllenfürſten ein Ende zu machen. Da habe keines ſeiner Worte der Böſe zurück gerufen, aber ein leiſes Geflüſter, wie Engelsſtimmen, hätte man gehört, und die Worte vernommen: — „Wenn eine Jungfrau, auf den Wogen des Weltmeeres geboren, keuſch und rein wie die Morgenröthe, in der Mitternachtsſtunde am Tage Allerheiligen, vor dieſem Felſen ſonder Furcht und allein, knieend ſich niederläßt, mit aufgehobener Rechten und lauter Stimme ihren vollen Namen dreimal gegen den Felſen ausſpricht, das dritte Mal mit dem Zuſatz: „Gott wolle den Zauber löſen, das Ungethüm im Felſen vernichten," ſo wird der Felſen niederſinken, der Schatz heraufſteigen, der Jungfrau Eigenthum ſein, und der Böſe auf immer von hier entweichen. — So hat der

Herr Abt des Barfüßerkloſters in Halberſtadt geſprochen."

„„Seltſame Bedingung!""

„Ja wohl Herr, ſeltſam. Drum hat ſich auch zur Stunde noch kein Mägdlein gefunden; denn gäb's auch eines, geboren auf einem Schiffe im Meer, gut und keuſch, ſo möcht's ihm doch an Muth fehlen, in der Geiſterſtunde am Tage Allerheiligen, der da fällt in den rauhen Novembermonat, ſich allein hierher zu begeben, wo der Sturm um die Felſen ſauſt, die Nachteulen und der Uhu unken, und der ſtarke Mann zu thun hat, nicht zu zagen. Es wird daher der Teufelsſpuk wohl verbleiben, das Echo den Vorübergehenden foppen, bis der jüngſte Tag kommt, die Welt untergeht und alſo auch der Satanas."

Das Männlein ſtand auf. „Nun, Herr, habe ich Euch erzählt die Geſchichte vom verſunkenen Schatze im Gegenſteine und von dem darin wohnenden Unholde. Bewahret ſie fein in Eurem Gedächtniſſe und erzählt ſie weiter und weiter, damit ſie gekannt bleibe von Kind und Kindeskind. Denn, hat der Abt recht gehört, ſo kann ſie doch wohl einmal das Ohr der Jungfrau erreichen, die allein hier helfen kann. Gehabt Euch wohl!"

Fort ſchlich das Männchen an ſeinem Stabe, und ich ſchritt fürder, den dunkelblauen Harzbergen zu, einzuſammeln mehr noch der lieblichen Dichtungen, die das Volk an wunderſam geformte Felsmaſſen, an Schluchten, an Höhen, an Burgtrümmer knüpft.

Die Glocke in Ebergötzen.

Am heiligen Abend vor dem Pfingstfeste wanderten zwei Schüler aus dem Städtchen Nordheim bei Göttingen hin in ihr heimathliches Dörfchen, im Vaterhause die Festtage zu verbringen. Die sorgsame Mutter hatte den jungen Burschen einen bejahrten Mann entgegen gesendet, sie auf dem drei Meilen langen Wege schützend zu begleiten, ihre kleinen Reisebündel zu tragen. Solche mütterliche Sorgfalt war aber diesen gar nicht recht. Sie fühlten sich hierzu selbst kräftig genug, kamen sich, nur mit dem Reisebündel auf dem Rücken, als wandernde Schüler vor, ließen sich dieses daher durchaus nicht nehmen trotz alles Versicherns des Gesendeten, daß die Mutter es so wolle, und zeigten dem gutmüthigen Begleiter ihren Unmuth über seinen Dienst-

eifer dadurch, daß ſie nicht mit ihm ſprachen, und ihn, als einen nicht zu ihnen Gehörigen, hinter ſich her gehen ließen. Dieſer belächelte den Stolz der jungen Burſche, und folgte ihnen ſchweigend.

Als ſie der Weg beim Dorfe Ebergötzen vorüber führte, wurde eben mit der Abendglocke geläutet. Da konnte der Führer nicht länger an ſich halten.

„Hört einmal, lieben Kinder," rief er den weit vorausgeeilten Burſchen zu, „was die Glocke ſpricht."

Die Knaben ſtanden, horchten, und Einer ſagte: „„Was ſoll eine Glocke ſprechen? Eine Glocke ſpricht nicht.""

„O ja, ſie ſpricht wohl was, gebt nur genau Acht."

Die Knaben horchten abermals. Dann ſagte der Eine: „„Ich höre nichts!"" und der Andere: „„Ich auch nichts.""

„Nun mein Gott, wenn ihr nicht hört, daß die Glocke ſpricht: Su ſand, Mäggen Band, ſo ſeid ihr taub."

Sie horchten wieder, und gaben endlich zu, daß die Töne der Glocke einige Aehnlichkeit mit jenen Worten hätten.

„„Was ſoll das heißen, Su ſand, Mäggen Band?"" fragte der Eine.

„Das will ich euch erzählen, wenn ihr hübsch neben mir hergehen, und mir aufmerksam zuhören wollt, denn es ist eine gar wunderbare Begebenheit, die ich schon als Kind von meiner Großmutter hörte, und die ihr wissen müßt, um sie auch weiter erzählen zu können, damit sie fort und fort im Andenken erhalten werde."

Die Neugier der Knaben war gereizt. Sie nahmen den Führer in die Mitte und forderten ihn auf zu erzählen.

„Nun seht Kinder," begann dieser, „vor langer Zeit — es ist gar grausam lange her — da hat einmal ein Hirt aus Ebergötzen die Schweine auf das Stoppelfeld hinausgetrieben, das an einen Sumpf grenzt, der ganz mit Schilf bewachsen ist. Gegen Abend kommen die Schweine an den Sumpf, und wühlen darin nach Schweineart. Da sieht der Hirt, wie einige gar emsig um Etwas beschäftigt sind, es heraus zu holen. Neugierig tritt er näher, und es scheint ihm, als ob ein viereckiger Gegenstand mit einer Oeffnung aus dem sumpfigen Boden herausſähe. Das ist ein Schatz, vermeint er; eine Kiste, das Herausstehende der Griff daran. Richtig, das muß ich doch näher beschauen. Flugs watet er in den Sumpf bis zur Stelle, stört mit dem Hirtenstabe, fährt mit der

Hand an dem viereckigen Dinge hinab, fühlt, daß das Ding ſich nach unten ausbaucht wie eine Glocke, und erkennt endlich, daß das Herausſtehende der Henkel der Glocke ſein müſſe.

„„Einer Glocke?““ riefen beide Burſche zugleich.

„Ja, ja, einer Glocke.“

„„Wie kommt die in den Sumpf?““

„Hört nur. Der Hirt treibt ſogleich ſeine Heerde nach dem Dorfe zurück und erzählt da von der gemachten Entdeckung. Die Bauern lachen ihn aus, wollen es nicht glauben, meinen, wer wiſſe, was er geſehen, und ſei es gewiß ein alter Bauſtamm noch aus der Zeit her, wo der Sumpf mit Holz bewachſen geweſen. Der Hirt läßt ſich aber nicht irre machen, verbleibt bei ſeiner Angabe, und ſchwört Stein und Bein, es könne nichts Anderes, es müſſe eine Glocke ſein, er habe es ja mit eigener Hand gefühlt. Da ſpricht der Richter des Dorfes: „Nun, wir können ja das Ding einmal beſehen.“

Wie nun der Richter ſo ſpricht, der als ein vernünftiger Mann in der Gemeinde viel gilt, und mit dem Hirten nach dem Sumpfe gehen will, da gehen auch die Bauern mit, und bald iſt das halbe Dorf auf den Beinen und folgt.

Der Hirt zeigt ihnen nun den Fund, und, da ſteht die ganze Verſammlung und klotzt das Ding an. „Ja, ja,“ ſpricht der Eine; „ja, ja,“ ſpricht der Andere, „ein Bauſtamm iſt das nicht.“ Man ſchwatzt hin und her, was es ſein könne, und ob es der Mühe werth ſei, es heraus zu holen, aber Keiner will in den Sumpf waten. Endlich ſpricht der Richter wieder: „Nun, wenn Keiner hin will, ſo muß ich es wohl ſelbſt thun.“ Das feuert einige junge Burſche an; ſie ziehen Schuh und Strümpfe aus, und waten in den Schlamm bis zum Funde. Kaum haben ſie dieſen in der Nähe beſehen, und tief hinab befühlt, ſo ſchreien ſie der gaffenden Menge zu: „Ja, ja, es iſt eine Glocke, eine große Glocke!“ — „Donnerwetter,“ ſchreit dieſe herüber, „die müſſen wir haben.“ — „Ja, holt ſie mal heraus, die ſitzt feſt,“ antworten die Burſchen, und verſuchen ſie vergebens zu bewegen.

Während dem iſt es dunkel geworden, und der Richter ſchlägt vor, das Herausholen morgen vorzunehmen, heute Abend aber noch zu bereden, wie das anzufangen ſei, da menſchliche Kraft hierbei nicht ausreichen werde.

Kaum tagt es, ſo iſt ſchon das ganze Dorf verſammelt, und, mit Stricken, Ketten, Hebebäumen,

Pferden und einem Wagen zum Transport der im Geiſte ſchon heraus geholten Glocke, zieht man, der Richter an der Spitze, jubelnd nach dem Sumpfe. An Weibern und Kindern fehlt es auch nicht. Die Stricke werden nun an den Hänk der Glocke befeſtigt, und dann an das Geſchirr der am Rande des Sumpfs ſtehenden Pferde. Man treibt dieſe zum Ziehen an, aber die Glocke rührt ſich nicht. Man treibt ſie ſchärfer an, die Stricke reißen, die Pferde ſtürzen nieder. Nun nimmt man Ketten, legt dieſe an den Hänk und an das Geſchirr, ſpannt vier Pferde vor, und unter antreibendem Schreien wird auf dieſe losgepeitſcht. Doch umſonſt. Auch die Ketten reißen, und die Glocke weicht und wankt nicht.

Da ſtehen Alle verdutzt, und Jeder fragt den Andern: „Was machen wir nun?“ und Keiner weiß Rath, ſelbſt nicht der Richter, der, die Arme in die Seite geſtemmt, ſtumm nach der Glocke hinſchauet.

Zu den umſtehenden Dorfbewohnern hatten während dem auch viele Vorübergehende ſich geſellt, und dem Unternehmen zugeſehen. Unter dieſen war ein ſchlankes hübſches Mädchen. Durch ſeine auffallende, von der Landestracht ganz verſchiedene Kleidung zog dieſes bald Aller Aufmerkſamkeit auf ſich, und man ſah mehr

nach ihm als nach der Glocke, beſonders die jungen Bauernburſche. Es trug einen ſehr kurzen Rock, hochrothe Strümpfe mit blauen Zwickeln, gelbe Schuhe, ein Wamms von ſchwarzem Sammet, um den Hals eine ſchwere ſilberne Kette mit großem Henkelthaler daran, einen Strohhut mit ſpitzem Kopf, um den ein Geflecht von bunten Wieſenblumen ſich wand, und in der feingeformten Hand hielt es ein leichtes Spazierſtäbchen. Niemand kannte das Mädchen, Keiner ihre Landestracht. Als nun die Bauern mit verſchränkten Armen da ſtanden, nicht wiſſend, wie ſie es anfangen ſollten, den gefundenen Schatz zu heben, ſich anſahen, und immer wieder Einer zum Andern ſprach: „Was machen wir nun?“ da trat das fremde Mägdlein vor und ſprach:

„Was gebt Ihr mir, ſo ſchaffe ich Euch die ſchwere Glocke aus dem Sumpf?“

Alle ſahen die Dirne lächelnd an, ſelbſt der ſonſt ernſte Richter lachte, maaß ſie vom Scheitel bis zu den gelben Schuhen, und ſprach:

„„Du ſchwaches Kind, willſt die Glocke aus dem Sumpfe ziehen! biſt ein ſpaßhaftes Mädel, machſt uns lachen.““

„Braucht nicht zu lachen,“ erwiederte dieſe, „es iſt

mein Ernſt. Nehmt ihr mein Erbieten nicht an, ſo kriegt ihr nun und nimmermehr die Glocke heraus, denn ſie iſt groß, wiegt ſchwer, liegt ſchon dreihundert Jahre hier im Sumpfe, wo ſie immer tiefer einſinkt."

Da trat ein junger, flinker Burſche zum Mädchen hin und ſagte: „„Hör' Mädel, ziehſt Du die Glocke heraus, ſo gebe ich Dir —""

„Nun was?" fiel dieſes haſtig ein.

„„So gebe ich Dir — einen derben Schmatz auf Deinen ſchönen, kleinen Mund.""

Alle lachten; aber das Mädchen ließ ſich nicht irren, reichte dem Burſchen die Hand, und ſprach: „Topp, es gilt!"

Jetzt nahm ſie ihren Hut vom Kopf, zog ein feines ſeidenes Band, das ihr Haar feſt hielt, hervor, knüpfte es an das Spazierſtäbchen, hielt dieſes hoch, ſchwenkte damit nach den vier Weltgegenden, und verbeugte ſich dabei jedesmal tief. Drauf knieete ſie nieder, ſah mit gefalteten Händen zur Erde und ſchien zu beten.

Als ſich das Mädchen wieder erhoben, blickte es fröhlich umher, trat zum Richter hin und ſprach „Nun, Alter, will ich Euch die Glocke heraus ziehen. Hier, — ſie reichte ihm das vom Stäbchen losgebun-

dene Band — laß das eine Ende an den Glockenhänk befeſtigen, das andere an einen Strick knüpfen, der bis hierher zu mir reicht."

Als es geſchehen, ergriff ſie den Strick, wickelte ihn zweimal um die Hand, und zog mit leichter Anſtrengung und in einem Zuge die Glocke aus dem Schlamme hervor, und durch den Sumpf hindurch bis auf deſſen Rand. „Hier, Alter," ſprach ſie zum Richter, „hier übergiebt Dir das ſchwache Kind, wie Du mich vorhin nannteſt, die Glocke, die Du nun und nimmer mit Deinen Stricken und Ketten und Männern herausgebracht hätteſt. Ein anderes Mal lächle nicht gleich über das, was Du nicht begreifen kannſt."

Der Richter hatte ſeine Mütze gezogen, und hörte in beſcheidener Stellung dieſe Worte. Alle Uebrigen ſtanden erſtaunt da, beſahen bald die große, ſchöne Glocke, bald die ſchöne Dirne. Die alten Weiber aber ergriff Entſetzen. Sie erhoben ein Zetergeſchrei, riefen: „s'iſt eine Hexe, s'iſt eine Hexe, werft ſie in den Sumpf!" und liefen nach dem Dorfe zurück.

Nicht ſo die Männer. Mit tiefen Bücklingen näherten ſie ſich dem wunderbaren Mädchen, das ihnen ein übernatürliches Weſen war, dankten ihm für den

geleiſteten Dienſt, und Jedem mußte ſie ihre Hand reichen. Damit begnügte ſich aber jener junge, kühne flinke Burſche nicht. Er ſprang auf die kleine, niedliche Hexe zu, ſprach: „Topp, es gilt!“ haſt Du geſagt, und küßte ſie wacker durch.

Das Mädchen aber ſprach: „Bringt die Glocke auf euern Kirchthurm; verwahrt ſie wohl, denn wißt: ſo lange ſie auf euerm Kirchthurm hängt, wird in Obergötzen keine Feuersbrunſt entſtehen. Wenn ihr ſie läutet, ſo gedenket mein, denn ihr Ton wird euch zurufen: Su fand, Mäggen Band, das heißt, eine Sau fand ſie, eines Mädchens Band zog ſie heraus. Lebt wohl!“

Dort ging ſie hin. Nie ſah man ſie wieder, nie erfuhr man, woher ſie war, noch wohin ſie ging. Man ſah ſie in der Ferne in ein Gebüſch gehen, aber es nicht wieder verlaſſen. Neugierige Burſche folgten, durchſuchten es, aber ſie war verſchwunden.

Die Glocke wurde nun auf den Wagen geladen, andern Tags mit großer Feſtlichkeit, unter Sang und Klang, in das Dorf gebracht, und auf den Thurm der Kirche hinan gewunden. Und ſeit ſie da hängt, iſt nie in Obergötzen ein Feuerunglück geweſen. Immerfort aber erzählt ihr Ton die Geſchichte ihrer Erlangung

den Dorfbewohnern und der Umgegend von Geſchlecht zu Geſchlecht bis auf den heutigen Tag. „Su fand, Mäggen Band.“

Hier endete der Führer der Knaben die Erzählung von der Glocke in Ebergötzen, ſprechend: „Merkts euch hübſch, lieben Kinder, die wunderbare Begebenheit. Gedenkt ihrer, ſo oft ihr bei dieſem Dorfe vorüber geht, denn dergleichen Begebniß kommt in jetziger Zeit nicht mehr vor.“

Die Knaben aber, die meinten, das ſei ein recht hübſches Mährchen, eine wahre Geſchichte aber nicht, denn Wunder wären nie auf Erden geſchehen, ſo habe der Lehrer in ihrer Schule geſagt. Darob ereiferte ſich aber der Alte gar ſehr, und ſo verging im Streit mit den Knaben der Weg, bis dieſen ihr heimathliches Dörfchen entgegen winkte. Da rannte auf Flügeln der Freude und der Sehnſucht das Knabenpaar nach dem Vaterhauſe, und das Alter folgte langſam nach.

Das Trompeterschlösschen.

Wo jetzt das große, schöne Dresden mit seinen Palästen und Häuserreihen sich ausbreitet an beiden Ufern der Elbe, der Menschen viele Tausende sich regen und wirken, da lagen vor grauen Jahren zwei kleine Dörfchen nur. Fischerhütten waren's, ärmliche Wohnungen armer Leute, die vom Fischfang kümmerlich sich nährten.

Nicht fern davon, am Rande des Waldes, da lag ein stattliches Jagdhaus. Es gehörte den mächtigen Burggrafen von Dohna, welche Herrn der ganzen Gegend weit umher, wild und raubluſtig waren, keine Ruhe hielten, immer Fehde und Streit suchten mit den Nachbarn, und deshalb überall gehaſſt und gefürchtet wurden.

Still und friedlich war es das ganze Jahr hindurch in den kleinen Fiſcherdörfchen bis in den Herbſt hinein. Wenn aber Egidiitag kam, da bezogen die Dohna'ſchen Burggrafen dieſes Jagdhaus am Walde, und brachten ihre lockern Geſellen mit, das Wild zu jagen und zu hetzen. Lärmend und toll ging es dann her. Da wurde täglich, wenn der Troß von der Jagd zurückkam, geſchmauſt und gezecht, auch ſonſt noch Uebles getrieben, und — ſo wollte man wiſſen, — manchem ſchuldloſen Gefangenen in den tiefen Kellern das Lebenslicht ausgeblaſen. Die Fiſcher ſahen es aber dennoch gern, wenn die Herrn hier hauſten, denn ſie hatten viel Nutzen davon. Ihre Fiſche wurden ſie bei ihnen los, brauchten ſie nicht zur Stadt zu tragen, und unlieb war es ihnen daher, wenn die Jagdzeit vorüber geeilt, der Graf mit ſeinen Kumpanen nach ſeiner feſten Burg Dohna zurückkehrte.

So verging eine lange Reihe von Jahren, während welcher aus den kleinen Dörfern große Dörfer wurden, denn ſie nahmen zu an Häuſern und Bewohnern, breiteten ſich immer mehr aus, und endlich ſo weit, daß das Jagdhaus dicht an den Dörfern lag.

Die Dohnaer trieben aber ihren Unfug zu arg, feindeten alle Ritter der Nachbarſchaft unaufhörlich an, raubten

und ſtegreiften auf den Landſtraßen, und lehnten ſich in ihrem Uebermuthe ſogar gegen ihren Ober- und Lehnsherrn, den König Bogislav von Böhmen, auf. Da ſchlug ihre Stunde. Bogislav ſendete eine große Heeresmacht aus, ſie zu bändigen. Nun wehrten ſie ſich zwar tapfer, machten's den böhmiſchen Kriegern ſchwer, ſie zu überwältigen, unterlagen aber doch dem mächtigeren Feinde, der ſie völlig unterjochte, ihre Burgen brach, ſie Alle zum Lande hinausjagte, und, was ſie beſaßen, an die Treuen, die ihm hierbei halfen, vertheilte. Das Jagdhaus ſtand ſeitdem leer und begann zu verfallen.

Schon ſeit vielen Jahren zog bei den Dörfern eine ſtark befahrene Straße nach der Brücke hin, welche die Dohnaer über den Elbſtrom erbaut hatten und die noch heutiges Tages ſteht. In den Dörfern nahmen die Fuhrleute gewöhnlich ihr Nachtquartier, und das machte, daß immer mehr Wirthshäuſer darin entſtanden. Dem Jagdhauſe gegenüber lag auch eins, das ſeinen Eigenthümer wohl nährte, denn er gab gut Eſſen und Trinken, und machte mäßige Zeche. Immer hatte er daher reichlichen Zuſpruch, daß oft der Raum nicht zureichen wollte, und mancher Fuhrmann abgewieſen werden mußte. Das war aber dem Wirthe nicht recht,

und er ſimulirte hin und her, wie das wohl zu ändern ſei.

Eines Tages ſitzt er vor der Thür ſeines Hauſes mit gleichen Gedanken beſchäftigt, und paſſt den Rauch des Pfeifchens nachdenkend in die Luft. Da tritt Nachbar Hinz zu ihm hin und ſpricht: „Nu, Nachbar Velten, was ſitzt Ihr denn da einmal wieder ſo in tiefen Gedanken? Drückt Euch was?“ Und Velten theilt ihm mit: daß er ſeine Wirthſchaft erweitern müſſe, aber nicht ausklügeln könne, wie das anzufangen ſei, da ſein Gehöft nicht zu vergrößern wäre.

„Seht, Nachbar,“ ſprach Hinz, „da will ich Euch was ſagen: An Eurer Stelle ließe ich mir das alte Jagdhaus da drüben geben, und verlegte da hinein meine Wirthſchaft. Da drinnen iſt großer Raum für Menſchen und Vieh, und wenn das alte Gerümmel wieder hergeſtellt und aufgeputzt wird, ſo habt Ihr das anſehnlichſte Gaſthaus weit und breit.“

„„Hm, hm, der Vorſchlag iſt ſo übel nicht, ich werde ihn überdenken,““ erwiederte Velten vor ſich hinbrummend; fand ihn aber ſo gut, daß er deſſelben Tages noch nach Lohmen ging, wo der jetzige Herr des Jagdhauſes wohnte, und von dieſem es auch bald für weniges Geld erhandelte.

Nun dauerte es gar nicht lange, so ward aus dem verlaſſenen Gemäuer, wo ſchon Unken und Schlangen Beſitz genommen hatten, ein ſtattliches, bewohnbares Haus. Der Tag zum Einzuge mit der Wirthſchaft wurde feſtgeſetzt, und da ſollte ein großer Schmaus ſein, wozu alle Nachbarn und auch Hinz geladen wurden.

Den Abend zuvor ſtand Velten vor der Thür ſeiner bisherigen Wohnung und ſchaute mit Wohlbehagen ſeine künftige gegenüber an. Da trat Vetter Kunz zu ihm und ſprach: „Hört Vetter, Ihr habt das alte Haus für ein wahres Spottgeld gekriegt, einen guten Kauf gemacht. Wißt Ihr denn aber auch, warum Ihr's ſo wohlfeil bekommen?"

„„Nun, und warum?"" fragte Velten.

„Wißt Ihr's nicht, ſo will ich's Euch ſagen: es geht um in dem Hauſe, es ſpukt drin."

„„Ihr ſeid nicht geſcheut!"" fuhr Velten heftig heraus.

„Nun, nun," erwiederte jener, „es ſoll mir lieb ſein, wenn's nicht wahr iſt, aber gar Viele im Dorfe haben oft Nachts Gepolter und Wehklagen darin gehört; ja, Nachbar Henrich da drüben, der wollte ſogar wiſſen, daß vor grauer Zeit viele Mordthaten darin

begangen wären, die Mörder keine Ruhe im Grabe hätten, Jedem, der des Nachts im Hause bliebe, erſchienen und ihn peinigten, und werde der Spuk nicht eher ein Ende nehmen, als bis —"

„„Nun — bis —?"" fragte Velten.

„Ja, das wuſte Vetter Henrich ſelbſt nicht ſo recht genau," erwiederte jener.

„„Gebt mit Euern Poſſen, das iſt altes Weibergeſchwätz, dummes Zeug."" ſprach Velten und ging, ärgerlich über ſolche Rede, aus der ihm Mißgunſt und Neid herausſchauten. Er ließ ſich auch nicht irre machen, und andern Tags hielt er ſeinen Einzug, tractirte ſeine Gäſte weidlich, und bis an den hellen Morgen wurde getanzt.

Die Fuhrleute und Gäſte, die nun bei Velten einkehrten, wurden in die neue Wirthſchaft gebracht, und wenn im Dörfchen ein Hochzeits- oder Kindtaufenſchmaus war, da tanzte man darinnen im groſſen Saale. Die alte Wirthſchaft behielt aber Velten bei, falls in der neuen die Gäſte nicht alle unterzubringen wären.

So verging ein ganzes Jahr, und Velten gedachte nicht mehr des Geſchwätzes des Vetters Kunz von der Spukerei.

Da begab es ſich, daß eines Tages der Fuhrleute und Reiſenden ſo viele zugleich eintrafen, daß beide Häuſer gefüllt wurden. Und als nun noch ſpät des Abends ein Ritter mit ſeinen Knappen ankam, beherbergt ſein wollte, ein eigenes Gemach verlangte, da erklärte Velten: ſeine Häuſer wären ganz beſetzt, nur ein großer Saal ſei leer, worin bis jetzt Niemand noch logirt, da er faſt ganz mit alter Polterei angefüllt ſei, auch große Getreidevorräthe darin aufgeſchüttet lägen.

„Macht nichts," ſprach der Ritter, „will darin übernachten; Raum zu einer Schlafſtelle wird doch wohl noch da ſein."

Velten war das ganz recht; er hoffte dem Ritter eine gute Zeche zu machen, denn ſolche Gäſte kamen ſelten. Gleich ließ er Alles zurichten, und als der Ritter ein gutes Abendbrot verzehrt hatte, geleitete er ihn in den Saal, ließ ihm eine Lampe zurück, und wünſchte gute Nacht.

Dem Rittersmann, an beſſeres Quartier gewöhnt, war nun freilich die Umgebung von alten wirthſchaftlichem Geräth und von Getreidevorräthen gar nicht recht. Das Weite und Hohe des Saals, von einem Lämpchen nur ſpärlich erleuchtet, ließ ihm auch den

Aufenthaltsort wie einen verwünſchten, von unſichtbaren Unholden bewohnten vorkommen, und obwohl er das Herz auf dem rechten Flecke hatte, ſo war es ihm doch grauſig in den vier nackten Wänden zu übernachten; indeſſen mußte er ſich drein fügen. Die Eingangsthür verriegelte und verrammelte er, ließ das Licht brennen, und warf ſich unausgekleidet auf das ihm bereitete Lager, wo er nur ruhen, wach bleiben wollte. Der Schlaf übermannte ihn aber, und er ſchlief ein.

Eine Stunde mochte verfloſſen ſein, da erweckte ihn Lärm vor der Thür. Er fährt auf vom Lager, ergreift ſein Schwert und nähert ſich horchend der Thür. Da vernimmt er Poltern und Trappeln auf dem Gange und den Treppen, ein Hin- und Herrennen, doch keinen Laut einer Stimme. Erwartend die Thür mit Gewalt geöffnet zu ſehen, ſteht er vor ihr zum Vertheidigen gerüſtet. Da öffnet ſich leiſe eine Seitenthür, welche der Ritter gar nicht bemerkt hatte, und herein tritt eine lange, in ſchwarze Gewänder bis auf die Augen verhüllte Geſtalt. Der Ritter, allerdings etwas erſchrocken, wendet ſich nach ihr hin und ſpricht mit heftiger Stimme: „Wer biſt Du, was willſt Du?“ und hebt dabei ſein Schwert. Die Geſtalt winkt

mit der Hand, andeutend, er möchte das Drohen laſſen, und ſpricht mit hohler Stimme: „„Kannſt Du Tanzmuſik machen?““ — „Alberne Frage!“ erwiederte der Ritter; „ſprich, wer biſt Du, was willſt Du?“ Die Geſtalt erwiedert ruhig die vorige Frage.

„Fort von hier,“ fährt der Ritter heftig auf, „oder ich durchbohre Dich.“

„„Wage es nicht, mich anzutaſten,““ ſpricht die Geſtalt, „„ſonſt biſt Du des Todes. Vor der Thür ſteht mein Gefolge, das Dich augenblicklich vernichten würde. Ich frage Dich zum dritten und letzten Male: Kannſt Du Tanzmuſik machen?““

Der Ritter beſinnt ſich einen Augenblick, dann ſagt er ärgerlich: „Nein!“

„„So ſchlafe wohl!““ brummt verdrießlich die Geſtalt, und geht.

Der Ritter ſtand eine Weile verdutzt da, wußte nicht, ob er wache oder träume, hörte aber, wie ſich der Spuk und Lärm allmälig verlor, und endlich Alles ſtill und ruhig ward. Als er ſich von dem Schrecken erholt, ging er voll Aerger und Ingrimm auf den Wirth, ihn in einen geſpenſtiſchen Saal gebracht zu haben, die Treppe hinab, weckte ihn mit Donnerſtimme, erzählte, was ihm begegnet, und tobte und fluchte auf

den von Schrecken und Staunen ergriffenen Mann. Am ganzen Leibe zitterte und bebte dieſer, und verſicherte hoch und theuer, wie nie dergleichen Spuk er bemerkt, nur gehört habe, daß in ganz frühen Zeiten es nicht geheuer in dem Hauſe geweſen ſei, daher dieſes auch wohl an die funfzig Jahre leer geſtanden habe.

Der Ritter aber tobte und fluchte, wünſchte ihm alle Teufel auf den Hals, ſetzte ſich zu Roß, und ſprengte fort, ohne nach der Zeche zu fragen.

Im Hauſe waren hierdurch Alle, die es beherbergte, wach geworden, herbei gekommen und hörten mit Schrecken, was ſich begeben, wovon aber Keiner etwas vernommen. Die Fuhrleute ſpannten an. Einer nach dem Andern fuhr ab, und Jeder rief dem Wirthe zu: „in Deinem Geſpenſterhauſe übernachten wir nicht wieder; da iſt ja Keiner ſeines Lebens ſicher.“

Als der Morgen grauete, ging Velten in ſein gegenüberliegendes Haus, weckte die hier untergebrachten Gäſte, und erzählte mit trübſeliger Stimme, was vorgefallen. Alle ſtaunten, wollten es nicht glauben, und einige kühne, junge Burſche erboten ſich, das Spukhaus von oben bis unten zu durchſuchen, ob von dem nächtlichen Beſuche etwas aufzufinden ſei. Dem Wirth war das eben recht, und kein Winkel des

Hauſes blieb undurchſtöbert. Auch in die weiten, langen Keller gingen ſie; hinter alle Fäſſer wurde geguckt, mit Spießen und Stangen unter die Lager derſelben geſtört, aber nirgends etwas Verdächtiges geſpürt. Als ſie in den letzten, kleinen, nie benutzten Keller kamen, entdeckten ſie eine niedrige Thür. Der Wirth war verwundert, eine ihm bis dahin ungekannte Thür zu ſehen, und begierig, zu erfahren, wohin ſie führe. Man gab ſich Mühe, mit herbeigeholten Schlüſſeln ſie zu öffnen, aber keiner ſchloß. Man verſuchte mit Stangen ſie aufzuſprengen, aber vergebens. Da wurde eine Art geholt, die Thüre in Stücken zu hauen. Was geſchah! — Auf den erſten Hieb öffnete ſich die Thür von ſelbſt, und heraus trat jene Geſtalt, die Nachts dem Ritter erſchienen war. Alle bebten zurück, der größte Theil entfloh. Die Geſtalt ſprach: „Weichet! — Wagt es nie wieder uns unglücklich Gebannte zu ſtören, ſonſt büßt ihr's mit dem Leben.“ Sie trat zurück, die Thür ſchloß ſich von ſelbſt, und die Gebliebenen eilten ſo ſchnell als möglich hinaus zu kommen aus dieſer finſtern Geiſterſpelunke.

Velten war troſtlos, „Ach,“ ſprach er, „nun iſt es aus mit meiner ſchönen Nahrung. In dieſem Hauſe wird Niemand mehr übernachten wollen, im andern

kann ich nur Wenige beherbergen; ach, ich bin ein ruinirter Mann!“

Viele im Dorfe, die Velten ſein Glück nicht gegönnt, freueten ſich heimlich über ſein Mißgeſchick. Wenige nur, beſſer geſinnt, ſprachen ihm Muth ein, meinten, es gäbe Leute, die Geiſter bannen könnten, auch fände ſich vielleicht einmal Einer, der den Zauber löſe, und was dergleichen Troſtworte mehr waren; aber Velten verblieb dabei, daß er nun ein ruinirter Mann ſei.

Er hatte ſo unrecht nicht. Der Ruf vom Spuk in ſeinem großen Hauſe verbreitete ſich weiter und weiter, und wenn nun das kleinere Haus keinen Raum mehr für Gäſte hatte, ſo zog Jeder ſeine Straße, und blickte im Vorüberziehen das leer ſtehende Haus ſcheu an.

So vergingen zwei volle Jahre. Velten grämte und härmte ſich, ward elend und kränklich, denn auch keinen Käufer zum Hauſe konnte er finden, ſo wohlfeil er es auch veräußern wollte.

Eines Abends ſaß er vor der Thür in Nachdenken und trüber Stimmung, und blickte hinüber nach dem ſchönen Hauſe, das ſchon hin und wieder Spuren des Verfalls zeigte; da kam die Straße daher ein Reiters-

mann, dem hing über die Schulter an einer bunten Schnur eine blanke Trompete. „Gott grüß Euch, Alter," ſprach er zu Velten, und ſtieg ab; „bringt meinen Gaul in den Stall, laßt es ihm an nichts fehlen, und gebt mir ein gutes Abendbrot. Ich bleibe bei Euch, denn mein Gaul will nicht mehr fort."

„„Ein gutes Mahl ſollt Ihr wohl haben,"" erwiederte Velten, „„übernachten kann ich Euch aber nicht, denn mein Haus iſt [illegible]erfüllt.""

„Kann nicht helfen, Alter, Ihr müßt mich behalten. Ein guter Wirth muß immer Rath zu ſchaffen wiſſen, wenn er auch noch ſo viel Gäſte hat."

Aus dem Fenſter der Wirthsſtube ſahen Einige heraus, den Trompeter anſchauend. Davon ſagte Einer halb im Spott: „I Velten, Ihr könnt ja den Gaſt in Euer Spukhaus bringen, da iſt Raum genug."

Der Trompeter fragte, wo das Haus ſei, warum es Spukhaus heiße, und erfuhr von Velten haarklein, was es mit dieſem Hauſe für ein Bewandtniß habe, und weßhalb er keinen Gaſt darin laſſen könne. Da ſchlug der Trompeter eine helle Lache auf, meinte, es ſpuke wohl in Veltens Kopfe, denn das ſei ja nur dummes Zeug, an Geſpenſter zu glauben, es gäbe keine.

„Nun, nun, ſpottet nicht," erwiederte Velten.

„Brächtet Ihr nur eine Nacht in dem Hause zu, würdet Ihr anders pfeifen, nicht ganzbeinig kämt Ihr wieder heraus.“

„„Ei Kreuzdonnerwetter,““ fuhr der Reitersmann auf, „„das müßte doch beim Teufel sein, wenn der Spuk mir was anhaben sollte. Was gebt Ihr mir, so bleibe ich die Nacht ganz allein in dem Hause, und kommen die Geister, so will ich sie mit meinem Schwert hinaus fegen, daß [illegible] Fetzen an ihnen ganz bleibt.““

„Mir wär's schon recht, wenn Ihr das Haus von dem Spuke reinigtet,“ erwiederte Velten, „aber Euch kostet es das Leben, und die Schuld mag ich nicht auf mich laden.“

„„Das laßt meine Sorge sein,““ sprach der Reiter. „„Wollt Ihr mir ein Fäßchen Eures besten Bieres geben, so schlafe ich die Nacht im Spukhause.““

„Nun, wenn Ihr durchaus wollt,“ sagte Velten, „ich bin's zufrieden, ein Fäßchen des besten Bieres sollt Ihr haben; wenn's aber schlecht abläuft, so tragt Ihr die Schuld allein, hört Ihr's!“

Obwohl nun die umstehenden Nachbarn den Reiter warnten, einen Wagehals ihn nannten, meinten, daß mit Geistern schlecht zu fechten sei, und er sein Leben wirklich aufs Spiel setze, blieb jener doch bei seinem

Vorſatz, ſchalt ſie feige Memmen, verzehrte ſein Abendbrot, und verlangte dann, man möchte den Schlüſſel zum Hauſe ihm geben. Den gab ihn Velten aber nicht. Er ſagte: „ich laſſe Euch ein in das Haus, verſchließe es aber wieder, damit Ihr nicht eher wieder heraus könnt, als mit Sonnenaufgang.“

„„Auch gut,““ erwiederte der Reiter, hing Schwert und Trompete um, nahm eine Laterne mit brennendem Lichte und einen tüchtigen [illegible] Bier; Velten ließ ihn ins Haus, wünſchte eine [illegible] Nacht, und verſchloß wieder ſorgfältig die Thür.

Der neugierige Haufen hatte ſich gemehrt, blieb vor dem Hauſe ſtehen, meinte, der Spuk müſſe nun ſogleich losgehen, und der Reiter um Hülfe ſchreien. Dem war aber nicht ſo. Sie ſahen wohl ſein Licht im großen Saale des Hauſes, vernahmen aber nur, daß ſich der Reiter auf der Trompete zuweilen ein Stückchen blies. Als ſie ſo vergebens bis eilf Uhr geharrt, begaben ſie ſich nach Haus, und auch Velten legte ſich nieder.

Der Reitersmann war, ohne ſich weiter umzuſehen, gleich nach dem großen Saale gegangen, hatte die Eingangsthür verſchloſſen, überzeugte ſich, daß die zwei andern Thüren im Saale feſt zu waren, baute Tiſche

und Stühle vor allen drei Eingängen in die Höhe, schob einen großen Tisch in eine der Ecken des Saales, setzte sich dahinter, legte die Trompete auf den Tisch, wie das blanke Schwert, und erwartete nun, was kommen werde. Die Zeit dauerte ihm aber gewaltig lange, und da Alles um ihn her ruhig blieb, wollten ihm zuweilen die Augen zufallen. Das ließ er aber nicht zu. Er nahm die Trompete zur Hand und blies ein Stückchen, sich munter zu erhalten. So vergingen zwei Stunden, und da sich immer noch nichts sehen oder hören ließ, beschloß er die Geisterstunde noch wach zu bleiben, dann aber zu schlafen.

Eben hatte er sich durch Blasen der Trompete wieder ermuntert, da schlug die Thurmuhr im Dorfe zwölf. Und wie der zwölfte Schlag verklungen war, da däucht es ihm, als rumore es ganz tief unten im Hause. Er horcht — wagt kaum zu athmen — hört's von Neuem, und stärker. Das Rumoren nimmt zu — es scheint sich zu nähern — es nähert sich.

Der Reitersmann stand auf, ergriff das Seitengewehr und schaute mit einigem Herzklopfen nach den verrammelten Thüren. Da beginnt ein Gepolter und Getrappel auf der Treppe, die nach dem Saale führt, und nähert sich der Thür. Ein kalter Schauer über-

läuft ihn, und er verwünſcht ſchon den tollen Einfall das verdammte Wagſtück unternommen zu haben, denn die Courage nahm ab. Plötzlich öffnen ſich die Flügelthüren des Saales; die vorgebauten Tiſche und Bänke weichen zurück, und hereinziehen Paarweiſe vierundzwanzig Todtengerippe, alle mit weißen Leichentüchern umgeben, im Geſicht weder Fleiſch noch Haut, weder Augen noch Naſen, glatte weiße Todtenköpfe nur. Mit ihren Knochenbeinen trappelt Paar und Paar taktmäßig im Saale herum, und, wenn ſie beim Reiter vorbei kommen, wenden ſie ihre Todtenköpfe nach ihm hin. So machen ſie die Runde dreimal im Saale herum, dann ſtehen ſie ſtill, und wenden Alle die Köpfe wieder nach dem Reiter hin. Der hat ſich indeſſen vom erſten Schrecken etwas erholt, da er ſieht, daß die Geſellſchaft ihm vom Leibe bleibt, und erwartet begierig, was daraus werden ſoll. Nach einer Weile beginnen die Gerippe von Neuem im Saale herum zu gehen, wieder taktartig, aber etwas ſchneller. Allmälig kehrt im Reiter volle Ruhe zurück, und nun will ihm das ſeltſame Gaukelſpiel faſt komiſch vorkommen, ſo, als wollten die Gerippe ihm was vortanzen. Da kommt er auf den Gedanken, zu verſuchen, von welcher Wirkung auf die Geſellſchaft ein Ton aus ſeiner Trom-

pete ſein werde. Er faßt das Inſtrument, ſetzt es an den Mund, bläſt einige Töne, und ſiehe — da heben die Unheimlichen ihre Hände, klatſchen ihm mit den klappernden Knochen Beifall zu, und nicken zugleich mit den Schädeln, als Zeichen ihrer Zufriedenheit. Da bekommt der Reiter vollen Muth.

„Tanzen wollen die Knochenmänner," ſagt er bei ſich; „damit kann ich dienen." Und nun bläſt er, ſo gut wie er kann, einen raſchen Tanz. Da dreht und kreiſt die Geſellſchaft gar munter und raſch im Saale ſich herum, hoch ſchwenkend die Leichentücher, und der Reiter kann vor Lachen nicht weiter blaſen, denn das Knochengeklapper wird immer lebhafter; zuweilen ſpringt eins der Gerippe hoch auf, und Einzelne drehen ſich wie Wetterfahnen auf einer Stelle rundum.

Als er nun nicht ohne Anſtrengung eine halbe Stunde ſo geblaſen, da hatte ſeine Lunge keine Kraft mehr. Er ſetzte das Inſtrument hin, ſich zu erholen, aber praſſelnd kam das wilde Heer auf ihn los und ſtampfte mit den Knochenbeinen, drohte mit den Händen, und gab zu verſtehen, er ſolle noch mehr blaſen. Er thats, blies ſo raſch als möglich, und Alles wirbelte von Neuem in dem ganz mit Staub erfüllten Saale herum. „Wenn das ſo die ganze Nacht fort-

gehen ſoll," dachte der Reiter bei ſich, „ſo biſt du des Todes, das hältſt du nicht aus." Indeſſen fiel ihm auch bei, daß die Geiſterſtunde um ein Uhr vorüber ſei, und bis dahin hoffte er auszuhalten.

Als der Tanz eine Viertelſtunde noch gewährt, da ſtanden plötzlich die Tänzer ſtill. Eins der Gerippe trat näher hin zum Reiter, winkte ihm zu ſchweigen, und zwiſchen ſeinen zahnloſen Mundkiefern drängten ſich folgende Worte mit hohler, grauſiger Stimme hervor:

„Hab Dank; Du haſt uns erlöſt! Vom Zorne des Höchſten verbannt in die Tiefen dieſes Hauſes, wo wir Schandthaten, Mord und Gräuel verübt, bis ein Mann, allein, des Nachts zum Tanz unaufgefordert uns hier aufſpiele, harrten wir ein halbes Jahrhundert vergebens auf unſere Erlöſung. Du haſt die Bedingung erfüllt, das Schickſal verſöhnt, die ewige Ruhe uns verſchafft. Hab Dank! Dir gehe es wohl."

So wie die letzten Worte geſprochen waren, ſtürzten die Gerippe alleſammt in der Mitte des Saales in einen Haufen zuſammen. Auf dem Thurme ſchlug es Eins.

Der Reiter war ſtarr vor Schrecken. Er trauete ſeinen Augen kaum, nicht ſeinen Sinnen. Stier blickte

er auf den Knochenhaufen hin, ängſtlich erwartend, der werde ſich wieder erheben; aber der lag ruhig, und todtenſtill war Alles um ihn her.

Gewiß zu ſein, ob der Spuk auch wirklich zu Ende ſei, ſetzte er nochmals die Trompete an, und blies nochmals einen Tanz. Aber nichts rührte ſich, der Knochenhaufen lag ruhig.

Da faltete er ſeine Hände, betete zu Gott, und dankte für ſeine Befreiung aus der Gefahr, ſo wie, daß er auserkohren, den Fluch des Höchſten zu löſen. Jetzt überfiel ihn aber eine ſolche Ermattung, daß er niederſank und einſchlief.

Zwei Stunden mochte er geruht haben, da erwachte er plötzlich, aus böſen Träumen auffahrend. Ehe er ſich beſinnen konnte, war es ihm, als ſei das Erlebte auch nur Traum geweſen, aber die noch brennende Lampe erleuchtete den Knochenhaufen, der ihm nur zu deutlich bewies, daß er nicht geträumt.

Noch war es Nacht, der Morgen nicht angebrochen, aber länger noch an dem furchtbaren Orte zu bleiben, vermochte er nicht. Er öffnete ein Fenſter, das nach dem Wirthshauſe hinging, und blies mit aller Kraft in die Trompete, den Wirth Velten zum Oeffnen zu wecken. Der aber erwachte erſt nach dem dritten Trom-

petenſtoß. Haſtig ſteckte er den Kopf zum Fenſter hinaus, rufend, „Lebt Ihr wirklich noch?“

„„O ja!““ erwiederte der Reiter, „„ſchließt hurtig auf.““

Velten kam, öffnete das Haus, ſtürzte die Treppe hinauf, trat in den Saal, und — bebte mit Entſetzen zurück vor dem Knochenhaufen. Der Reiter lachte.

„„Velten,““ ſprach er, „„der Spuk in dieſem Hauſe hat nun ein Ende auf immer; ich habe Euch davon befreit, und mir iſt kein Leids geſchehen.““

„Wie, was,“ ſchrie Velten freudig auf, „iſt's wahr?“

„„Ja, ſo iſt's. Doch jetzt gebt mir zu eſſen, dann will ich Euch Alles erzählen.““

„Ihr ſeid ein Gottesmann, kommt, Alles was da iſt, was ich in Keller und Küche habe, iſt Euer.“

Die Trompetenſtöße hatten Alles im Wirthshauſe wach gemacht und auch noch viele Dorfbewohner. Es ſammelten ſich daher bald beim frühſtückenden Trompeter der Neugierigen viele, zu hören, wie es ihm im Spukhauſe ergangen Aber erſt nachdem er ſich ruhig geſtärkt, erzählte er ſeine Abentheuer, worüber Alle in Staunen geriethen. Der Wirth, außer ſich vor Freude, daß er ſein zweites Haus nun wieder ungeſtört benutzen, ſeiner Wirthſchaft die frühere größere Ausdeh-

nung von Neuem geben könne, wußte gar nicht, wie er dem Trompeter ſich ſo recht dankbar bezeigen ſolle, denn das an dieſen verwettete Fäßchen Bier galt ihm nur als ſchuldige Zahlung. Der Trompeter aber nahm nichts weiter an, als die freie Zeche.

„Nun," ſprach Velten, „wenn Ihr denn durchaus nichts nehmen wollt, ſo werde ich zum ewigen Andenken an den großen Dienſt, den Ihr mir erwieſen, Euer Bildniß in Stein an jenem Fenſter aufſtellen, aus dem Ihr das Zeichen mit der Trompete gegeben, daß Ihr die Nacht glücklich verbrachtet."

Der Trompeter aber lächelte zu dieſen Worten, ſchwang ſich auf ſein Roß, verſprach auf dem Rückweg wieder einzukehren bei Velten, reichte dieſem die Hand, und ritt ſeine Straße.

Veltens erſtes Geſchäft war nun, das vom Geiſterſpuk befreite Haus von oben bis unten zu reinigen, die Knochen der vierundzwanzig Gerippe zu verbrennen, und alle Räume wohnlich und wirthlich einzurichten. Und als nun immer bekannter ward, daß es nicht mehr bei Velten ſpuke, Gäſte und Fuhrleute wie früher hier übernachteten, ſeine Wirthſchaft wieder in recht ſchwunghaften Betrieb kam, da ließ er aus der Stad einen Steinmetz kommen, der mußte aus feſtem Sand

ſtein einen blaſenden Trompeter zu Pferd ihm meißeln. Nach vier Wochen war das ſteinerne Bild fertig, und wurde mit Muſik und Feſtlichkeit an dem erwähnten Fenſter des Spukhauſes aufgeſtellt.

Da ſtand es nun ſchon ſeit Jahrhunderten, und ſteht noch zur Stunde auf derſelben Stelle. Das Haus aber nannte man das Trompeterſchlößchen.

Wer nach Dresden kommt, gehe auf den Dippoldiswalder Platz, ſchaue ſich um, und er wird die Figur des Trompeters an dem vormaligen Spukhauſe entdecken, das noch „Trompeterſchlößchen" heißt.

Der Singestein.

Wo die Elbe aus dem schönen Erdenfleckchen heraustritt, das man seiner Lieblichkeit wegen „Sächsische Schweiz" nennt, ihre Ufer aufhören hohe Felsenwände zu sein, in sanfte Anhöhen sich wandeln, und endlich nur Wiesenflächen sind, da liegt ein Städtchen, das heißt Pirna, und über ihm auf hohem Felsen die Burg Sonnenstein. Gar lieblich ist die Gegend. Viele Dörfer lagern in seiner Nähe am linken wie am rechten Ufer des schönen, breiten Stroms, und Pirna breitet sich am linken Ufer aus.

Von den Dörfern am rechten Ufer heißt eines Postelwitz. In seiner Nähe ist der Singestein, ein Felsen, von dem man einen herrlichen Blick in das Elbthal, stromauf- wie stromabwärts hat. Hier sammelt

ſich des Sonntags die Poſtelwitzer Jugend, treibt muntere Spiele auf des Felſens Fläche, oder, iſt's ein junges Brautpaar, ſo erzählen ihm die Alten des Dorfes, was in früher Zeit ſich hier begab mit einem Brautpaare, wovon der Felſen noch zur Stunde „Singeſtein" heiße. Fort und fort erhielt ſich ſo die trübe Sage vom Singeſtein, und noch lebt ſie im Munde des Poſtelwitzer Völkchens und des der Nachbarsdörfer.

Es war nämlich einmal ein Hirte in Pirna, der weidete ſeine Schaafe jeden Morgen aufwärts, und Abends abwärts am Ufer des Stroms. Flink und munter war er, die Pirna'ſchen Dirnen ihm hold; aber er nicht ihnen, denn keine darunter wollte ihm gefallen. Freilich ſah er aber auch noch gar wenig nach ihnen hin, denn ſeine Schaafe waren ihm mehr werth als alle Dirnen, und noch weniger dachte er an's Heirathen. Er freute ſich ſeiner Jugend, war glücklich im Beſitze ſeiner zahlreichen Heerde, und andere Gedanken kamen ihm nicht bei.

Gewöhnlich ruhte er in den Mittagsſtunden unter einem dichtbelaubten ſchattenden Baume. Seine Schaafe lagerten dann um ihn her, die jungen Lämmer ſprangen muthwillig im Graſe, und hatte er das einfache Mit-

tagsbrot verzehrt, ſo blies er auf der Schalmey ein Liedchen, bis das Weiterziehen der Heerde ihn zu folgen nöthigte. So ging es einen Tag und alle Tage. Heute war wie geſtern, und morgen war wie heute.

Doch auch ihm ſchlug die Stunde der erwachenden Liebe. Denn als er eines Tages zur Mittagszeit unter jenem Baume ſaß, bemerkte er, daß am Ufer gegenüber eine Heerde Ziegen weidete, gehütet von einem ſchlanken Mädchen. Noch nie hatte er da eine Heerde geſehen, drum zog ihn die Erſcheinung an, denn ſie ſchlug ja in ſein Fach, wenn es auch keine Schaafe waren.

Andern Tags war die Ziegenheerde wieder da, und, als er ſich unter ſeinem Baume gelagert, ſetzte ſich auch die Hirtin da drüben unter einen Baum nieder. Als er weiter zog mit ſeinen Schaafen, trieb auch ſie ihre Ziegen weiter, und als er Abends umkehrte heimwärts zu treiben, kehrte auch ſie um und ihrem Dörfchen zu.

Ihm gefiel das, und je länger je mehr. War er früher mit ſeinen Schaafen da, als die Hirtin mit ihren Ziegen, ſo war ihm das nicht recht; es fehlte ihm was, und unruhig war er, bis jene erſchien. Unbekannt mit dem, was in ſeinem Innern keimte, fühlte

er ſich hingezogen zu dem Mägdlein, deſſen holdes Geſicht ſein ſcharfes Aug' ihm nahe brachte, und gern hätte er geſprochen mit ihr, hätte nicht der breite Strom ſie getrennt.

Als nun Beide einmal wieder des Mittags unter ihren Bäumen ſaßen, und er deutlich gewahrte, daß die Augen des holden Mägdleins auf ihn geheftet waren, da ſchloß er, ohne es zu wiſſen, durch Töne auf der Schalmey ſein Inneres auf, machte durch klagende Melodien dem gepreßten Herzen Luft. Und als er ſchwieg, das Mägdlein nun ein Liedchen ſang ſo zart und wehe, da freudefunkelte ſein Auge. Auf ſprang er, breitete ſeine Arme aus, und jauchzte laut auf vor Wonne, als auch das Mägdlein ſeine Arme ihm entgegenſtreckte.

„Ich komme, ich komme!" ſchrie er mit überlauter Stimme, das Rauſchen des Stromes zu gewältigen. „Ich komme, ich komme, wenn der Mond uns ſcheint."

Das Mägdlein nickte freundlich, und wies auf die Höhe des Singeſteins, als werde ſie ſein da harren.

Nicht erwarten konnte er das Sinken der Sonne; ungeduldig lief er hin und her. Seine lieben Schaafe trieb er raſcher vorwärts, ſie früher wieder rückwärts heimführen zu können. Endlich neigte ſich der Abend.

Da eilte er zu ſeiner Hütte, barg das Häuflein im ſichern Stalle, warf ihm Futter vor und eilte flugs hinaus an's Ufer des Stroms.

Tiefe Dämmerung lagerte ſchon auf Flur und Hain, und was jenſeit des Stromes lag, erkannte er nicht mehr. Still ſtand er und lauſchte eine Weile. Da war es ihm, als höre er das holde Mägdlein ſingen. Fern her und aus der Höhe kamen die Töne. Da fiel ihm bei, daß das Mägdlein nach dem Singeſtein gezeigt. „Da wird ſie ſein," rief er freudig aus, „dort muß ich hinüber." Eilends lief er am Ufer entlang, bis er dem Felſen gegenüber war, und hier erkannte er im Mondenſchein, daß hoch oben das Mägdlein ſtand. „Ich komme!" ſchrie er hinanwärts, warf ſich in den Strom, ſchwamm hinüber, und bald war er oben auf dem hohen Felſen. Weit breitete er da ſeine Arme der Harrenden entgegen, und — ſie lag an ſeiner Bruſt.

Die Sprache der Liebe in ſolchen Augenblicken iſt eine ſtumme. Beide gingen unter in nie gekannten Gefühlen eines beſeligenden Wonnerauſches.

Leiſe ſprach endlich er: „ich liebe Dich!" und ſie: „ich bin Dir gut!"

Und nun erzählten ſich Beide, wie ihre Neigung

zu einander gekeimt und gewachsen; wie er sie, sie ihn beobachtet am jenseitigen Ufer; wie oft sie schon den Strom hinweggewünscht, der ihre frühere Vereinigung verhindert, und mehr noch dergleichen geheime Wünsche und Herzensgeheimnisse.

So kosten sie in der schönsten Sommernacht, bis ein Uhr der Wächter im Dorfe rief. Da trennten sich die Glücklichen. Sie eilte ins väterliche Haus zurück, er schwamm wieder durch den Strom zu seinen Schaafen.

Andern Tags sahen sie sich wieder an den Ufern. Konnten sie auch beim Rauschen der breiten Fluth nicht Worte wechseln, so sprachen und verstanden sie sich doch durch die Zeichensprache der Liebe, die jedes Wort zu malen vermag. Abends war er wieder bei der Geliebten auf dem Singestein, und hier fand jeder Abend sie beisammen, so lange der Mond ihnen leuchtete. Mit seinem Ausbleiben hörten aber diese Stunden des Kosens auf, und nur am Tage sahen sie sich aus der Ferne.

Eine Ewigkeit schien es den Liebenden, bis wieder die Mondsichel den Abend erhellte, von Neuem auf dem Singestein sich zu sprechen. Und als jene nun endlich am Himmel erglänzte, zum ersten Male der

Hirt über den Strom geſchwommen war, das Liebchen in ſeine Arme ſchloß, da waren die erſten Worte: „Du wirſt mein Weib, Du mußt es werden!“ und verſchämt nickte die Hirtin das Jawort ihm zu. O wer war da glücklicher als dieſes Hirtenpaar, das unter Koſen und Liebeln von ſeiner künftigen Einrichtung und von den frohen Tagen ſprach, die es beiſammen verleben werde. Selige Stunden waren ihnen das.

Dreimal ſchon hatten beim neuen Mondenſchein des ſchuldloſen Wonnerauſches der Liebe ſie genoſſen, den nächſten Sonntag dazu beſtimmt, der Hirtin Aeltern um ihren Segen zu bitten, und trennten ſich im beſeligendſten Vorgefühl, dann beim hellen Sonnenſchein ſich ſehen zu können, ihre Liebe Andern nicht länger verbergen zu müſſen. Aber ach, es war das letzte Mal, daß ſie ſich ſahen.

Am vierten Abend ſaß längſt ſchon die Hirtin um die gewöhnliche Stunde auf dem Singeſtein, und ließ ihr Liedchen erklingen, aber der Geliebte erſchien nicht. Sie ſang und ſang, fröhlich, ſchwermuthsvoll und endlich klagend, aber er kam nicht und immer nicht. In den Silberwellen der Elbe plätſcherte nichts, und nichts konnte ſie auf dieſen gewahren, ſo ſtreng ſie auch

hinblickte. In banger Ahnung, unruhvoll hin und her laufend, verbrachte ſie die ganze Nacht, und erſt als ſchon im Oſten es zu tagen begann, kehrte ſie tiefbekümmert heim. Ruhe gönnte die Arme ſich nicht. Gleich trieb ſie ihre Ziegen hinaus auf die Weide an das Ufer, den Geliebten da nun zu ſchauen, aber auch da ſah ſie ihn nicht, ſah aber, daß nicht er, ſondern ein Knabe ſeine Schaafe hüte. Das fiel ihr ſchwer auf's Herz. Sie ahnete Uebles und konnte ihren Thränen nicht wehren. Bitterlich weinte ſie, und nur die Hoffnung, daß in nächſter Nacht der Geliebte kommen werde, erhielt ſie aufrecht.

Mit dem Funkeln des erſten Sterns war ſie ſchon oben auf dem Felſen ihrer Liebe. Hoch klopfte ihre Bruſt vor Bangigkeit und Freude. „Heute kommt er, heute muß er kommen, heut bleibt er gewiß nicht aus.“ Mit ſolchen Worten ſprach ſie ſich Muth ein. Als aber der Geliebte immer nicht kam, da rang ſie die Hände und jammerte: „Ihm iſt ein Unglück begegnet,“ ſprach ſie, „denn vergeſſen hat er mich gewiß nicht.“ Trauernd ſchlich ſie in der Tiefe der Nacht heim, weinte heiße Thränen, die reichlicher noch floſſen, als ſie ihn auch andern Tags am Ufer nicht ſah.

Zwei qualvolle Tage waren ihr ſo verſtrichen.

Am dritten Abend führte ſie früher ihre Ziegen nach Haus, und ſtieg voll Wehmuth, doch nicht ohne Hoffnung, den Singeſtein hinan. Und als die Sternlein blinkten, der Mond und der groſse Abendſtern neben ihm funkelten, da ſang ſie wieder ihr fröhliches Liedchen, und hoch klopfte es in ihrer Bruſt, wenn ſie den holden Schwimmer in den Fluthen zu gewahren glaubte, oder wenn neben ihr im Gebüſch ſich etwas regte. Aber es ſchlich eine Stunde nach der andern langſam vorüber, und der Liebe kam nicht. Da ſank ſie ermattet auf einen Stein. Jammernd und in Verzweiflung rief ſie aus und blickte in den dunkeln Sternenhimmel: „Er kommt nicht, er lebt nicht mehr, aber von da oben ſieht er gewiß auf mich herab, ſieht und hört das Jammern ſeiner Treuen!“

Indem ſchlug es unten im Dörfchen zwölf. Ein Fieberſchauer rüttelte ihre Glieder. Erſchrocken raffte ſie ſich auf, lief vor an des Felſens Rand, blickte hinab in die Fluth und ſah — wie ein geiſtiges Weſen über den Strom daher ſchwebte, dem Fuße des Felſens ſich nahend, ſich erhob und immer näher und näher ihr kam. Sie bebte, die Unglückliche, ſie wankte; ſie wollte fliehen, ſie konnte nicht; ſie wollte aufſchreien, ſie konnte nicht. Da war die Geſtalt vor ihr. Schwe-

bend in der Luft, hob diese die Rechte, neigte sich zu der zitternden Hirtin, und sprach mit kaum vernehmbarer Stimme: „Die Gottheit rief mich zu sich auf, als ich die Wellen durchschnitt. Ich bin glücklich. Wir sehen uns wieder. Leb wohl. Singe das letzte, das Sterbelied mir.“

Sie sang es. Mit dem letzten Ton zerfloß die Gestalt. Da bebte die Unglückliche, die Kräfte schwanden ihr. Sie sank nieder, schlief ein auf dem harten Felsen, und — erwachte nicht mehr.

Wenn um Mitternacht der Vollmond den Singestein beleuchtet, da hört man noch bis zur Stunde klagende Töne von ihm herab. Ein sanftes Säuseln umschwirrt den Felsen, und, erscheint der Todestag der Unglücklichen, dann umschweben ihn Engelein, streuend Rosen und Lilien auf den Singestein.

Das Zauberſchloss im Windberge.

An der rechten Thalwand des ſchönen Plauenſchen Grundes bei Dresden — den wohl ein Jeder kennt, der dieſe Stadt beſuchte — da liegt am hohen Windberge das kleine Dörfchen Burgk. Hier lebte vor Zeiten ein Bergmann, der hieß Valentin. Viele Jahre lang hatte er in den Kohlenminen der Gegend ſein Brot kärglich verdient, war aber dabei immer zufrieden und heiter, ſo wie ſein Weib Anna, die den Milchhandel nach der Stadt betrieb. Mehr zu begehren, als er erwarb, kam ihm nicht in den Sinn. Nur das machte ihm bei vorgerücktem Alter zuweilen Kummer: was es mit ihm werden ſolle, wenn er die ſaure Arbeit nicht mehr verrichten könne, da die Unterſtützung, welche ein abgelebter Bergmann aus der Knappſchafts-

kasse erhalte, nicht hin und nicht her reiche. Theilte er solche Besorgniß seiner alten Anna mit, so war immer die Antwort: „Nun, dann wird ja der liebe Gott schon weiter helfen.“ Solche Trostworte fand nun zwar Valentin recht gut, denn er war ein frommer Mann, verrichtete sein Morgen- und Abendgebet, meinte aber, daß der Mensch darum doch nicht die Hände in den Schooß legen könne, noch dürfe, da der liebe Gott nicht mehr Manna vom Himmel fallen lasse, das Brot nicht unmittelbar ins Haus bringe.

Als nun die Jahre seines Lebens da waren, von denen der Mensch sagt: sie gefallen uns nicht, da wollte es mit der sauern Arbeit gar nicht mehr fort. Die Knochen wurden ihm steif, der Rücken krümmte sich nicht mehr. Valentin fühlte, daß er unter der Erde nun sein Brot nicht länger mehr verdienen könne, daß er den schweren Schritt thun müsse, Schlägel, Eisen und Brechstange, die alten, treuen Gehülfen bei seinem Erwerbe, niederzulegen.

Am Abend des Tages, wo dies geschah, wo das letzte Mal ihm Schichtlohn gezahlt wurde, und er Abschied von seinen Kameraden genommen hatte, da saß er nachdenkend vor der Thür seines Häuschens, und blickte hinab in den Plauenschen Grund, der schon

im Schatten der Höhen lag. Ihm war nicht wohl um's Herz. Weinerlich war es ihm, daß er nun kein Bergmann mehr sei, nicht mehr in die Grube fahren könne, sich nach einem neuen Erwerb umsehen müsse, wo er diesen finden werde, und dergleichen mehr.

Da trat Anna aus der Thür und sprach: „Nun, Alter, das Abendbrot steht auf dem Tische. Einen Eierkuchen habe ich gebacken, mit Speckflocken einen. Komm laß uns essen."

Valentin antwortete nicht.

„Alter, was ist Dir denn?" fragte Anna, und beugte sich zu ihm nieder. „Bist Du nicht wohl?"

„„Das nicht,"" erwiederte Valentin, „„aber — ich bin nicht munter, nicht froh.""

„Warum denn?" fragte Anna.

„„Sieh Alte,"" sprach er, „„Bergmann bin ich nicht mehr. Was fange ich nun in meinen alten Tagen an? Die Hände in den Schooß legen, das kann ich nicht, das schafft kein Brot. Ich muß was zu thun haben, sonst sterbe ich.""

„I, sei doch nicht so wunderlich," sagte Anna in gutmüthigem Tone, „mache Dir doch darüber keine Skrupels, das wird sich schon finden. Sieh, vorerst haben wir noch ein Paar Thaler im Kasten, unser

Kuhvieh giebt Milch, und die Milch bringt Geld. — Jetzt laß uns aber eſſen, der Eierkuchen wird kalt."

„„Ich eſſe nicht eher, bis ich weiß, was ich künftig treiben kann,"" erwiederte Valentin, und das mit ſolcher Beſtimmtheit, daß Anna ſchwieg, und ſich neben ihn auf die Bank ſetzte.

So ſaßen ſie ein langes Weilchen beiſammen, und Keines ſprach ein Wort.

Da ſtand Anna plötzlich auf, trat vor Valentin hin, beide Arme in die Seite geſtemmt, und rief aus: „Ich hab's, ich hab's!"

„„Was haſt Du?"" fragte Valentin, verwundert ſie anblickend.

„Ich weiß, was Du anfangen, womit Du was verdienen kannſt."

„„Nun, was denn?""

„Du mußt wieder Muſikant werden."

Valentin ſah Anna mit einem Blicke an, als wolle er ſagen: Du biſt nicht wohl bei Troſt.

Ohne ſich dadurch irren zu laſſen, fuhr dieſe fort: „Sieh, als Du noch jung wareſt, da ſpielteſt Du immer des Sonntags in der Schenke zum Tanze auf. Gar ein ſchmucker Burſche warſt Du da, und oft habe ich damals nach Deiner Geige getanzt...."

„„Bis Du mein Weib wurdeſt,““ fiel Valentin ein, „„dann mußte ich nach Deiner Geige tanzen.““

„Und das war gut,“ entgegnete Anna eben ſo raſch, „ſonſt hätteſt Du Deinen ſchönen Verdienſt verjubelt. Doch davon wollen wir nicht weiter reden. Ueberlege jetzt meinen Vorſchlag. Nimm die alte Geige wieder zur Hand. Sie liegt auf dem Boden, ich hole ſie.“ Und fort lief ſie auf den Hausboden, ſie aufzuſuchen.

Valentin dachte über den Vorſchlag nach, der ihm doch nicht ſo ganz verwerflich ſchien. Dann murmelte er vor ſich hin: „Es wäre wohl ganz gut, wenn ich wieder zum Tanz aufſpielen könnte, es iſt was dabei zu verdienen; aber die ſchwere Bergmannsarbeit hat mir die Finger ſteif gemacht, die werden nicht wieder gelenk; und wie ſoll ich denn mit meinem ungelenken Arm den Bogen ſtreichen können! Nein, nein, das geht nicht, das ſehe ich ſchon.“

Da ſtand Anna mit der Geige vor ihm. Sie hatte ſie vom vieljährigen Staube gereinigt, die Kankergeſpinnſte davon gekehrt, in einem Waſſertroge ſie blank gewaſchen, und reichte ſie Valentin mit den Worten: „Sieh einmal, das Ding iſt wieder wie neu geworden. Es fehlen nur noch die Saiten, und am Bogen die Haare.“

Valentin nahm die Geige, drehte sie hin und her, legte sie an die linke Schulter, und fingerte auf dem Griffbrete, zu versuchen, ob noch Gelenkigkeit in seinen alten Fingern sei. „„Es geht allenfalls noch,““ sprach er mit zufriedner Miene, „„ich müßte mich üben.““

„Ja, ja, Valentinchen, es geht,“ entgegnete Anna, höchlich erfreut, daß ihr Alter den Vorschlag nicht ganz von der Hand wies. „Versuche es nur. Morgen früh, wenn ich die Milch zur Stadt trage, nehme ich die Geige mit, lasse Saiten darauf machen, den Bogen in Stand setzen, und Abends wirst Du Dich schon auf dem Instrumente üben können.“

Valentin lächelte seine alte Anna freundlich an, und folgte ihr nun zum Abendbrot. Beim fetten Speckeierkuchen wurde das Vorhaben noch näher verhandelt, denn Valentin fand, je länger je mehr, Geschmack daran, und vergnügt begab sich das alte Ehepaar zur Ruhe.

Kaum graute der Morgen, so wanderte Anna schon, mit der Geige im Milchkorbe, nach der Stadt. Valentin ging auf seine Wiese, wendete das Heu, und hackte das Kartoffelstück. Dabei dachte er an nichts als an den neuen Stand, in welchen er treten werde, und schwärmte dabei in seiner Art. Die Erinnerungen

an ſeine Jugend, wo er ein recht flotter Geiger geweſen, wo ſo manchen freundlichen Blick er von ſchalkhaften Augen im Vorüberſchwenken bekommen, wenn er recht raſch aufſpielte, wo er ſo manchen blanken Groſchen ſich in ſeine Taſche erſtiebelt, das, und vielmehr noch der damaligen Genüſſe, tauchte bei ihm auf. Vergeſſend, daß ſeitdem ein halbes Jahrhundert verfloſſen, täuſchte er ſich mit der ſüßen Hoffnung, ſo werde es nun Alles wieder ſein, wenn er Geiger ſei, und da währte ihm die Zeit faſt zu lang, bis ſeine Anna wiederkehrte.

Gegen Abend ſah er dieſe endlich den Berg heranſteigen. Er konnte es nicht erwarten, bis ſie bei ihm ſein werde, und ging ihr entgegen. Der Hals der Geige ſah aus dem Korbe heraus. Flugs zog er ſie nebſt dem Bogen hervor, die Saiten wurden, das hatte er nicht vergeſſen, in e, a, d, g geſtimmt, und ſchon im Umkehren mit der Anna nach ſeinem Hauſe, ſtrich er mit dem Bogen die Quinten an, verſuchte auch ein Tänzchen, und — es ging. Hoch erfreut, daß die Finger doch nicht ſo ganz ſteif waren, als er vermeinte, legte er den ganzen Abend die Geige nicht von ſich, ſpielte einen Tanz nach dem andern, und es ging immer beſſer.

Der folgende Tag war ein Sonnabend. Den ganzen Tag kam die Geige nicht von seiner Seite, kaum, daß er sich Zeit nahm, das Heu zu wenden. „Morgen," sprach er, „ist Sonntag, da will ich mein Amt antreten, da spiele ich in der Schenke zum ersten Male wieder zum Tanze auf. Juchhe, Alte, Du hast mir gut gerathen. Dafür sollst Du auch einen derben Schmatz haben;" und dabei küßte er herzhaft sein Weib auf die faltige, braune Wange.

Von Stund an war nun Valentin Musikant, und das mit Leib und Seele. Ueberall wurde er hingerufen, wo es eine Kirmeß, eine Hochzeit oder einen Kindtaufenschmaus gab, um aufzuspielen, denn nach seiner Musik tanzte es sich am besten, schwenkten sich die Dirnen am liebsten. Und ob auch gleich dies oft veranlaßte, daß der alte Geiger, wenn er in einem fernen Dorfe aufgespielt hatte, spät in der Nacht erst nach Haus kam, so befand er sich doch immer frisch und wohlgemuth, denn er war gern thätig.

So ging er auch einstens in einer schönen, hellen Sommernacht vom Dorfe Deuben im Plauenschen Grunde nach Haus zurück, und überrechnete im Geben an den Fingern, was der Tag ihm eingebracht. Zufällig blickt er dabei nach dem Windberge hin, und

da iſt's ihm, als ſähe er da ein Licht hin und her tanzen. Starr ſieht er darauf hin, ob er ſich auch nicht täuſche. Aber es war keine Täuſchung. Es war ein Licht und blieb ein Licht, das fortwährend hin und her ſprang. Er blieb ſtehen. „Was mag das ſein?“ ſprach er. „Ein Irrlicht kann es nicht ſein, denn auf und am ganzen Windberge iſt kein Sumpf. Das müſſen Menſchen ſein, vielleicht Schatzgräber, die in den verfallenen Trümmern der Burg, die einmal hier geſtanden hat, Schätze ſuchen.“ Mit aller Aufmerkſamkeit horchte er auf, Geräuſch, Klopfen oder Hämmern zu hören, aber von alle dem vernahm er nichts. „Oder,“ ſprach er weiter, „ſind das vielleicht Geiſter des Zauberſchloſſes, das im Windberge ſein ſoll? Meine Großmutter erzählte mir oft von einem ſolchen, und daß ein mächtiger Berggeiſt darin wohne, der Guten Gutes thue. Ich hörte ihr immer aufmerkſam zu, ſo oft ſie es auch ſchon gethan, und plagte ſie dann, mit mir in das Schloß zu gehen. Da ſprach ſie jedesmal: das iſt nur ein Mährchen, mein Kind; im Windberge iſt kein Schloß. Das war mir aber gar nicht recht, ich wollte eines darin haben. Als ich ſchon Bergmann war, ſprachen auch meine Kameraden oft von dem Zauberſchloſſe, wußten

viele Geſchichten davon zu erzählen, und behaupteten ſteif und feſt: es ſei kein Mährchen. So erzählten ſie auch, daß einmal Einer von einem alten Männchen eingeladen ſei, ihm in das Schloß zu folgen, wo er reichlich beſchenkt werden würde; der habe aber nicht die Courage gehabt mit zu gehen. Wahrhaftig, ich hätte die Courage, ich ginge gleich mit, wenn mich nur Einer hineinbringen wollte."

„„Ich will es!"" rief eine derbe Baßſtimme.

Valentin ſchrak heftig zuſammen, drehte ſich um, und hinter ihm ſtand ein Mann mit langem, weißem Bart, gehüllt in einen ſchwarzen Mantel. Fort war die Courage. Zitternd wie Eſpenlaub, zog er die Mütze ab, demüthig ſein Schickſal erwartend.

„„Fürchte Dich nicht Valentin,"" ſprach der Mann, „„ich thue Dir nichts. Mir iſt der Befehl gegeben, Dich in das Schloß zu bringen. Folge mir getroſt. Du wirſt da eine große Verſammlung von Männern und Frauen finden, denen Du zum Tanze aufſpielen ſollſt. Spiele, ſo lange man es verlangt, aber fordere nichts für Deine Mühe. Man wird Dich ſchon gut lohnen. Sprich überhaupt kein Wort. Man will das nicht

Der Mann ging und winkte Valentin zu folgen. Der that es, aber mit wankendem Schritt und innerlich betend: „Alle gute Geister u. ſ. w.“

Der Pfad, den ſie gingen, führte zwiſchen Felſen hin, bald rechts, bald links, und ſo kreuz und quer, daß Valentin bei ſich meinte, aus dieſem Irrwege ſich nimmer wieder zurückfinden zu können. Endlich kamen ſie in einen dunkeln, gewölbten Gang, deſſen Ende ein Thor ſchloß. Hier faltete der Mann die Hände, murmelte unverſtändliche Worte, klopfte dreimal an das Thor mit einem weißen Stäbchen, und das Thor öffnete ſich. Sie traten in einen großen, runden Vorhof, den an drei Seiten rieſige, ſchwarze Statuen, in ſeltſamen Stellungen auf Poſtamenten, umgaben. Die vierte Seite, vor ihnen, bildete die Fronte eines prächtigen Palaſtes mit vielen Schnörkeln und burlesken Figuren verziert. Fenſter reihte ſich an Fenſter, alle hell erleuchtet, und auf dem Palaſte erhoben ſich hohe, ſpitzige Thürme mit goldenen Kugeln; die ragten ſo hoch in die Luft, daß Valentin meinte, ſie wären höher noch als der Windberg ſelbſt.

Ein Weilchen wurde hier geruht, Valentin ſperrte die Augen weit auf, und ſchauete mit offenem Munde Alles an.

„Iſt denn das das Zauberſchloß?“ fragte er ſeinen Führer ganz leiſe. Der nickte, machte aber zugleich ein Zeichen, ja nicht zu reden.

Nun ſtiegen ſie eine große Freitreppe hinan, und gingen durch einen langen Säulengang auf eine Thür zu, die ſich ſogleich von ſelbſt öffnete. Dies war der Eingang in einen ungeheuer großen Saal, deſſen Wände vergoldet, und von oben bis unten mit kleinen Poſtamenten verſehen waren, worauf lebende kleine Thiere, als: Affen, Fröſche, Hunde, Kaninchen, Papageien, Eichhörnchen, Raben, Katzen, Eulen, Meerſchweinchen, Enten, Hähne und anderes Gethier mehr, hin und her ſprang auf dem kleinen Raume, und dabei krächzte, ſchrie, quakte, bellte, daß es gräulich anzuhören war. An der Decke flogen Störche, Schwäne und Adler herum, und zwiſchen dieſen Schmetterlinge von der Größe einer Schwalbe, mit den ſchimmernden Farben glänzend. Tauſende von Kerzen erleuchteten den prächtigen Saal, und Hunderte von Männern und Frauen gingen darin herum, alle ſchwarz gekleidet und reich verziert mit goldenen Spangen, Ketten und blitzenden Steinen. Kein Wort wurde geſprochen.

Valentin erſtarrte vor Verwunderung, und ſperrte Maul und Naſe auf. Es war ihm, als wäre er gar

nicht mehr auf der Erde. An der Thüre blieb er stehen, schauete hin und her, die Mütze in der einen, die Geige in der andern Hand. Der Führer gab ihm ein Zeichen zu folgen, aber er sah es nicht, denn er hatte zu viel zu sehen. Da faßte ihn dieser beim Arm und schob ihn in die Mitte des Saales.

Gleich näherten sich ihm die Männer wie die Frauen, schlossen einen Kreis um ihn, und betrachteten ihn genau vom Fuß bis zum kahlen Scheitel. Keins sprach ein Wort. Wie ein armer Sünder stand er da, wußte nicht, wohin er vor Verlegenheit blicken solle; und da das neugierige Betrachten, mitunter auch Betasten seiner Kleidung, kein Ende nahm, so wie das Herandrängen an ihn immer ärger ward, so, daß er wie eingeschlossen war, da blickte er mit jammernder Miene nach dem Führer, der ganz am Ende des Saales stand, und winkte ihm. Schnell drängte sich dieser durch die Menge zu ihm, faßte ihn beim Arm, und führte ihn an das eine Ende des Saales, in die Nähe eines Kamins, worin ein Haufen Kohlen glühte. Hier stehen zu bleiben und nun zum Tanze aufzuspielen, gab er ihm durch Zeichen zu verstehen. Valentin legte seine Mütze auf den Fußboden, und stimmte die Geige, während dem er von der Menge immer

noch begafft ward. Als die Geige gestimmt war, erhielt er vom Führer das Zeichen anzufangen.

Valentin begann, und nun wirbelte Alles in Kreisen herum, sprang und geberdete sich wild, in regellosen Formen, in gaukelnden Stellungen, einzeln und in Gruppen, oft in ganz possirlichen. Zugleich bewegten sich lebhafter alle Thiere auf ihren Stellen, wechselten diese durch Hin- und Herspringen und Fliegen, und verdoppelten ihr Geschrei auf's Gräßlichste, als Folge der Einwirkung der ungewohnten Musik.

Valentin war in einem nicht zu beschreibenden Zustande. Das Sonderbarste aber, was ihn in das höchste Erstaunen versetzte, war, daß er mit der größten Fertigkeit einen Tanz spielte, den er noch nie gehört, viel weniger gespielt hatte, auch späterhin nie wiederholen konnte. Da fühlte er recht, daß er in einem Zauberpalaste sei, denn er war nicht mehr Herr seiner Finger, welche die Saiten begreifen mußten, wie sie sollten, nicht wie er wollte.

Nach einer guten Stunde gab der Führer Valentin ein Zeichen, daß der Tanz nun vorbei sei. Er ließ die Geige schweigen, und nun trat der vorige Zustand wieder ein. Ruhig ging Alles wieder im Saale auf und ab, nur die Thierstimmen vernahm man.

Von Schweiß bedeckt, den Angſt und das hinter ſeinem Rücken glühende Kohlenfeuer hervorgepreßt, ſtand Valentin und ſehnte ſich ſehr nach Erlöſung. Da trat einer der Männer zu ihm hin und ſprach:

„Was verlangſt Du für Deine Mühe?“

Valentin, ſo verblüfft er auch war, vergaß doch nicht der Warnung des Führers, kein Wort zu reden, nahm ſeine Mütze vom Boden auf, hielt ſie in demüthiger Stellung offen vor ſich hin, als wollte er ſagen: „Legt es in dieſe, was ich haben ſoll,“ und gab durch Zeichen zu verſtehen, daß er mit Allem zufrieden ſei. Da ergriff der, welcher die Frage an ihn gethan, eine Schaufel, fuhr damit in den glühenden Kohlenhaufen im Kamin, und ſchüttete die aufgeladenen Kohlen in Valentin's Mütze.

Erſchrocken fuhr dieſer zurück, und ſah bald den Geber, bald die Kohlen, von denen die Mütze aber nicht entzündet ward, an. Aus dieſer neuen Verlegenheit riß ihn ſein Führer. Er gab ihm ein Zeichen, daß er die Kohlen annehmen und ſich bedanken ſolle. Das geſchah. Valentin machte eine tiefe, linkiſche Verbeugung und folgte dem Führer, der ihn aus dem Saale, durch den Vorhof, durch das Thor, und, ohne ein Wort zu reden, auf dem gekommenen Wege,

bis an die Stelle brachte, wo er ihn angeredet hatte.

„Hier biſt Du wieder auf dem Wege nach Deinem Dorfe," ſprach er, und — verſchwand.

Valentin ſtand eine Weile da, und wußte nicht, ob er wache oder träume. Neben ihm lag der Windberg; unten im Thale ſah er beim hellen Schein des Mondes das Dörfchen Deuben, wo er den Abend Muſik gemacht, und vor ihm in der Ferne erblickte er ſeinen Wohnort.

„Nein, ich träume nicht," ſprach er, „auch die glühenden Kohlen in meiner Mütze ſagen mir, daß ich wache, daß ich im Zauberſchloſſe war, wo ich den Geiſtern was aufſpielen mußte. Gott ſei Dank, daß ich wieder im freien Felde bin, denn da drinnen, dachte ich, wäre es mein Letztes."

Langſam ging er nun vorwärts. Die Kohlen hätte er gern weggeworfen, um ſein haarloſes Haupt zu bedecken, denn die Nacht war kühl, und, „was ſoll ich mit den Kohlen," ſprach er, „wenn ſie mir nichts Beſſeres geben wollten, die konnten ſie behalten, die habe ich ſelbſt genug." Aber die Furcht, die Geiſter möchten das übel nehmen, ihn vielleicht nochmals in den Teufelsſaal ſchleppen laſſen, hielt ihn davon zu-

rück. Er trug sie daher fort, die Kohlen, welche zu seiner Verwunderung nicht erkalteten, immer fortglühten, und, was ihm ganz unbegreiflich vorkam, mit jedem Schritte an Gewicht zunahmen.

„Das sind Teufelskohlen!“ sprach er, als die Mütze so schwer wurde, daß er sie im Arm tragen mußte, damit sie nicht auseinander riß. Als er endlich kraftlos und müde in sein Gehöft eingetreten war, die Thür sorgfältig geschlossen hatte, damit die Geister nicht hereinkommen könnten, schüttete er sie allesammt in einen Wassertrog, und legte sich nun leise neben Mutter Anna nieder. Lange noch beschäftigte ihn das Erlebte, bis große Müdigkeit die Augen ihm schloß.

Schon längst war Anna mit ihrem Milchvorrathe nach der Stadt gewandert, als Valentin erwachte. Sein erster Gedanke war natürlich das Abenteuer der vorigen Nacht. Hin und her dachte er darüber nach, und je länger je mehr kam er zu der Ueberzeugung, daß es ein Traum gewesen. Um sich hiervon ganz zu vergewissern, besah er die Mütze, ob sie Brandstellen habe. Die waren nicht da, und nun war er völlig überzeugt, geträumt zu haben. Indem er nun so die Mütze hin und herdreht, da fällt ein großes Goldstück aus einer Falte im Futter derselben.

Erſtaunt nimmt er es auf, wendet es hin und her, wiegt es in der Hand, und — es war Gold.

„Wie zum Henker geht das zu? Wie kommt das Goldſtück in meine Mütze?“ fragt er ſich, und giebt ſich auch gleich die Antwort darauf: „das hat zwiſchen den Kohlen gelegen, und da können wohl noch mehr liegen.“

Flugs eilt er nach dem Waſſertroge, ſchüttet das Waſſer ab, durchſtört die Kohlen, aber kein Goldſtück findet ſich weiter. Die Kohlen waren und blieben todte Kohlen. Er nahm ſie alle wieder auf, that ſie in die Mütze, meinend, die beſitze wohl die Kraft, ſie wieder glühend zu machen und in Gold zu verwandeln, aber mit nichten. Sie wurden weder glühend noch Gold.

Daß ſein nächtliches Abenteuer kein Traum, ein ihm wirklich begegnetes geweſen, davon war er nun überzeugt: und das Goldſtück — meinte er — habe von der Geſellſchaft einer ihm in die Mütze geworfen.

Der Anna das Erlebte zu erzählen, brannte er vor Ungeduld, und wußte gar nicht, womit er bis zu ihrer Rückkehr die Zeit hinbringen ſolle. Länger wie gewöhnlich ſchien ſie ihm heute auszubleiben, und da ging er ihr entgegen.

„Ach Anna," rief er aus, als er sie erblickte, „was habe ich erlebt!"

„„Nun was denn?"" entgegnete diese; „„Du erschreckst mich, Du siehst ja so verstört aus.""

„Denke Dir," sprach Valentin, und nun erzählte er im Fortgehen der Anna das ganze Begebniß mit großer Umständlichkeit und Genauigkeit.

Ruhig hörte ihn Anna an. Als er aber geendigt hatte, da trat sie mit in die Seite gestemmten Armen vor ihn hin, und sprach in ernstem, ärgerlichem Tone: „„I, Valentin, Du erzdummer Valentin! Weißt Du wohl, daß die glühenden Kohlen pures gediegenes Gold waren, womit man Dich reich und glücklich machen wollte! Hast Du denn noch nicht gehört, daß die Geister im Windberge den, dem sie wohlwollen, jedesmal mit glühenden Kohlen beschenken, die zu Gold werden? und daß sie den, der ihr Geschenk wegwirft, nicht achtet, damit strafen, daß die Kohlen kein Gold werden? Das hast Du nicht gewußt, und lebst so lange schon hier am Windberge? — Ei, so schlag doch das Wetter drein! Du alter Dummrian Du, Da wären wir nun reiche Leute geworden, hätten uns einen Ackerhof gekauft, hätten viele Kühe angeschafft. den Milchhandel in's Große getrieben; ich hätte mir

ein ſchönes Sonntagsmieder machen laſſen, Du Dir einen blauen Tuchrock; wir hätten, wir hätten . . .““ und ſo ging es fort und fort in einem Wortſtrome, was Alles hätte ſein, werden, geſchehen und angefangen werden können.

Valentin hörte ruhig zu, bis ſeine Alte ſich ausgepoltert hatte, dann ſprach er: „Nun, Anna, laß es gut ſein, ergieb Dich drein, s'iſt nun nicht mehr zu ändern. Ich habe einen dummen Streich gemacht, ein anderes Mal will ich's klüger anfangen.“

„„Ein anderes Mal? ja, da kannſt Du lange paſſen, bis Dir ſolches Glück wieder geboten wird. Wer die Geſchenke der Geiſter einmal verachtet hat, der kriegt nichts wieder.““

„Das kann man nicht wiſſen. Ich verſuche es, gehe wieder des Nachts am Windberge vorbei, vielleicht haben die Geiſter Mitleiden mit mir, und beſchenken mich nochmals, denn ich habe ja ihre Gabe nicht verachtet, ihren Werth nur nicht erkannt.“

„„Verſuche es immer, aber es wird nichts gereicht werden. — Nun iſt's aber genug. Sprich mir nie wieder davon, damit ich mich nicht noch mehr und immer wieder über Deine Dummheit ärgern muß.““

Valentin ſchwieg, dachte aber: „Schwatze Du, was Du willſt, ich weiß doch, was ich thue.“

So oft ihn nun ſein Weg des Nachts am Windberge vorbei führte, blieb er in der Gegend, wo der Unbekannte ihm erſchien, ſtehen, hoffend, daß der ſich wieder zeigen ſolle. Aber es war nichts damit. So oft und ſo lange er auch wartete, huſtete oder pfiff, oder auch ein Tänzchen auf der Geige anſtimmte, ſeine Anweſenheit zu erkennen zu geben, der Mann erſchien nicht wieder.

Nachdem er mehrere Wochen lang ſolche Verſuche vergebens fortgeſetzt hatte, da überzeugte er ſich, daß hier nichts weiter zu machen ſei. Als er daher wieder einmal des Wegs kam, abermals umſonſt geharrt, gepfiffen und gegeigt hatte, da wurde er ärgerlich, und brach in verwünſchende, verfluchende Worte über die Geiſterrotte im Windberge aus. Das bekam ihm aber ſchlecht. Denn plötzlich erhob ſich ein Sauſen und Brauſen in der Luft. Im Windberge donnerte und krachte es, und Feuerflammen loderten auf ſeiner Höhe. Valentin kriegte es mit der Angſt, er rannte fort. Aber der Sturm warf ihn einige Male zu Boden, und dicht neben ihm fuhr ein Blitzſtrahl nieder. Zitternd und bebend erreichte er ſein Häuschen,

Gott dankend, daß er mit heiler Haut davon gekommen. Der Mutter Anna ſagte er aber kein Wort davon, damit ihn die nicht aushöhnen könne. Beim Windberge blieb er aber nie wieder ſtehen, ſo oft ihn auch ſein Weg vorüberführte.

Valentin, ein luſtiger Spielmann, zur Schwermuth gar nicht geneigt, ſchlug ſich die Sache bald aus dem Sinn, und dachte nicht weiter daran, daß er ſelbſt die Schuld trage, kein reicher Mann geworden zu ſein. Kam ihm auch zuweilen der Gedanke an das verſcherzte Glück wieder bei, ſo tröſtete er ſich damit, daß er ſich ſagte: „Es hat nicht ſein ſollen, und wer weiß, ob es gut geweſen wäre, hätte ich mehr als ich habe. Ich lebe zufrieden und glücklich, habe ſo viel als ich brauche, und mehr muß der Menſch auf Erden nicht verlangen.“

Die Teufelsmühle.

In seiner Windmühle am Fuße des Rambergs im Harze, saß Müller Konrad im Winkel seiner, spärlich von einer Lampe erleuchteten Stube. Den Kopf auf den Arm gestützt, sah er vor sich nieder, überdachte seine traurige Lage, die Noth, in der er war, denn Arbeit und Verdienst mangelten, da kein Wind wehte, schon seit vier Wochen die Mühle stand, und die ersparten Thaler bald alle verzehrt waren.

Da trat Marie, sein Weib, ein mit einer Schüssel voll dampfendem Milchbrei, setzte sie auf den Tisch, brachte Löffel und sprach:

„Nun Konrad, laß uns essen, es ist schon spät am Tage. Da, — sie reichte ihm den Löffel hin — s' wird Dir schmecken, der Brei ist gut gerathen."

„„Mag nicht eſſen,““ antwortete Konrad verdrüßlich, und blieb in ſeiner Stellung.

„Du willſt nicht eſſen? Biſt Du krank, lieber Mann?“

„„Nein, verdrüßlich.““

„Aber, was haſt Du, was macht Dich verdrüßlich?“

„„Wie Du nur fragen kannſt! Du weißt doch ſo gut wie ich, daß nun ſeit vier Wochen die Flügel unſerer Mühle ſich nicht herumgedreht haben, daher kein Mahlgaſt kommt, und alles Getreide in die Mühlen an der Selke getragen wird. Was ſoll daraus werden, wenn das noch länger währt? Wir müſſen betteln gehen.““

„Warum nicht gar! Ich habe noch hübſche Schinken in der Rauchkammer, und die Kartoffeln ſind gut gerathen. Noch können wir eine gute Weile von unſern Vorräthen zehren, und bis dahin wird der liebe Herr Gott ſchon weiter helfen.“

„„Ei was, der liebe Gott kümmert ſich viel um den Müller Konrad.““

„Pfui Konrad, der liebe Herr Gott gedenkt aller Menſchen und alſo gedenkt er auch unſer. Der Herbſt kommt ja auch bald, da wirds genug Wind geben.“

„„Ja bis dahin haben ſich aber alle Kunden von unſerer Mühle weggewöhnt, und dann bin ich bei allem Winde doch ohne Verdienſt.““

„Faſſe Muth, Konrad. Mußt nicht gleich verzagen. Es geht nun einmal nicht immer ſo wie wir es wünſchen. Komm, iß Konrad.“

„„Ich mag nicht eſſen, bin ärgerlich, verdrüßlich. Ich wollte, daß der Teufel die Mühle holte.““

„Ei du mein Gott, verſündige Dich nicht an dem Herrn. Weißt Du wohl, man muß den Teufel nicht an die Wand malen. Laß uns lieber zu Gott beten, daß er Wind ſchicke. Und wenn nun der Gottſeibeiuns die Mühle holte, wie Du wünſcheſt, was wäre es dann? Da wären wir gleich bettelarm.“

„„Ei, da könnte er mir eine andere auf die Kuppe des Ramberges bauen, da iſt immer Wind.““

„Pfui und nochmals pfui, Konrad. Du haſt ſchlechte, gottloſe Gedanken. Da müßteſt Du ja dem Teufel Dich verſchreiben, denn der thut nichts umſonſt, und ſo gottlos wirſt Du doch nicht ſein.“

„„Weib, ich bin desperat, ich könnte auch das thun, um aus dieſem Zuſtande zu gelangen.““

„Jeſus, Maria und Joſeph, Du erſchreckſt mich, ich kenne Dich gar nicht mehr.“

Konrad ging haſtig auf und ab in der kleinen Stube, fluchte und tobte.

Marie ſah ihn verwundert an. So hatte ſie ihren Mann noch nie geſehen. Nochmals forderte ſie ihn auf zu eſſen, aber er antwortete nicht. Da verging auch ihr der Appetit. Sie nahm die Schüſſel mit Brei vom Tiſche, und trug ihn wieder in die Küche, ihn warm zu erhalten. Als ſie zurück kam, ſetzte ſie ſich an den Spinnrocken und ließ das Rädchen ſchnurren. Sie ſprach nicht, Konrad auch nicht.

Da donnerte es. Marie ſprach: „Hörſt Du wohl, da kommt ein Gewitter, das Wetter wird ſich ändern, und dann haben wir Wind.“

Konrad antwortete nicht, ging aber vor des Hauſes Thür, zu ſchauen, von welcher Seite das Wetter heranziehe. Aber er ſah keine Wolke am Himmel. Hell funkelten die Sternlein, ruhig war Alles, kein Blatt bewegte ſich. Er ging noch hundert Schritte weiter, wo er mehr in die Ferne ſehen konnte, aber nirgends gewahrte er ein Wölkchen.

„Das iſt doch um die Schwerenoth zu kriegen,“ rief er aus, „auch kein Donnerwetter will kommen.“

Indem donnerte es nochmals, Blitz erleuchtete Alles um ihn her, aber des Blitzes Schein verloſch nicht,

ſondern währte fort. Er ſtaunte. Da kam aus der Höhe der Luft herabgeſchwebt eine ſchwarze Geſtalt, größer und größer werdend, je mehr ſie ſich näherte.

Konrad wurd angſt. Er wußte nicht, ſollte er zurück ins Haus oder bleiben.

„Steh!“ rief eine tiefe, hohle Stimme, und er ſtand zitternd an allen Gliedern.

Was ſah er? Kaum zehn Schritte von ihm zeigte ſich, von Feuerflammen umgeben, eine menſchenähnliche Geſtalt in einen Mantel gehüllt. Feurige Augen rollten dieſer im Geſicht, auf Bocksfüßen ſtand ſie, und auf dem Kopf ſahen Hörner hervor.

„Du willſt,“ ſprach dieſe, „daß Deine Mühle ich hole, auf der Spitze des Namberges eine andere Dir erbaue? Wohl, ich bin da, Dein Begehren zu erfüllen. Was aber iſt mein Lohn?“

Konrad bebte wie Eſpenlaub. Er mußte einen Baum erfaſſen, ſich aufrecht zu erhalten. Antworten konnte er nicht.

„Nun,“ ſprach die Geſtalt, „wirſt Du antworten!“

Da ſtotterte Konrad die Frage heraus: „„Wer biſt Du?““

„Gottes Feind; Dein Freund, wenn Du willſt.“

„„Ich verſtehe Dich nicht; wie heißeſt Du?““

„Fürſt der Finſterniß."

„„Wie? Der Teufel?""

„Du ſagſt's."

„„Hu hu hu, mich ſchaudert's, Dich böſes Weſen zu ſehen.""

„Sei unbeſorgt, ich thue Dir nichts. Du haſt mich herbeigewünſcht Dir zu helfen, und ich bin da. Bedarfſt Du meiner nicht, ſo gehe ich."

Konrad war unentſchloſſen, wußte nicht, was er thun ſolle.

Da ſprach der Böſe weiter: „Deine Mühle wird nie guten Wind haben, ſie liegt zu tief. Willſt Du, ſo baue ich Dir in einer Nacht eine neue auf die Höhe des Ramberges, wo ewiger Wind bläſt."

„„Und was verlangſt Du dafür?"" fragte Konrad ſchon etwas ruhiger.

„Daß Du mir Deine Seele verſchreibſt mit Deinem Blute."

„„Meine Seele? die gehört nicht mir, die gehört dem, der ſie erſchuf.""

„Bah! Deine Seele iſt Dein Eigenthum. Auch verlange ich ſie nicht früher als nach vierzig Jahren, als ſo lange Du noch leben ſollſt."

Konrad beſann ſich einen Augenblick, dann ſprach

er: „„Komm in drei Tagen wieder, da werde ich meinen Entſchluß Dir ſagen.““

„Gut,“ ſprach der Böſe, „in drei Tagen findeſt Du mich wieder hier.“ Er verſchwand und mit ihm die Tageshelle.

Konrad kehrte in ſeine Mühle zurück, beruhigte die ängſtlich ihn erwartende Marie, war munter und heiter, und ließ ſich nun den Milchbrei gut ſchmecken.

Marie konnte nicht ergrübeln, was mit einem Male ihren Mann ſo ganz umgeſtimmt habe, doch war ſie zufrieden, daß dem ſo war, und forſchte nicht nach der Urſache. Ihr gegenüber war Konrad die ganzen drei Tage der Bedenkzeit eben ſo heiter, klagte nicht, obwohl immer noch kein Wind wehte, und ſchien ganz zufrieden. In ſeinem Innern aber, da ſah es ſtürmiſch aus, da kämpfte das Gute mit dem Böſen. Auf keiner Stelle hatte er Ruhe, denn keinen Entſchluß konnte er faſſen. Nachts ſchreckte er aus qualvollen Träumen auf, wo er immer den Böſen ſah, der mit ſeinen Krallen nach einer ſchönen, compleken Windmühle hin zeigte, die auf des Rambergs Höhe ſtand, ihre großen Flügel raſch umdrehend.

Am dritten Tage endlich war er entſchieden. „Wind kommt nicht,“ ſprach er, „ich muß zum Bettel-

mann werden, alſo, friſch gewagt! Ich verſchreibe mich dem Böſen. Vierzig Jahre ſoll ich noch leben, jetzt bin ich funfzig, macht neunzig. Das iſt ein hohes Alter, damit kann ich auch zufrieden ſein. Wer weiß, was bis dahin ſich ereignet. Und geht es mit mir einmal zu Ende, ſo rufe ich unſern Herrn Gott um Hülfe, mich aus den Klauen des Böſen zu retten; das thut der liebe Gott, dann ſterbe ich ſelig, und habe doch vierzig Jahre lang eine ſchöne Windmühle."

So glaubte er ſich auf alle Fälle ſicher geſtellt zu haben, und ging nun mit einbrechender Nacht an den beſtimmten Ort. Von Flammen umzüngelt ſtand alsbald der Böſe vor ihm und fragte: „Nun, was iſt Dein Entſchluß?"

„„Ich will,"" ſprach Konrad, „„Dein eigen ſein, wenn Du mir in dieſer Nacht noch und vor dem erſten Hahnenſchrei, dort oben auf dem Ramberge eine wohl eingerichtete, tadelfreie Windmühle erbaueſt, und erſt nach vierzig Jahren meine Seele begehrſt. Finde ich aber an dem Baue irgend einen Makel — und ich verſtehe es, was zu einer guten Windmühle gehört, — ſo bin ich meiner Zuſage quitt.""

„Es gilt," ſprach der Böſe, „die Hand darauf."

Glaubte ſich nun auch Konrad ganz ſicher ge-

ſtellt zu haben, ſo wurde es ihm doch bänglich, dem Teufel die Hand zu reichen, und er verweigerte es. „Nun," ſprach jener, „dann unterſchreibe hier mit Deinem Blute." Dabei reichte er ihm ein Pergamentblatt und Griffel hin, krallte aber zugleich Konrad in den fleiſchigen Arm, daß dieſer laut aufſchrie, denn dicke Blutstropfen quollen aus der Wunde.

„Tauche den Griffel in Dein Blut und ſchreibe."

Konrad thats. Der Böſe verſchwand.

Noch vor dem Eintritt der Mitternachtsſtunde verließ Konrad ſeine Mühle, ſchlich den Ramberg hinan, und verſteckte ſich im Gebüſch, den Bau des Böſen zu beobachten und zu prüfen, ob er fehlerfrei ausgeführt werde.

Als unten im Dorfe die Glocke zwölf ſchlug, ward es helle auf des Rambergs Platte. Aus der finſtern Luft ſchwebten Hunderte von Teufelsgeſtalten mit Werkſtücken in den Klauen herab, die ihr Oberſter ordnete und aufthürmte. Konrad ſtaunte, wie Alles ſo richtig und ſchnell ſich geſtaltete, nichts vergeſſen blieb, und wie raſch das feſte Gebäu in Form eines runden Thurmes ſich erhob. Aber das Herz pochte ihm ſtärker, als noch gar nichts er finden konnte, das zu tadeln ſein werde. Als die Umfaſſungswand fertig

war, fuhren die Knechte mit Welle und Räderwerk von oben in das Innere hinab, setzten dann das Dach auf und steckten zuletzt die Flügel an. Fertig war die Mühle, der Wind blies drein, die großen Flügel wälzten sich mächtig herum, und im Innern klapperte es nach Mühlen Art. Konrad aber klapperte mit den Zähnen vor Angst, daß er nun des Teufels sein werde, denn keinen Makel hatte er gewahren können.

Unten im Dorfe schlug es zwei Uhr, da war der Bau fix und fertig. Der Böse umging ihn, zu schauen, ob auch nichts fehle, dann rief er: „Konrad, tritt hervor aus Deinem Verstecke, aus dem Du mir zusaheſt. Ich will Dir die Mühle übergeben."

Konrad kam demüthig herbei, staunte das Wunderwerk an, umging es, forschend nach Mängeln, fand aber keine. Jetzt trat er ins Innere. Aber kaum eingetreten, stürzte er wieder heraus, überlaut schreiend: „Großer Fehler, großer Fehler, 's ist keine Oeffnung da, das Innere zu erhellen!"

„„Läßt sich ändern,"" erwiederte der Böse, und wollte schon an passender Stelle einen der Quader herausnehmen, ein Lichtloch zu schaffen, da krähte unten auf der Mühle der Hahn.

„Zu ſpät, zu ſpät!“ rief Konrad, „der Hahn hat gekräht, ich bin der Zuſage quitt. Herr Gott ſtehe mir bei!“

Wüthend ſchwang ſich der Satanas über die neue Mühle, riß Dach und Flügel herab, Räderwerk und Welle heraus, zertrümmerte die Wände, und ſchleuderte alle die gewaltigen Werkſtücke von Granit, wie leichte Bälle, auf dem ganzen Berge herum. Konrad war fortgerannt nach ſeiner Mühle, ohne von einem der um ihn her niederfallenden Felsblöcke getroffen zu werden. Aber kaum war er da, glaubte ſich geborgen, da warf der Böſe einen Felſen auf die kleine Mühle, daß ſie mit Krachen zuſammenbrach und Konrad nebſt ſeinem Weibe unter den Trümmern begrub.

Noch heute ſieht der Wanderer nach dem Ramberge ſeine Höhe mit den zahlloſen Werkſtücken der Teufelsmühle überſtreuet, und auch das gebliebene koloſſale Fundament derſelben. Ein Kreuz ſchlagend, geht er vorüber, wenn er auf den jetzt da ſtehenden hölzernen Thurm ſteigt, von wo er in Gottes freie Natur weit umherſchaut, und ein Hoſianna dem Höchſten ſingt, deſſen Odem ihn hier umweht.

Das ſtille Volk.

Es war einmal ein junger Bauerburſche, der wohnte im Dorfe Eddigehauſen bei Göttingen. Er war fromm und gut, betete fleißig und arbeitete. Sonntags ging er in die Kirche zweimal, und wenn nach dem Gottesdienſte die andern Burſche auf dem Tanzboden mit den Dirnen ſich ſchwenkten und zechten, da ſaß er bei ſchlechtem Wetter daheim und las in der Bibel, und, war es gutes Wetter, ging er umher, auf die Berge, in den Wald, oder beſah ſeine Aecker. Wohl höhnten Jene ihn aus ob ſeiner Lebensweiſe, nannten ihn „Betbruder" und meinten, er werde wohl noch in ein Kloſter gehen. Daran aber kehrte ſich der fromme Heinrich nicht, und ließ ſie ſchwatzen was ſie wollten.

Des Sonntags ging er am liebſten hinan auf den Berg, an deſſen Fuße Eddigehauſen lag. Da ſtanden Mauern und hohe Warten von einer Burg, die da hieß Pleße. Zwiſchen dieſen wanderte er herum, kroch in die verfallenen Keller, ſtieg im Thurm hinan, und ſah hier durch Fenſterlugen hinaus in die ſchöne Gegend. War er müde, ſo ſetzte er ſich auf eine Bank, die am Fuße des dicken runden Thurmes er ſich zurecht gemacht hatte, aß ſein Abendbrot, und ſchaute dabei vergnüglich in die Welt hinein, bis die Sonne untergehen wollte.

So hatte er ſchon gar manchen Sonntag Nachmittag bei der Burg Pleße zugebracht, und immer kehrte er heitern Gemüthes heim.

Am Tage des heiligen Johannisfeſtes war es, als er auch wieder da oben ſaß, und Stunden lang ſich in ſeiner Art erfreute. Der Tag neigte ſich ſchon, und eben wollte er wieder nach Eddigehauſen herabſteigen, da ſpürte er mit einem Male einen gar köſtlichen Geruch. Das fiel ihm auf. So was Schönes hatte er hier noch nie gerochen. Er forſchte, woher das kommen möge, vermochte aber die Urſache nicht aufzufinden. Grasblumen blühten wohl um ihn her, die aber konnten ſo ſtark und ſchön nicht duften. Während

er nun ſo nachdenkend, gelehnt an die Mauer des Thurmes, dieſem Genuſſe ſich überließ, überfiel ihn, ganz wider ſeine Gewohnheit um dieſe Zeit, eine unbezwingbare Müdigkeit, und — er ſchlief ein.

Einige Stunden mochten verfloſſen ſein, da erweckte ihn ein heftiger Donnerſchlag. Erſchrocken fuhr er auf, wußte im erſten Augenblick nicht, wo er war, denn ſtockfinſter war es, und ſchon glaubte er, blind geworden zu ſein. Ein Blitz überzeugte ihn jedoch, daß er dies nicht, und noch auf der Vießer Burg ſei. Das Wetter war fürchterlich. Regen ſtrömte hernieder, Blitz und Donner folgten ohne Aufhören, und der Sturm tobte zwiſchen den Ruinen, als wolle er ſie niederſtürzen. Heinrich war zwar nicht furchtſam, Sturm und Regen gewohnt, aber bei einem ſolchen entſetzlichen Unwetter, an dieſem Orte, zur Nachtzeit und ohne Obdach zu ſein, das machte ihn doch ängſtlich. Er wußte nicht, wo aus noch ein. Da ſank er auf ſeine Knie und betete zu Gott, daß er ihm hülfe aus dieſer Noth. Als er ſich wieder aufrichtete, wollte der Sturm ihn ſchier umreißen, und mußte er ſich an einen Baum halten. Unentſchloſſen, was er thun, ob bleiben, das Wetter vorüber laſſen, oder verſuchen ſolle, beim Leuchten des Blitzes, den Weg

nach Haus zu finden, ſtand er da und ſtarrte in die Nacht hinein. Da ſah er mit einem Male ein Licht in der Ferne, das ſich ihm näherte. Zu ſeiner großen Verwunderung brannte das nicht in einer Laterne, ſondern frei, und, ungeachtet des heftigen Sturmes, ganz ruhig. Wunderlich wurde ihm aber zu Muthe, als er ſah, daß ein kleines Männchen in grauer Kleidung mit einem langen weißen Barte das Licht trug. Schon wollte er der ſeltſamen Erſcheinung ausweichen, aber das alte Männchen trat ihm in den Weg, ſprechend: „Fürchte Dich nicht. Gott, deſſen Hülfe Du angefleht, hat mir durch meinen Großvater anbefehlen laſſen, aus der Tiefe der Erde heraufzuſteigen, und Dich in Sicherheit zu bringen, bis das Wetter vorüber iſt. Folge mir.“

Das Männchen drehte ſich ſeitwärts, und Heinrich folgte, ohne zu wiſſen, was er thue, denn dieſe Erſcheinung und was ihm ſchon begegnet war, hatte ihn ganz verdutzt gemacht. Beim alten Brunnen der Burg blieb das Männchen ſtehen, leuchtete hinein, und forderte Heinrichen auf, mit ihm auf den Deckel deſſelben zu treten. Als dies geſchehen, ſenkte ſich dieſer langſam mit ihnen in den Brunen hinab bis auf die Fläche des Waſſers, wo er ſtill ſtand.

Das Männchen fragte Heinrichen: ob er hier bis zu Tages Anbruch verweilen, oder ihm in das Innere der Erde folgen wolle, wo er die Wunderwerke des Schöpfers daſelbſt ſchauen, und betrachten könne die Macht des Höchſten aller Weſen. Heinrich hatte wieder etwas Muth, war auch begierig zu ſehen, was ihm angeboten wurde, und erklärte ſich bereit, weiter mit zu gehen.

„Gut," ſprach das Männchen, „ich werde Dich in unſer Reich einführen. Zuvor muß ich Dir aber ſagen: Du kommſt zu einem Volke, das wegen ſeiner Schweigſamkeit „das ſtille Volk" heißt, das gut und gefällig gegen die Menſchen iſt, und, wenn es von dieſen beleidigt wird, nicht an den Menſchen ſich rächt, dafür aber ſein eigenes Vieh peinigt und plagt. Sei daher nicht vorwitzig, frage nicht nach Allem, rede überhaupt wenig, antworte jedoch dreiſt, wenn man Dich fragt. Eigentlich haben wir gar keine Gemeinſchaft mit den Menſchen auf der Erde, da wir ein unterirdiſches Geſchlecht ſind, aus Noth nur auf der Oberwelt erſcheinen und auch dann nur, wenn es bei Euch Nacht iſt. Wir ſind weder Geiſter noch Menſchen; haben zwar, wie ihr, Fleiſch und Blut, können uns aber unſichtbar machen, in der Luft wandern, durch Felſen und verſchloſſene Thüren gehen."

Das Männchen bog nun ſeitwärts in einen Gang. Heinrich folgte, ohne ein Wort zu reden, noch irgend eine Frage zu thun. Es war ihm aber ſeltſam zu Muthe. Das Gefühl, unter der Erde zu ſein, Geſchöpfe kennen zu lernen, die nicht Geiſter, nicht Menſchen, mit ungewöhnlichen Kräften aber begabt wären, machte ihn bänglich, und er wünſchte insgeheim doch, des Männchens Einladung nicht angenommen zu haben. Das war aber zu ſpät, nun mußte er folgen.

Der Gang, in welchem ſie gingen, nahm immer mehr an Höhe ab, und endlich ſo, daß wohl das Männchen aufrecht, Heinrich aber nur ſehr gebückt gehen konnte. Dieſe beſchwerliche Haltung und die dumpfe feuchte Luft hatten ihn nach einer halben Stunde ſo abgemattet, daß er nahe daran war, nieder zu ſinken. Da traten ſie endlich aus dem Gange, und vor ihnen lag eine weite Landſchaft, geſchmückt mit allen Wundern der Natur. Rechts zog ſich eine Gebirgskette hin, aus deren höchſtem, ſpitz zulaufendem Gipfel, in der Form einer ungeheuern Garbe, eine Helligkeit ausſtrömte, welche der ganzen Gegend eine Beleuchtung gab, ganz der gleich, in welcher unſere Erde kurz vor Sonnenaufgang erſcheint. Links breitete ſich ein großer See aus. Mit Fruchtfeldern waren die Ebenen bedeckt,

unterbrochen von Gruppen hoher Bäume, von denen lange große Früchte herabhingen, geſchmückt mit den lebendigſten Farben. Auf Wieſenflächen weideten Heerden einer übergroßen Art Schaafe, deren Glöckchen eine bezaubernd reizende Harmonie von Tönen verbreiteten. Ueberall lagen, zerſtreut auf Wieſen und Feldern, von blühenden Sträuchern beſchattet, Wohnungen des kleinen Völkchens, zierlich von Stroh geformt, mit rankenden Blumen überzogen, von buntgefiederten Vögeln umflattert. Und durch dieſe ſchöne, reizende Landſchaft wehte jener liebliche Duft, von welchem Heinrich oben am Thurm der Burg in den Schlaf gewiegt ward.

Still und erſtaunt über Alles was er hier ſah, entzückt über die vor ihm liegende, zauberhaft ſchöne neue Welt, war Heinrich. Das Männchen ſetzte ſich mit ihm auf eine Raſenbank, damit er zur Weiterreiſe Kräfte ſammeln ſolle, aber ſeine Mattigkeit war längſt durch den Anblick der Herrlichkeiten umher verdrängt. Kräftig und munter fühlte er ſich, und ſein Auge ſchweifte lebendig umher und nie geſättigt. Gern hätte er gefragt nach dieſem, nach jenem, aber das Männchen ſchwieg, und er ſollte ja wenig fragen, wenig reden. Er ſchwieg daher auch.

Nach einer halben Stunde Ruhe sprach das Männchen: „Nun laß uns gehen, Heinrich, wir haben noch weit.“ Sie gingen. Am Ufer des Sees führte der Weg entlang. Auf den blaßrothen sanften Wellen schaukelten kleine bewimpelte Kähne, gefüllt mit den Bewohnern des Landes, die Heinrich hier zum ersten Male sah. Von allen wurde er begrüßt, und sein Begleiter forderte ihn auf, den Gruß nach seiner Landesart zu erwiedern, was er that. Große Fische sah er im Wasser, Fische von ganz ungewöhnlicher Gestalt; und Schwimmvögel, größer als unsere Schwäne, von blaßgrünem Gefieder, welche die kleinen Nachen in Menge umkreisten. Weiterhin stürzte von einem hohen Felsen Wasser herab, brausend dem See zueilend. Eine Brücke von Strohmatten führte über den hierdurch gebildeten breiten Bach. Das Männchen ging voran, aber Heinrich, meinend, ihn werde das schwache Geflecht nicht tragen, wollte nicht darüber gehen. Da reichte ihm das Männchen die kleine Rechte und sprach: „fürchte Dich nicht. Die Brücke trägt auch Dich,“ und führte den Zagenden über das schwankende, bei jedem seiner Schritte sich stark niederbeugende Strohgeflecht.

Jetzt führte der Weg links um den Felsen und

ein schönes Thal von hohen, steilabfallenden Felsenwänden öffnete sich ihren Blicken. Gleich am Eingange stand unter Gebüsch eine Wohnung. „Das ist mein Haus, sprach das Männchen. Hier wollen wir eine kurze Zeit Rast machen, denn du wirst wohl Nahrung bedürfen.“ Das war Heinrichen schon recht, und er sehr erfreut, sich stärken zu sollen.

„In mein Haus kann ich Dich nicht führen, das ist zu niedrig für Dich,“ sprach das Männchen; „setze Dich auf diese Bank. Hierher werde ich Speise und Labung Dir bringen, so gut ich es habe.“

Bald kam das Männchen zurück und brachte wohlriechende Früchte, Milch und Honigseim. Heinrich aß wacker drein, und das Männchen auch. Hier sah er auch Kinder des kleinen Völkchens, des Alten Enkel. Nur einen Fuß hoch waren sie, neun bis zehn Jahr alt, und sprachen des Landes Sprache, Heinrichen natürlich eine ganz unverständliche. Nur das konnte er aus ihren Mienen entnehmen, daß sie sich über den großen Mann, wie sie noch keinen gesehen, unterhielten, und der Großvater bemerkte dabei, daß Heinrich der erste Bewohner der Oberwelt sei, den die Kinder sähen.

Nach geendigtem Mahle ging die Reise weiter, immer im Thale entlang, und neben ihnen her rauschte

ein Waldbach. Das Thal ward enger und enger, und endlich vereinigten ſich beide Felſenwände und ſchloſſen es. Aber ein durch den Felſen hindurch laufender, von der Natur hochgewölbter dunkler Gang führte weiter. Ehe ſie in dieſen eintraten, zündete das Männchen ein Licht an. Wie verwunderte ſich Heinrich, als er ſah, daß die Wände des Ganges von oben bis unten flimmerten und flammerten beim Scheine des Lichts, als wären ſie mit Edelſteinen belegt. Gern hätte er gefragt, ob es dergleichen wären, aber er wagte es nicht, denn er ſollte ja nicht viel reden.

So ging es eine halbe Stunde lang fort. Endlich ſprach das Männchen: „Nun ſind wir bald am Ziele unſerer Wanderung, wo Du Dich wirſt ausruhen und erholen können, ſo lange es Dir beliebt.“ Und gleich darauf ſah auch Heinrich in der Ferne Tageshelle ſchimmern. Jetzt traten ſie heraus aus dem Gange, und vor ihnen breitete ſich eine große Wieſe aus. In einem Halbzirkel ſtanden hohe ſchattende Bäume und vor dieſen, auch im Halbkreiſe und dicht aneinander Wohnungen des kleinen Völkchens, worunter ſich in der Mitte eine größere mit einem Thürmchen auszeichnete. Viele der Bewohner waren in geſchäftiger Bewegung vor dieſen Häuſerchen. Hein-

rich ſtand und überblickte ſtaunend, was er ſah. Da ſprach ſein Begleiter: „Das iſt der Hauptort unſers Reichs, da wohnt unſer Oberherr, unſere Königin. Das größere Haus iſt ihr Pallaſt. Da hinein werde ich Dich zu ihr führen.“

„„Zu Eurer Königin?““ rief Heinrich ängſtlich aus. „„Da fürchte ich mich; ich habe in meinem Leben noch keine Königin geſehen, noch mit einer geredet.““

„Sei unverzagt,“ erwiederte das Männchen. „Dir widerfährt kein Leids. Unſere Obere iſt gut, und gern ſieht ſie es, wenn einer von eurer Welt zu uns kommt. Daß ich Dich zu ihr führe, hat ſie ausdrücklich befohlen, denn ſie ſchickte mich ab, Dich zu ſchützen und hierher zu geleiten. Danke ihr dafür, wenn Du in ihr Gemach trittſt, durch eine Verbeugung und reiche ihr die Hand, das iſt ſo Gebrauch.“

Nun gingen ſie über die Wieſe hin und auf das größere Haus zu. Je näher ſie kamen, deſto mehr kleine Menſchen fanden ſich ein, die Alle den großen Fremdling anſtaunten, und als Heinrich ganz nahe bei ihnen war, ſich tief beugten, dabei auch die kleinen Arme kreuzweis auf die Bruſt legten.

Jetzt ſtanden ſie vor der Königin Hauſe. Durchaus von künſtlich geflochtenem Stroh errichtet, war es

in chineſiſch-japaniſchem Styl verziert, und mit den grellſten Farben bemalt. In eine hohe Spitze lief es aus, auf welcher eine große Glocke von Glasmaſſe hing. Fenſter waren an der Vorderſeite nicht, und die Thür gerade ſo hoch, daß Heinrich, ohne ſich zu bücken, eintreten konnte. Zu beiden Seiten vor der Thür lagen zwei ſchwarze Hunde von ungewöhnlicher Größe. Sie ſchienen die Wache der Königin zu ſein, denn in gleicher Stellung ruhend, wie man Sphinxe abbildet, lagen ſie, und auf ein Zeichen, das Heinrichs Begleiter mit ſeinem Stabe in der Luft machte, erhoben ſie ſich, ſetzten ſich auf die Hinterfüße und verblieben in dieſer Stellung, bis dieſer mit Heinrich in den Palaſt eingetreten war. Das Männchen voran, Heinrich nicht ohne Beſorgniß folgend, gingen ſie durch drei große Gemächer oder Abtheilungen hindurch, wo Niemand war. Im letzten nur ſtanden zwei Männchen mit großen bunten Federn auf ihrer Kopfbedeckung an der Thür des vierten, welche ſie öffneten. Ein Lichtglanz ſtrömte heraus, der Heinrichen faſt blendete, und erſt nach einem Weilchen war es ihm möglich zu erkennen, wie es um ihn her ausſah. Die Wände waren mit buntem Zeug behangen, auf welchem Figuren von blitzenden Steinchen, rothen, grünen, gelben, weißen, wie

eingewebt lagen. Von der Decke herab hing ein durchflochtenes Gefäß, aus welchem ein feiner, lieblich duftender Rauch aufstieg. Den Fußboden deckten bunte, feingeflochtene Strohdecken, auf welchen eine Menge kleiner Katzen herumlagen. Die hintere Wand des hohen weiten Gemachs war halbrund. In der Mitte derselben stand auf einer Erhöhung von drei Stufen ein Sessel von Gold, auf der Lehne mit einer goldenen, in drei Spitzen auslaufenden Krone verziert. Auf diesem saß ein Weibchen, größer, als alle übrigen. Es war die Königin. Angethan war sie in ein rosenfarbenes, weites, ihre Gestalt ganz verhüllendes Gewand, überstreut mit blitzenden Steinchen. Ihr Haar, kohlschwarz von Farbe, hing in langen Locken herab und auf dem Haupte lag ein Kranz von weißen Kelchblumen, denen jenes blendende Licht entströmte, das den Saal erhellte. In der Hand hielt sie einen kleinen goldenen Stab mit einem großen blitzenden Steine auf der Spitze. Zu ihrer Rechten saßen sechs Weibchen, alle in hellgrüne Ueberwürfe gehüllt, jede einen brillirenden Stern an der Stirn. Zur Linken standen sechs Männchen in gelben Gewändern, ohne Kopfbedeckung, auf der Brust mit einem brillirenden Stern geschmückt, und ein silbernes Stäbchen haltend.

Heinrich wurde nun von seinem Begleiter bis dicht an die Stufen des Throns geführt. Wie dieser ihm gesagt, that er, beugte sich tief vor der Königin und reichte seine Hand hin. Die Königin nickte mit freundlicher Miene, und berührte mit dem goldnen Stäbchen seine Hand. Auf dieses Zeichen hoher Gnade erhoben sich die sechs Weibchen, verneigten sich gegen Heinrich, wie auch die sechs Männchen, für welche Ehrenbezeigung Heinrich rechts und links durch Verbeugung dankte.

Heinrichs Begleiter sprach hierauf zur Königin:

„Hohe Obere, dies ist der Mann, zu dessen Rettung Du mich auf die Oberwelt sandtest. Es ist ein stiller, fleißsamer Landbauer, der mir willig und unverzagt gefolgt und sehr erfreut ist, durch Deine Gnade unser Reich kennen zu lernen."

Die Königin nickte und richtete folgende Worte an Heinrich:

„Fremdling, durch meine Diener, welchen ich anbefohlen, unsichtbar auf eurer Erde zu spähen, wo Unglücklichen geholfen, Dienste dem Bedürftigen geleistet, der in Gefahr Schwebende gerettet werden kann, wurde mir gemeldet, daß Du, auf dem Hause Bleße von einem Unwetter überfallen, in Lebensgefahr schwebtest.

Ich ſandte daher Deinen Begleiter, welcher iſt meines Enkels Sohn, ab, Dich aus der Gefahr zu retten, ſicher in unſer Reich zu geleiten. Daß Du ſonder Furcht ihm gefolgt biſt, erfreut mich. Sei ferner guten Muthes. Kein Leid wird Dir bei uns geſchehen, und iſt es eben bei Euch wieder Tag, wirſt Du ohne Gefahr auf das Haus Pleße zurückgebracht werden."

Mit freundlichem Ernſte redete die Königin dieſe Worte in ihrer Landesſprache, welche Heinrich von ſeinem Begleiter verdolmetſcht wurden, und durch dieſen ließ er wieder ſeinen Dank für Rettung und gnädige Aufnahme der Königin zurückſagen.

Heinrich wurde nun zum Sitzen eingeladen, was er zwar gern annahm, da er ſich von der langen Wanderung etwas ermüdet fühlte, mußte ſich aber auf den platten Boden niederlaſſen, denn für ſeine Größe gab es hier keinen Stuhl. Kaum hatte er das, ſo ſtanden die ſechs kleinen Weibchen auf, gingen um ihn herum, beſahen ſeine Kleidung, betaſteten die großen meſſingenen Knöpfe an ſeinem Rocke, das Leder ſeiner Schuhe, die Schnallen darauf, den Filzhut, die weißen Strümpfe mit den rothen hineingewebten Zwickeln, und den großen gelben Reif in einem der Ohrläppchen, Alles neue Gegenſtände für ſie. Heinrich

verhielt ſich dabei ganz ruhig, ſtörte die Unterſuchungen nicht, konnte aber ein Lächeln nicht unterdrücken, wenn die kleinen Figuren ihm gar zu nahe kamen, ſeine Hand aufhoben, den meſſingenen Ring am kleinen Finger zu betrachten, ſo wie die ſilbernen Hemdenknöpfe am Arm. Als aber nun auch die kleinen Katzen ſich ihm näherten, an ihm knurrend herumſtrichen, auf ſeine ausgeſtreckten Beine ſich ſetzten, und zwei ihm auf die Schultern ſprangen, da konnte er ſich nicht halten, und mit lautem Lachen unterbrach er die Ruhe und Stille im Saale und ſprang auf. Die Königin erhob ſich, die kleinen Frauen liefen ſchleunig nach ihren Plätzen, die Katzen flüchteten ſich nach allen Winkeln, und eine allgemeine mißfällige Bewegung zeigte ſich. Der Begleiter Heinrichs kam ſchnell auf ihn zu und ſagte ihm: daß ſein lautes Lachen ganz gegen ihre Sitten ſei, daß er dadurch den Reſpect gegen die Obere verletzt, und daß er ja ſogleich eine tiefe Verbeugung gegen dieſelbe machen ſolle, als Zeichen, daß man ihm als Fremdling dieſen Verſtoß gegen ihre Sitte verzeihen möchte. Das that dieſer auch alsbald, froh, mit ſolcher leichten Strafe wegzukommen, und als dies geſchehen, ſetzte ſich die Königin wieder.

Kaum war Alles wieder zur früheren Ruhe und

Ordnung zurückgekehrt, da trat ein Kind in den Saal, und verkündete, daß das Essen bereit sei. Diese Nachricht wäre Heinrichen sehr erwünscht gewesen, denn er fühlte starken Appetit, wenn er nicht befürchtet hätte, Schädliches genießen zu müssen. Er sagte daher zu seinem Begleiter: daß er keinen Hunger habe, und während ihrer Mahlzeit im Zimmer verbleiben wolle.

„Das geht nicht an" antwortete dieser. „Du mußt mit uns gehen, doch brauchst Du nicht zu essen, wenn Du nicht willst."

Heinrich schloß sich daher dem Zuge, den die Königin eröffnete, an.

Im Speisegemache war eine große Tafel, bedeckt mit einem überaus feinen weißen Tuche. Man sagte ihm, es sei dieses aus Amiantstein gewebt, und werde nicht mit Wasser, sondern durch Feuer gereinigt. Alle Geräthe waren vom feinsten weißen Metall, was Heinrich für Silber hielt. Auf der Tafel standen nur drei Schüsseln, vor jedem Teller aber ein prächtig gearbeiteter goldener Becher mit Getränke gefüllt. Man setzte sich auf hohe Stühle, so daß sich hier Heinrich auch bequem setzen konnte. Die Königin saß in der Mitte, die Kleinen ihr rechts und links zur Seite, ihr gegenüber erhielt Heinrich seinen Platz.

Zwar ſetzte er ſich mit dem feſten Beſchluſſe, nicht eſſen zu wollen, denn es hatte ſich ſeiner die Beſorgniß, vergiftet zu werden, zu ſehr bemächtigt, welche dadurch noch vermehrt wurde, daß das, was die Schüſſeln enthielten, eine ihm ganz fremde Geſtalt hatte, und von auffallend rother Farbe war. Der ſchöne anlockende Geruch, den die Gerichte ausſtrömten, verſcheuchte aber bald jene Beſorgniß. Er griff zu, und es mundete ihm trefflich.

Nach der zweiten Schüſſel ſtand die Königin auf, und Alle mit. Sie ergriff ihren Becher, der größer als die übrigen war, trank und ſprach: „Gelobt ſei das heilige Weſen, das dieſes Waſſer zur Labung und Stärkung uns ſchenkt.“ Alle tranken und ſprachen: „Es ſei gelobt.“

Heinrich trank nicht; das Waſſer ſah ihm nicht aus wie Waſſer, denn hellblau war ſeine Farbe. Sein Begleiter, neben ihm ſitzend, erklärte ihm die Worte der Königin, und forderte ihn auf zu trinken, wenn er nicht den Unwillen ihrer Oberin aufs Neue erregen wolle. „Nun,“ dachte Heinrich, „ſo gehe es, wie es gehen will,“ ſetzte den Becher an den Mund, trank und trank, und leerte ihn bis auf den Grund. Lieblicher und labender hatte ihm noch nie Waſſer

geſchmeckt, und als er den Becher niedergeſetzt, rief er voll Verwunderung aus: „Ei, welch köſtliches Getränk! Wovon wird das gemacht?“

Seine Nachbarin, ein kleines Frauchen, erwiederte mit freundlich lächelnder Miene: „„Das machen wir nicht, das quillt ja aus der Erde.““

„O was ſeid Ihr glücklich! wir Menſchen müſſen unſere Getränke mit Kunſt und Mühe bereiten, und keines derſelben kommt dieſem gleich an Geſchmack,“ rief Heinrich aus.

Da ſprach die Königin: „„Ich ſehe wohl, Du biſt auch von dem Fehler ergriffen, den Ihr Obermenſchen alle habt. Die Wohlthaten des Schöpfers erkennt Ihr nicht, habt nie genug, und wünſcht Euch immer andere. Ihr ſeid mit ſchönem Wein beſchenkt, genießt ihn aber nicht immer mit Vernunft. Euch beleuchtet die wärmende Sonne am Tage, Nachts der Mond und ein Sternenhimmel, Dinge, die wir ganz entbehren, Euch aber doch nicht deshalb beneiden. Wir ſind ſtets zufrieden mit dem, was wir haben; wir genießen mäßig, erfreuen uns daher einer dauerhaften Geſundheit, und werden, wie Du an mir ſiehſt, ſehr alt, denn hundert und funfzig Jahre zähle ich jetzt. Bei unſerer Friedfertigkeit leben wir ohne Streit und

Hader, ohne Krieg. Keiner will der Reichſte, der Vornehmſte, der Erſte ſein. Das Alter nur beſtimmt den Rang unter uns. Keiner unterdrückt den Andern, keiner will herrſchen, keiner erobern. Der Aelteſte iſt Regent, was jetzt ich bin. Er iſt das Haupt des Landes, ihm wird die höchſte Ehre erwieſen. Er ſteht mit Rath und That bei, ermahnt den Verirrten, führt ihn mit Liebe und Ernſt auf den Weg der Ordnung zurück, und nie bedarf es der Züchtigung.""

Heinrich konnte ſich nicht halten bei dieſen Worten, und unterbrach die Königin mit dem Ausruf: „O was ſeid Ihr für ein glückliches Volk, Ihr lebt ja wie im Paradieſe!"

„„Wir leben glücklich,"" fuhr Jene fort, „„doch ohne alles Ungemach ſind wir nicht. Es giebt bei uns eine Art Geſchöpfe, halb Menſch, halb ſcheußliche Schlange. Sie leben in Felshöhlen, und fallen oft in großen Schaaren in unſer Gebiet. Mit Mühe nur treiben wir ſie zurück in ihre Klüfte, und Mancher der Unſrigen büßte hierbei ſein Leben. Vielfach haben wir es verſucht, ihre Feindſchaft in Zuneigung zu wandeln, haben ihre gefangenen Verwundeten gepflegt, geheilt, ſie wieder in Freiheit geſetzt; aber gerade dieſe waren es, die am erſten uns wieder überfielen. Keine Hoffnung haben

wir, dieſe Halbmenſchen uns geneigt zu machen, daher es aufgegeben, ſie je zu ändern, und müſſen in ſteter Furcht leben, von ihnen angegriffen zu werden, daher immer gegen ſie gerüſtet ſein.““

Bei dieſen Worten ertönte draußen eine höchſt liebliche Muſik, und gleich darauf Chorgeſang. Ein ſanftes Lied war es, einem Lobgeſange gleich, der zwei Mal wiederholt ward. Die ganze Verſammlung fiel nieder und betete, Heinrich auch. Nach dem Ende des Geſanges erhob man ſich. Heinrich fragte, was das bedeute, und erfuhr: es ſei dies das Zeichen, daß der Abend anbreche.

Man begab ſich nun wieder in das vorige Gemach, das mit vielen hohen Kerzen erleuchtet war, und auf ein gegebenes Zeichen liefen die darin zurückgelaſſenen Katzen in das verlaſſene Speiſegemach, um hier gefüttert zu werden. Es waren einige Hundert. Heinrich konnte ſeine Verwunderung nicht bergen, warum man eine ſo bedeutende Anzahl dieſer Thiere habe, und erfuhr: daß dieſe ſehr nöthig und nützlich in den Kämpfen mit jenen Schlangenfeinden wären. Es könnten nämlich jene Halbmenſchen das Geheul der Katzen durchaus nicht ertragen, und flöhen, wenn ſie es hörten. Rückten ſie nun heran zum Angriff, ſo

würden die Katzen in Masse vorangeschickt, ehe man sich auf Kampf einließe. Das entsetzliche Geschrei und Miau, das diese kleinen Thiere instinctmäßig erhüben, drängte gewöhnlich die Unthiere zurück, und nur dann käme es zum Kampf, wenn sie Nachts von ihnen unerwartet überfallen würden, wo nicht sogleich das Katzen-Corps vorgeschoben werden könne.

Heinrichen gefiel es je länger je mehr unter dem kleinen stillen Volke. Seine anfängliche Befangenheit und Scheu verlor sich, und er beschloß, eine Zeit lang sich in dieser Unterwelt aufzuhalten, und Alles genau zu betrachten. Diese Absicht theilte er seinem Führer mit; der aber zuckte die Achseln und meinte, daß dieser Wunsch nicht gut erfüllt werden könne. Kaum hatte dies Heinrich mit Bedauern vernommen, so winkte ihm die Königin — die sich wieder auf ihren erhöhten Sitz niedergelassen — und sprach:

„Das höchste Wesen, das mir befahl, Dir in der Gefahr, in der Du oben auf dem Hause Bleße wareſt, beizustehen, und Dich zu uns führen zu lassen, will jetzt, daß Du wieder auf die Oberwelt zurückkehrſt, denn das Unwetter iſt vorüber, und der Tag bricht jetzt bei Euch an. Gehe denn, und laß die Erinnerung an Deinen Aufenthalt bei uns stets eine Auf-

forderung Dir ſein, das höchſte Weſen, das alle ſeine Geſchöpfe anbeten, zu preiſen. Meine Kinder werden Dir als Andenken einige Kleinigkeiten reichen, welche bei Euch Menſchen Werth haben. Nutze ſie mit Vernunft, dann wirſt Du Dein Lebelang zufrieden und glücklich ſein. Lebe wohl.““

Heinrich ſtand da wie aus den Wolken gefallen. Er wollte noch gar nicht fort und ſollte doch. Er wollte ſich nun erſt recht umſehen und man hieß ihn gehen. Das war ihm ſehr ungelegen, doch wagte er keine Einwendung, noch eine Bitte um Verlängerung des Aufenthalts. Er verbeugte ſich daher vor der Oberen, die zum Zeichen ihres Wohlwollens mit ihrem goldenen Stäbchen ſeine Hand wieder berührte, grüßte die Uebrigen, dankte für Alles, was ihm erwieſen, und folgte verſtimmt ſeinem erſten Führer nach.

Als ſie aus der Wohnung getreten, einige Hundert Schritte gegangen waren, lenkten ſie rechts in ein kleines Haus. Beim Eintritt kamen einige kleine Männchen ihnen entgegen, und reichten Heinrichen Kürbiskerne, ſprechend: „„Lege dieſe in Deine Erde und Du wirſt Früchte erhalten von einer Größe, die Dich in Erſtaunen ſetzen wird.““

Heinrich nahm die Kerne hin, dachte aber bei ſich:

wenn ihr mir nichts weiter geben wollt, ſo betragt ihr euch lumpig. Wie aber erglänzte ſein Geſicht, als er in eine Kammer geführt wurde, wo Haufen von Gold- und Silber-Körnern, von der Größe einer Haſelnuß lagen, und auf Tiſchen köſtlich flimmernde Edelſteine ihn anblitzten. Starr war er vor Staunen, und überſchaute mit Verlangen dieſe unſchätzbaren Reichthümer. Von den letzteren gab man ihm zwölf Diamanten ſeltener Größe, und von den Goldkörnern nach Belieben zu nehmen, ward ihm erlaubt.

Nicht zweimal ließ ſich das Heinrich ſagen. Mit vollen Händen griff er in die Haufen, füllte ſeine Taſchen, ſowie den Ranzen, der ihm über die Schulter hing, mit den ſchönen Körnern, und als genug er zu haben erklärte, gab ihm eines der Männchen noch ein Käſtchen mit ſolchen Körnern gefüllt. Er dankte gar ſchön, und trat nun, wohlbelaſtet, den Rückgang mit ſeinem Begleiter an.

Obgleich es Abend war, blieb es doch immer noch hell genug, und Heinrich hätte ſich nochmals erfreuen können des herrlichen Thales und der einzig ſchönen Natur in dieſer Unterwelt; allein der Schatz, den er trug, ließ ihn nichts mehr ſehen, was ihn umgab. Pläne entwarf er ſchon, was er damit machen,

wie er ihn anwenden wolle. Beſchäftigt mit ſolchen Gedanken, folgte er ſeinem Führer ſchweigend, und der lange Weg, derſelbe, den er gekommen, verſchwand ihm ſchnell unter den Füßen. Als ſie an die Stelle kamen, wo Heinrich nicht mehr aufrecht gehen, gekrümmt nur vorwärts konnte, unterlag er faſt der Laſt des erhaltenen Geſchenkes, und bat ſeinen Begleiter um einen Augenblick Ruhe. Der aber meinte, das werde nicht nöthig ſein, er wolle ihm ſeine Bürde tragen, und flugs huckte das kleine Männchen den ſchweren Ranzen auf ſeinen kleinen Rücken und nahm das Käſtchen in den Arm. Bald waren ſie am Ende des Ganges und ſtanden auf dem Gerüſte, das noch auf dem Waſſerſpiegel des Brunnens ſchwamm.

„Hier müſſen wir uns trennen," ſprach das Männchen, gab Käſtchen und Ranzen Heinrichen zurück, reichte ihm die Hand und ſagte: „Lebe wohl. Wenn Du glücklich biſt, ſo gedenke des ſtillen Volkes."

Heinrichen ging der Abſchied nahe. Doch ehe er ſprechen konnte, war der Begleiter ſchon im Gange verſchwunden, und er ward im Hui heraufgehoben in den Brunnen an das Tageslicht, trat hier ab vom Gerüſt, das ſchnell ſich zurückſenkte.

Geblendet vom entwöhnten Glanze der Sonnen-

ſtrahlen, konnte er erſt nach einer langen Pauſe die Augen öffnen. Er ſetzte ſich und blickte mit großer Freude um ſich her, auf ſein Dörfchen und in die weite, bekannte, liebe Landſchaft. Ob nun gleich Alles, was er ſah, ihn überzeugte, daß er wache, ſo rief er ſich doch zu: „Was war das? habe ich geträumt, träume ich noch, oder war ich wirklich im Innern der Erde, in einer fremden Welt? Und doch muß es ſo ſein; das Gewicht des Erhaltenen überzeugt mich zu deutlich davon. Dank euch, ihr lieben Weſen, die ihr mich zum glücklichſten Menſchen machtet. Glücklich werde ich ſein, indem ich Glück und Freude um mich verbreiten will.“ Er ſank nieder und betete. Dann eilte er ſchnell den Berg hinab in das Dörfchen.

Seine alte Mutter und die Schweſter hatten ihn ſchon vom Berge herabſteigen ſehen, und kamen ihm entgegen. Die Freude des Wiederſehens war groß, denn daß Heinrich Abends zuvor nicht zurückgekehrt, im ganzen Dörfchen vergebens aufgeſucht war, hatte im Hauſe große Beſorgniß erregt, daß ihm ein Unglück begegnet ſein müſſe. Als ſie nun zuſammen in ihrem Häuschen waren, Heinrich ſeine Laſt abgeworfen, erzählte dieſer, wo er geweſen, was er geſehen, was er erlebt und wie reichlich er beſchenkt ſei. Mutter und

Schweſter ſchlugen ein Mal über das andere Mal die Hände voll Verwunderung zuſammen, und als Heinrich die mitgebrachten Schätze vorzeigte, da waren ſie ſtumm vor Erſtaunen. Nun wurde berathſchlagt, wie der Reichthum verwendet werden ſolle, und man vereinigte ſich dahin, das Bauergut ihres kaum verſtorbenen Nachbars zu erkaufen. Dies geſchah, und am nächſten Martinstag zog das glückliche Dreiblatt in den großen Ackerhof ein.

Heinrichs Beſuch in einer anderen Welt, und ſein von da mitgebrachter Wohlſtand ward bald in der Umgegend bekannt, und da kamen Viele herbei, die auch reich werden wollten, ein gleiches Abenteuer zu beſtehen wünſchten. Kein Tag verging, wo ſich nicht bei der Pleßer Burg dergleichen Habſüchtige eingefunden hätten, beſonders zur Zeit ſchwerer Gewitter und Stürme, aber ein graues Männchen mit einem Lichte erſchien nicht, ſo tief in die Nacht hinein ſie auch ausharrten. Das erſchien nur Guten, Hülfebedürfenden.

Viele Jahre lebte Heinrich und ſeine Familie in Friede und Einigkeit beiſammen, und bald ward Erſterem auch die Freude, Vater zu werden. Oft ging er mit ſeiner Thereſe hinan zur Burg Pleße, und jedes Mal weilte er beim Brunnen, gedenkend, wie er durch

ihn hinabgestiegen zur Erlangung seiner Wohlhabenheit, und dankte jedes Mal dem stillen Volke, durch das er glücklich war. Nie aber zeigte sich ihm das graue Männchen wieder, so sehr er es auch wünschte, um von seinem Glücke ihm erzählen zu können.

Des Magdeburger Domes Mährchen.

Kommſt Du, lieber Leſer, nach Magdeburg, ſo ſchaueſt Du auch gewiß mit Staunen an das mächtige Gebäude des Domes, deſſen Rieſenthürme ein halbes Jahrtauſend ſchon die Elemente umtobten, deſſen tauſendjähriges Jubiläum die Nachwelt gewiß noch in ſeinen heiligen Hallen wird feiern können; denn feſt, ewigkeitsfeſt iſt dies gewaltige Menſchenwerk. Und hat es Dich erfreuet, zu hören, und zu ſehen, daß die Neuzeit zu ſolcher Dauer ihn wieder ſtählte, die alte Form im kleinſten Theile zu erhalten ſich mühte, ſo wird Dir auch nicht entgangen ſein das Steinbild eines Schäfers an der Vorhalle des Eingangs in den Dom, der aufſchauet an dem Thurme, und neben ihm zwei Schaafe und ſein Hund; ſo wie, an der Spitze des nach Norden gekehrten Thurmes, die Figur eines Mönches. Willſt

Du wiſſen, worauf dieſe Bildnerei deutet? — Ich will es Dir erzählen:

Sieh, es war einmal ein Schäfer, der weidete zur Zeit des Dombaues ſeine Schaafe auf einem Anger in der Nähe von Magdeburg. Kein Baum ſtand auf dem Anger, unter welchem er Schatten gefunden hätte in der Schwüle des Mittags, und ſetzte er ſich daher gewöhnlich auf einen großen Feldſtein. Die Schaafe lagerten ſich um ihn her, der Hund ruhte zu ſeinen Füßen und ſein Knecht ſaß neben ihm auf dem Steine. Hier wurden die heißen Stunden des Mittags abgewartet, und dann weiter getrieben. Da begiebt es ſich einſtmals in dieſen Ruheſtunden, daß ein Feldmäuschen aus einem Löchlein in der Erde herauskomm. und pfeilſchnell unter dem Feldſtein des Schäfers wieder verſchwindet. Der Schäfer wie der Knecht, beide eingedämmert, bemerken es nicht, aber dem Hunde iſt das Mäuslein nicht entgangen. Er ſpringt auf; will ihm nach, das iſt aber ſchon geborgen unterm Stein. Er umſchnüffelt rings den Stein, beginnt zu ſcharren und bellend wühlt er die Erde hervor. Schäfer und Knecht erwachen. Sie ſehen, wie der Hund ſich müht, immer tiefer ſich einzuwühlen, und daß einen gelben glänzenden Sand er auswirft.

„Wenn das Goldſand wäre!“ ſpricht der Knecht zum Herrn.

Der Schäfer nimmt eine Handvoll des Sandes auf, findet, daß der Sand ſchwer iſt, betrachtet ihn lange, und da der Sand im Sonnenſcheine gar glänzend blinkt, ſo kommt es auch ihm vor, daß es Goldſand ſein könne. Da ſpricht er zum Knecht: „Höre Andrees, 's ſcheint mir auch, als ob es Goldſand ſei. Weißt Du was, wir wollen unſere Ranzen damit füllen und ihn zum Goldſchmied tragen, der verſteht das.“

Der eine der Ranzen iſt bald angefüllt; aber wie ſchwer, wie ſchwer war er, kaum zum Aufheben. Der Hund, des Scharrens müde, wendet ſich weg, aber ſein Herr feuert ihn mit den Worten: „ſuch's Mäuschen, ſuch's Mäuschen!“ zum Weiterſcharren an. Der Hund thut's. Bald iſt auch der zweite Ranzen angefüllt, und ſchon überlegen der Schäfer und Andrees, worein ſie weiter den Goldſand thun wollen, als der Hund ſeine Arbeit verläßt, und alles Anregen zum Weiterſcharren umſonſt iſt. Nun graben Beide mit ihren Schäferſtäben weiter nach, aber die Fundgrube war erſchöpft, ſie wühlten nur reine Erde hervor.

Gegen Abend treiben ſie die Heerde nach der Stadt zurück. Keuchend unter der Laſt der vollen Ranzen,

folgen ſie, berathſchlagend, was ſie beginnen wollen, wenn es Goldſand ſei. Da begegnet ihnen ein Mönch aus dem Kloſter unſerer lieben Frauen, der ſpricht:

„Ihr tragt ja ſo ſchwer, was habt ihr denn in euern Ranzen?“

Und ſie antworten ohne Arg: „„Gold, ehrwürdiger Herr.““

„Ei, wie kommt ihr denn dazu?“

„„Wir haben es auf dem Anger gefunden.““

„Zeigt doch einmal.“

Sie öffnen einen Ranzen. Der Mönch nimmt eine Handvoll des Sandes heraus, beäugelt ihn genau, und die Augen werden immer funkelnder ihm im Kopfe. Schäfer und Andrees ſehen ihn, erwartend ſeine Meinung, an. Da ſpricht er: „Ja, ihr Leute, es iſt Goldſand. Was wollt ihr damit anfangen?“

„„Das wiſſen wir ſelbſt noch nicht““ ſpricht Andrees. „„Könnt Ihr uns vielleicht guten Rath geben, ehrwürdiger Herr?““

„Warum das nicht, lieben Freunde,“ erwiedert der ſchlaue Mönch. Ihr könnt das Gold nicht beſſer anwenden, als zum Heil eurer Seele. Eine Stufe im Himmel könnt ihr Euch damit erbauen, die ewige Seligkeit dadurch erlangen.“

Beiden iſt nun zwar dieſer Vorſchlag nicht der erwartete. Sie haben ganz andere Pläne, Weltpläne; des Himmels hatten ſie gar nicht gedacht. Sie ſind indeſſen fromme gläubige Seelen, und des Mönches wiederholte Aufforderung und eindringliche Ermahnung, die gute Gelegenheit zur Sicherung ihres Seelenheils nicht ungenutzt vorüber gehen zu laſſen, dringen durch, und ſie erklären ſich bereit, ihren Goldſand der Kirche zu opfern. Und da ſie nicht wiſſen, wie das am geeignetſten geſchehen könne, ſo ſpricht der Mönch:

„Mir ſcheint es, als ob unſer Herr Gott euch den Schatz zugewieſen, ihn zur Förderung des Dombaues zu verwenden. Erfüllt ſeinen Willen und legt ihn als ein Opfer auf den Altar dieſes jetzt aufſteigenden Tempels, ſo werdet ihr ſelig, und eure Namen in ewige Zeiten noch genannt werden.“

Schäfer und Knecht ſahen ſich wechſelſeitig ſtumm an. Jeder will im Geſichte des Andern deſſen innern Willen leſen, und keiner getraut ſich, den ſeinen zu erklären. Da bringt ſie der Mönch mit den Worten zum Entſchluß:

„Ich ſehe ſchon, ihr ſeid entſchloſſen, dem Fortbau des hohen Doms euern Schatz zu reichen. Dafür ſegne euch der Höchſte. Kommt mit mir zum Prior

des Kloſters. In ſeine Hände übergebt ſelbſt eure Gaben.“

Sie folgten unwillkührlich, übergaben ihren Schatz, empfingen reichen Dank und reiche Segnungen des Himmels, und kehrten, arm wie zuvor, zu ihrer Heerde zurück.

Die Verwendung ihrer Gabe zum Fortbau des Domes geſchah, und zum dankbaren Andenken ſtellte man jenes ſteinerne Bild eines Schäfers mit zwei Schaafen und dem Hunde an der Vorhalle des Eingangs in den Dom auf, und gab des erſtern Kopf die Richtung, aufwärts gerade dahin zu ſchauen, bis wie weit ſeine Gabe den Bau befördert hatte.

Sieh, lieber Leſer, das war die Geſchichte vom Schäferbilde am Dom zu Magdeburg. Nun erzähle ich Dir die von dem Mönchsbilde, das Du oben an der Spitze des nach Norden gekehrten Dom-Thurmes ſiehſt.

Ein Mönch des Carmeliterkloſters in der Vorſtadt Sudenburg trägt ſich Jahre lang mit der Ueberzeugung herum: daß er von Gott dazu auserkoren ſei, den Teufel, dieſen abgefallenen Engel, zu bekehren und in den Schooß Gottes zurückzuführen. Je länger je mehr ſetzt ſich der Entſchluß feſt, dieſes Werk zu übernehmen, und ſich dadurch des Genuſſes ewiger Seligkeit in jener Welt theilhaftig zu machen. Er

weiß aber nicht, wie er es anfangen ſoll, zu einer Unterredung mit dem Böſen zu gelangen, denn ihn herbeiſchwören will er nicht. Da ſitzt er einſtmals ſpät in der Nacht in ſeiner, von einem Lämpchen ſpärlich erleuchteten Zelle, den Kopf in den Arm geſtützt, ſinnend über das Vorhaben. Geſchloſſen hat er die Augen im reiflichen Nachdenken durch nichts geſtört zu werden; da vernimmt er ein Geräuſch. Er ſchlägt die Augen auf, und — vor ihm ſteht — der Gottſeibeiuns leibhaftig. Erſchrocken ſpringt er auf, ermannt ſich jedoch und ſpricht mit barſcher Stimme: „Was willſt Du hier?“

Der Böſe erwiedert: „„Schon lange haſt Du mit mir zu reden begehrt, ich weiß es; drum komme ich und frage, was willſt Du von mir? Sprich!““

Und der Mönch ſpricht: „Ich bin von Gott berufen, Dich Abgefallenen zu ihm zurück zu führen. Bekehrſt Du Dich, thuſt Du Buße, läſſeſt ab, des himmliſchen Vaters Widerſacher zu ſein, und bereueſt Deinen Abfall, ſo wird er Dich wieder aufnehmen unter ſeine Engelein, und Du wirſt die ewige Seligkeit ſchauen.“

Aber dieſe Worte waren in den Wind geſprochen. Der Böſe grinſete höhniſch über ſolche Rede, und ſuchte

den Mönch zu beſchwatzen, von Gott abzufallen, in ſein Reich einzugehen; verſprach auch irdiſche Güter in Menge.

Ob ſolcher Zumuthung ergrimmt der Mönch in heiligem Eifer, ſteht auf, nimmt das Kruzifix von ſeinem Betaltar, hält es dem Böſen entgegen und ſpricht: „Hebe Dich weg von mir, Satanas!“

Flugs weicht der Böſe. Aber der Mönch läßt ſich durch dieſen erſten mißlungenen Verſuch zur Bekehrung des Satanas nicht abhalten, ſeinen Vorſatz zu verfolgen, hoffend, doch endlich zu ſiegen, eine gefallene Seele Gott wieder zuzuführen. Er wünſcht daher im Stillen, daß der Böſe ihm nochmals erſcheinen möchte. Dieſer erſpäht des Mönchs Gedanken, und hoffend, in ſein Reich jenen zu locken, erſcheint er wieder Nachts in der Zelle des Mönchs.

Nun beginnt von Neuem ein langes Geſpräch zwiſchen Beiden. Jeder iſt bemüht den Andern zu ſich herüber zu ziehen, und keinem gelingt es. Da ſpricht endlich Satanas:

„Pfaffe, ich will mich bekehren, zu meinem Erzfeind, den Du anbeteſt, mich wenden, doch nur unter einer Bedingung.“

„„Die iſt?““ fragte begierig und freudig der Mönch.

„Daß Du morgen am hellen Tage in den Pantoffeln, welche Du jetzt trägst, raſchen Schrittes bis an die Krone des einen der Domthürme hinan ſteigſt. Gelangſt Da dahin, ohne einen Pantoffel zu verlieren, ſo bin ich Deines Gottes. Verlierſt Du aber einen, ſo biſt Du mein.“

Der Mönch ſchüttelt bedächtig den Kopf ob dieſer ſeltſamen Bedingung, iſt jedoch im Innern ſo gewiß, ſie erfüllen zu können, daß er nach kurzem Bedenken erwiedert: „„ich gehe dieſe Bedingung ein. Morgen früh mit Tages Anbruch wirſt Du mich den Gang wagen ſehen.““

„Gut,“ ſpricht der Böſe, „mich findeſt Du oben in der Krone des Thurmes,“ und verſchwand.

Der Mönch legte ſich zur Ruhe nieder, aber ſein Schlaf war unruhig und finſtere Träume quälten ihn. Kaum grauet der Himmel, ſo erhebt er ſich von ſeinem Lager, kleidet ſich an, geht in die Kirche des Kloſters, kniet nieder am Altar, und betet zu Gott, ihn zu ſtärken und ihm beizuſtehen bei dem Vollbringen des guten Werkes zu ſeiner, des Höchſten, Ehre. Geſtärkt und voll Vertrauen erhebt er ſich, verläßt das Kloſter, wo noch Alles in tiefem Schlummer liegt, und ſchreitet in der bedingten Fußbekleidung getroſt nach dem Dom-

platz hin. Hier ſchaut er auf nach dem Ziele ſeiner Wanderung, von wo ſchon der Lucifer auf ihn niederblickt, und nicht ohne einige Bangigkeit ſieht er, daß der Weg doch etwas länger iſt, als er ihn ſich gedacht.

Er tritt in den Dom ein, ſinkt hier abermals am Hochaltar nieder, empfiehlt ſeine Seele Gott, und ſteigt nun raſchen Schrittes, wie ihm geboten war, im Thurm hinan. Zur Hälfte hat er den Weg glücklich zurückgelegt, da ſtolpert er, und einer der Pantoffeln entfällt ihm. Im Hui ſtand der Böſe hohnlächelnd neben ihn, packte den wankenden Mönch und ſchleuderte ihn hinab in die Tiefe. Da geſchah es, daß zum Andenken an den Gott ergebenen, im himmliſchen Berufe gefallenen Mönch, ſein Bild in Stein an der Stelle aufgerichtet ward, von wo Satanas ihn herab ſtürzte.

Sieh, lieber Leſer, das iſt die gräßliche Begebenheit vom ſchmähligen Tode des Mönchs, deſſen Bild Du ſaheſt. Jetzt folge mir ins Innere des Doms. Hier zeige ich Dir ein Denkmal, das ein ſtolzer Erzbiſchof, Ernſt hieß er, ſich vor dreihundert Jahren erbaute, unter welchem ſeine Gebeine ruhen. Drum herum ſteht ein gar kunſtreich gefertigtes Gitter von Eiſenwerk, ſo ſchön Du wohl keines noch ſaheſt. Es heißt nun

zwar, das habe ein gelehrter Schmied in der Reichsstadt Nürnberg gemacht, der sich Peter Vischer genannt, das ist aber nicht wahr; man will nicht, daß ein Werk des Teufels, denn das ist es, in einem Gotteshause stehe, und da sagt man, es sei das Werk eines Menschen. Laß Dir erzählen, wie es zuging, daß Satanas es fertigte.

Zur Zeit, als um das Grab des Erzbischofs ein Gitterwerk gesetzt werden sollte, und man nicht weiß, wo und bei wem man es bestellen könne, da sitzen einmal die Schlossermeister der Stadt beisammen und räsonniren darüber, daß die Domherren Willens wären, von einem auswärtigen Meister solches anfertigen zu lassen; als ob sie nicht eben so schön und billiger wie jener es [illegible]fern könnten. Es sei sündlich und schändlich, daß man das viele Geld dafür außer Landes schicken wo[illegible] und man müsse den hochweisen Rath angehen, daß dieser sich der Innung annähme und die hohen geistlichen Herren zu bewegen suche, bei ihnen das Gitterwerk zu bestellen.

So oft nun die Schlossermeister beisammen sind, wird nur und immer hiervon gesprochen, bis endlich es entschieden ist, daß ihnen die Anfertigung des Gitters nicht zu Theil wird, daß Peter Vischer in Nürnberg

es liefern solle. Voll Ingrimm sind sie darüber, müssen sich aber fügen, da sie es mit den hohen Domherren zu thun haben, gegen deren Macht nichts auszurichten ist. Indessen trösten sie sich damit, daß, wenn das Gitter nur erst da sei, so wollten sie schon Fehler daran finden, und es dann so beräsonniren und schlecht machen, daß die Herren Domherren es bereuen sollten, nicht bei ihnen es bestellt zu haben.

Nun war bei ihren Versammlungen, wo dieser Gegenstand verabhandelt wurde, jedes Mal ein flinker, junger Schlossergeselle zugegen gewesen. Das war ein geschickter, gewürfelter Bursche, schlau aber verschwiegen. Kein Wort sagte er dazu, wenn die Meister sich noch so sehr ereiferten, er machte nur den stummen Zuhörer. Dem kam der Gedanke bei, ob er nicht ein solches Gitter, und eben so gut wie der Nürnberger, anfertigen könne, was freilich eher fertig sein müsse als jenes seines. Viele Tage trug er dies Projekt mit sich herum, sinnend und sinnend, wie er es ins Werk setze. In den Feierstunden macht er in seinem Kämmerchen Zeichnungen und Risse und Berechnungen, oft die halbe Nacht hindurch; aber immer stellt sich ihm der Umstand in den Weg, daß er allein nicht im Stande sein werde, zeitiger als der Nürnberger das Gitter zu liefern. Das

peinigt ihn gar ſehr, denn einen Gehülfen will er nicht, um allein Ehre und Gewinn davon zu haben. Da ſitzt er auch einmal um Mitternacht, und ſimulirt, wie dies Hinderniß zu überwinden ſei, und da er gar keinen Ausweg finden kann, geräth er ſo in Aerger und Zorn, daß er in vollem Ingrimm ausruft: „Wenn doch der Teufel mir hülfe, ich wollte gleich ſein eigen ſein!“ Kaum hatte er die Worte geſprochen, ſo ſtand der Satanas leibhaftig vor ihm und ſprach: „„Hier bin ich.““

Der Burſche, obwohl dreiſt und beherzt, ſchrak doch heftig zuſammen ob dieſer Erſcheinung, und wollte ſein Kämmerlein verlaſſen.

„„Bleib!““ ſprach der Böſe, „„ich thue Dir nichts. Du willſt, ich ſoll Dir ein Gitter machen, beſſer wie das des Nürnbergers? Das kann geſchehen.““

Der Burſche blieb, ſammelte ſich, und ſprach mit Ruhe: „Du willſt mir wirklich helfen, ein ſolches Gitter zu arbeiten?“

„„Helfen nicht, aber es in einer Nacht fix und fertig da hinſtellen, wo Du es begehrſt.““

„Wie? In einer Nacht?“

„„In einer Nacht, ſchön und tadelfrei.““

Der Burſche, verblendet von ſolch ſchneller Ver-

wirklichung ſeines kühnſten Strebens, ſprach: „Gut, ich nehme Dein Erbieten an. Du ſtellſt in künftiger Nacht das Eiſengitter ſo kunſtvoll als möglich im Dom um das Grab des Erzbiſchofs auf, und dafür theile ich mit Dir das Geld, das man mir zahlen wird.“

„„Oho, junges Blut, um Geld iſt's mir nicht zu thun. Der Preis, den ich verlange, iſt Deine Seele. Verſchreibſt Du mir dieſe mit Deinem Blute, dann liefere ich Dir das Meiſterſtück.““

Der Burſche tritt betroffen einen Schritt zurück. Solchen Handel hat er nicht erwartet. Doch nur eine Minute bedenkt er ſich, dann ſpricht er mit ſtolzer Miene: „Meine Seele gehört nicht mir; die gehört meinem Herrn Gott, von dem ich ſie empfing.“

„„Bah!““ entgegnete der Böſe, „„Du thuſt wie ein Knabe, der noch nicht weiß, daß der Menſch über ſeine Seele ſchalten und walten kann, wie er will.““

„Nein,“ ſprach der Burſche mit Ernſt, „meine Seele verſchreibe ich Dir nicht. Thue eine andere Forderung.“

„„Nur Deine Seele iſt der Preis,““ ſpricht der Böſe. Aber ſtandhaft verweigert der Burſche dieſen. Da verſchwindet der Verſucher, hinterlaſſend einen böſen Geruch.

Das hat der Burſche nicht erwartet. Gedankenvoll ſetzt er ſich, und ſinnt über das Erlebte nach, wirft ſich aufs Lager, aber kein Schlaf kommt in ſeine Augen. Es quält ihn, daß die Ausſicht zur Erreichung ſeines Begehrens, einen Augenblick ihm ſo nahe, mit einem Male wieder verſchwunden iſt, und er beginnt ſchon zu bereuen, daß er den Handel nicht eingegangen. So von Wollen und Nichtwollen gequält, verbringt er die Nacht und den folgenden Tag. Abends iſt er wieder in der Verſammlung der Schloſſermeiſter, hört hier von Neuem, wie Alle eifern und geifern, daß ſie nicht das Gitter in Arbeit erhalten, daß Peter Viſcher auch kein Herrenmeiſter ſein werde, und ſich ſchließlich, wie bei allen früheren Zuſammenkünften, auch dieſes Mal wieder damit tröſten: daß, wenn es nur erſt da ſei, ſie genug Auszuſetzendes daran finden und es möglichſt ſchlecht machen wollten.

Dem Burſchen entgeht kein Wort, und als die Rede darauf kommt, daß Jeder der Meiſter im Stande ſei, ſolch Gitter zu liefern, ſpringt er von ſeinem Seſſel auf und ſpricht: „Das meine ich auch; ja ſelbſt ich getraue mir, es zu fertigen.“

„„Nu, nu,““ erwiedert ſein Meiſter, „„nur nicht zu groß gethan, Du Gelbſchnabel; biſt zwar ein flei-

ßiger Burſche, auch geſchickt, und es kann einmal ein brauchbarer Mann aus Dir werden, aber ſo weit iſt's noch nicht mit Dir, daß jetzt ſchon Du ſolch ein Kunſtgitter fertigen könnteſt, Du müßteſt denn mit dem Teufel im Bunde ſtehen.""

„Ja," rief die ganze Verſammlung, „der müßte ihm helfen, ſonſt möchte er wohl die Hand davon laſſen müſſen."

„Nun," ruft keck und trotzig der Burſche, „wer weiß, was geſchieht!"

Alle lachen, und der Burſche verläßt die Verſammlung. Sein Entſchluß iſt gefaßt, denn ſein Ehrgeiz iſt gereizt. Kaum iſt er in ſeinem Kämmerlein, ſo ruft er den Teufel herbei, und im Umſehen ſteht der vor ihm, fragend: „„was willſt Du?""

„Mache mir das Gitter, dieſe Nacht noch. Vor Anbruch des Tags muß es fertig im Dom ſtehen, meine Seele verſchreibe ich Dir. Doch mache ich die Bedingung, daß, wenn ich einen Fehler, auch den geringſten, an Deiner Arbeit finde, unſer Kontrakt zu nichte iſt."

„„Bin's zufrieden,"" ſpricht der Böſe mit hohnlächelnder Geberde. Hier iſt Griffel und Papier, und hier — er ſchlägt ſeine Kralle in den fleiſchigen, rung

den Arm des Burſchen, daß dicke Blutstropfen hervordringen — iſt Dein Blut. Tauche ein und ſchreibe.““

Der Burſche ergrimmt im Innern ob der ſchmerzhaften Berührung des Böſen, verbeißt ſeinen Zorn, unterſchreibt und ſpricht. „Nun packe Dich. Nach Mitternacht bin ich im Dom, Deine Arbeit zu prüfen.“

Der Satan verſchwindet, der Burſche geht auf und ab, legt ſich nieder, aber der Schlaf flieht ſeine Augen. Unruhig wälzt er ſich auf dem Lager hin und her, überdenkend den gethanen verzweifelten Schritt, hoffend, fürchtend, zagend, doch mit Muth wieder belebt, indem er bei ſich ſpricht: „Was iſt's weiter; finde ich einen Fehler am Gitter, und den will ich ſchon finden, ſo bin ich meiner Zuſage quitt, und finde ich keinen, ſo — ſo — nun ſo kann doch der Teufel meine Seele nicht früher packen, als wenn ich ſterbe, und damit hat es noch ein funfzig Jahre Zeit. Zeit gewonnen, viel gewonnen; das Gitter bleibt mir jeden Falles. Vielleicht kann mich auch unſer Herr Pater Urban in meiner Todesſtunde von dem Vertrage entbinden und meine Seele erretten. Kommt Zeit, kommt Rath.“

So beſchwichtigt er ſein Gewiſſen, das wie ein Hammer anpocht und mahnt. Der Schlaf flieht ihn

aber, und kaum hat die Domuhr elf geſchlagen, ſo ſpringt er auf und verläßt das Haus. Er hat keine Ruhe mehr, es treibt ihn fort. Hin und her geht er, hierhin, dorthin, nirgends kann er weilen. Und obgleich es ſtürmt, Regen niederſtrömt, Blitze leuchten, der Donner rollt: er läuft Straß' auf, Straß' ab. Ungeduld, Beängſtigung quälen ihn, und um ſo mehr, je näher die entſcheidende Stunde heranrückt. Wohl ſteigt der Wunſch leiſe in ihm auf, das Teufelsſpiel nicht begonnen zu haben, aber die nahe Ausſicht, ſeine Wünſche erfüllt zu ſehen, vertreibt ſchnell alles Bedenken. Er zwingt ſich, luſtig zu ſein, und jauchzt laut auf wie ein Trunkener.

Auf dem Domplatze war er, als die Geiſterſtunde nahte. Oben an den Thürmen brach ſich die Macht des Sturmes fürchterlich, als müßten die alten Steinkoloſſe den tobenden Elementen erliegen. Eiskalt rieſelt es ihm über den Rücken, wenn er aufwärts ſchaut in die finſtere Nacht und Blitze plötzlich des Domes Thürme erhellen. Er bebt vor Froſt und Angſt mit jeder Minute mehr.

Da ſchlägt es zwölf Uhr. Mit dem letzten Schlage öffnet ſich des Tempels Thür. Leiſen Schrittes nähert er ſich ihr und tritt ein. Helle feurige Erleuchtung

überall ohne brennende Kerzen. Jetzt wendet er sich nach dem erzbischöflichen Grabstein hin, insgeheim wünschend, kein Gitter zu erblicken, aber — fix und fertig steht das Gitter, kunstvoll gearbeitet da. Hoch klopft sein Herz, und langsam nur naht er sich ihm. Schöner hat er noch keines gesehen, erstaunt und überrascht ist er. Nach einer Weile beginnt er es zu durchmustern und mit der größten Strenge. Stab vor Stab, Blumengewinde und Schnörkeleien, Schraube wie Schräubchen, Alles prüft er aufs Genaueste. Aber nirgends vermag er einen Fehler, auch nicht den kleinsten zu finden. Da bebt, da zittert er. Schon will er umwenden, sich leise hinausschleichen, da schwebt aus der Höhe des Domgewölbes der Böse herab, tritt ihm in den Weg und spricht:

„„Nun, findest Du einen Fehler an meinem Werke?““

Der Bursche erblaßt, und stammelt zitternd ein leises „Nein.“

„„Dummer, ehrgeiziger Bube,““ schreit der Böse ihn an, „„sieh, hier fehlt noch eine Schraube““ und dabei stößt er den schon halb Todten mit der Nase auf die Stelle, daß das Blut hervorströmt. „„Fort mit Dir, Du bist mein.““ Der Bursche sinkt nieder,

aber der Satanas packt ihn mit ſeinen Klauen und fährt mit der Beute zur Decke des Domes hinaus, da, wo man noch heutigen Tags zwei Fallthüren ſieht. Denn, ſo oft auch das Teufelsloch zugemauert ward, die Steine fielen immer wieder heraus.

Sieh, lieber Leſer, das ſind die grauſigen Geſchichten vom Dom in Magdeburg. Noch zur Stunde kannſt Du das Gitter, da wo der Unhold es hinſetzte, ſchauen. Betrachteſt Du das kunſtvolle Werk, denn das iſt es, genau, ſo wirſt Du finden, daß die größeren Stäbe hohl und ſo in einander gefügt ſind, daß, wenn in eine kleine Oeffnung Oel gegoſſen wird, es mittelſt einer Pumpe durch das ganze Gitterwerk getrieben werden kann, wo es aus einzelnen kleinen Oeffnungen wieder herausquillt und dadurch das Eiſen gegen Roſt ſchützt.

Schlage aber ein Kreuz, ehe Du es betrachteſt, denn der Teufel hat manchmal ſein Spiel noch jetzt.

Der Krötenring.

In Dessau hat einmal eine Fürstin von Anhalt gelebt — wann, ist nicht genau mehr zu sagen — aber ein drei bis vier Jahrhunderte mag es wohl her sein. Die befindet sich einstens in gesegneten Leibesumständen. Zum sichern Reifen ihrer Frucht hält sie es für nothwendig, ruhig und einfach zu leben, an den Schwausereien des lebenslustigen Fürsten, ihres Gemahls, keinen Theil zu nehmen, auch nicht zuzuschauen, wenn Ringelrennen, Turniere oder dergleichen an ihrem Hofe gehalten werden. Sie zieht sich ganz in ihre Kämmerlein zurück, und vermeidet Alles, was ihrer Frucht nachtheilig sein könne, damit sie nicht zum dritten Male den tiefen Kummer haben müsse, ihre Hoffnungen vereitelt zu sehen. Auch nicht mit an der Tafel des Hofes speist sie, wo

es ihr zu wild und ausgelassen zugeht, sondern allein mit einem Fräulein in ihrem Gemach.

Die Fürstin war eine gottesfürchtige, eine wirthliche Frau. Kein Bissen Brotes durfte weggeworfen, nichts, was bei ihrem Tische übrig blieb, den Hunden, sondern den Armen gegeben werden. Die Brosamen, die auf dem Tafeltuche lagen, mußte die Bedienung sorgfältig sammeln und jedes Mal aus dem Fenster des Gemachs, das in den Garten des Schlosses ging, werfen, um hier noch dem Gewürm in der Erde zur Nahrung zu dienen.

Unten in den Fugen der Grundmauer des alten Schlosses hauste nun schon lange eine Kröte. Diese verspürte gar bald, daß vor ihrer Wohnung Fütterung für sie zu finden sei, und sie sich nicht weit zu entfernen habe, Nahrung zu suchen. Sie wußte genau die Zeit, wann diese ausgestreuet ward, und erschien dann immer, sich zu sättigen.

Das dauerte wohl so ein sechs Monate, und hörte dann mit einem Male auf. Die hohe Frau war nämlich zur Freude des Landes von einem Prinzen glücklich entbunden, und nach verlaufenen sechs Wochen, und erfolgtem feierlichen Kirchgange, speiste sie nicht mehr allein in ihrem Gemach, sondern wieder mit ihrem Gemahl an der Familientafel.

Eines Abends wird ihr, als vor dem Schlafengehen ſie dem Säugling noch einmal die Bruſt reicht, gemeldet: es ſtehe vor der Thür ein altes verkrüppeltes Mütterchen mit einer Leuchte in der Hand, das wolle ſie ſprechen.

„Mich ſprechen, und ſo ſpät?“ fragt verwundert die Fürſtin. „Es iſt wohl eine Arme, die des Tages Licht ſcheut Hülfe zu ſuchen, und darum in der Nacht kommt.“

Sie greift in ihre Taſche, nimmt ein Geldſtück heraus, und giebt es der Wärterin des Kindes, die Nachts im anſtoßenden Gemach bei ihr iſt, dem alten Mütterchen es zu reichen.

Die Wärterin geht, kehrt aber bald zurück, ſprechend: „„Das alte Mütterchen will das Geldſtück nicht, bittet aber gar ſchön, Ihr möchtet ſie vor Euch laſſen, denn ſie habe mit Euch, hohe Frau, zu reden.““

„Nun, ſo laß ſie herein,“ erwiedert die Fürſtin.

Die Thür wurde geöffnet. Das verkrüppelte Mütterchen trat mit der Leuchte ein, und die Fürſtin entſetzt ſich baß vor dem gar zu mißgeſtalteten kleinen häßlichen Weibe.

„Was willſt Du?“ fragte die Fürſtin.

Die Alte machte einen tiefen Knix und ſprach:

„„Das ſollt Ihr hören, hohe Frau, aber nur Euch allein darf ich es ſagen. Dieſe da — ſie zeigte mit ihrer Krücke auf die Wärterin — muß fort.““

„Scheue Dich nicht,“ ſpricht die Fürſtin, „im Beiſein dieſer Pflegerin meines Kindes mir zu eröffnen, was Du begehrſt; es iſt eine verſchwiegene, treue Frau.“

„„So muß ich gehen und wiederkommen, bis ich Euch allein finde.““

Sie wollte gehen. Die Fürſtin aber ſprach: „Bleibe,“ und winkte der Wärterin ſich zu entfernen. Und als dieſe das Gemach verlaſſen, ſagte ſie, nicht ohne ängſtliche Erwartung was ſie vernehmen werde: „Sprich, wir ſind allein.“

Und das Mütterchen hub an: „„Mich ſendet meine Freundin, Frau Kröte, die hier unter Eurem Fenſter wohnt. Zuerſt ſoll viel Glück ich Euch wünſchen zu dem Sohne, den ihr geboren, dann Euch gar ſchön danken für die reiche Gabe, die ihr aus dem Fenſter Eures Gemachs zugekommen durch Ausſchütten der Broſamen Eures Tiſches.““

„Wer iſt die Frau Kröte, warum kommt ſie nicht ſelbſt?“ unterbricht des Mütterchens Worte die Fürſtin.

Aber das Mütterchen fährt fort, ohne darauf zu

antworten: „„Sie ſendet Euch hier durch mich, als ein Zeichen des Dankes für Eure Wohlthaten, dieſes güldene Ringelein und läßt Euch ſagen, Ihr möchtet das kleine Geſchenk ſorgſam bewahren, ja recht ſorgſam, hört Ihr! denn ſo lange ſolch Ringelein in Eurem Schloſſe ſich befände, werde der Stamm Eures Hauſes grünen; untergehen aber, wenn das Ring lein abhanden komme. Hört Ihr's, edle Frau: untergehen, wenn es abhanden komme. Auch möchtet Ihr darüber wachen, daß es nie aus Eurem Schloſſe nach andern Orten mit genommen werde, ſonſt entſtehe Feuer im Schloß. Verwahrt es daher wohl an ſicherm Ort, wo es unbetaſtet ruhig liegt, und keine frevelnde Hand es faſſen kann.““

Nach dieſen Worten ſetzte das Mütterchen die Leuchte auf den Boden, zog ein ledernes Beutelchen aus der Taſche, und nahm aus dieſem das Ringelein, das vielfach in kleine Lumpenſtücke eingewickelt war. Zierlich es anfaſſend mit den zwei erſten Fingern ihrer knöchernen Hand, naht es ſich der Fürſtin, ſprechend:

„„Empfangt, hohe Frau, hier das mir anvertraute, für Euch hochwichtige Ringelein.““

Die Fürſtin nimmt mit ängſtlichem Gemüth den güldenen, mit drei edlen Steinchen verzierten Ring.

Gern hätte ſie für dieſes ſchickſalsſchwere Zeichen von Erkenntlichkeit gedankt, denn welche Sorge ihr dadurch auferlegt ward, fühlte ſie ſogleich, fühlte aber auch, daß unabweisbar das Schickſal dieſe Laſt ihr auferlege. Sie nimmt daher das Ringelein an, legt es in ihr Schmuckkäſtlein und ſagt zu der Ueberbringerin:

„Ich nehme das theure Geſchenk der Frau Kröte dankbar an, und werde es ſorgfältig bewahren. Ehe Du aber geheſt, ſage mir: wer iſt die Frau Kröte, wo iſt ſie?“

Das Mütterchen nimmt die Laterne wieder zur Hand, macht einen tiefen Knix, und verläßt das Zimmer der Fürſtin, nichts erwiedernd auf jene Frage.

Die Fürſtin ſchüttelt baß den Kopf ob dieſer ſeltſamen Erſcheinung, ob dieſes Geſchenkes und der damit verbundenen Laſt der großen Sorgfalt ſeiner ſicheren Aufbewahrung. Zwar ſteigen Zweifel auf in ihrem Innern gegen die Wichtigkeit des Geſchenkes, die es für die Fortdauer ihres Hauſes haben ſolle, aber doch, meint ſie, müſſe für ſeinen ſichern Verſchluß geſorgt werden, da Gottes Hand hier mit walten könne. Das Ereigniß bringt ſie aber in ſolche Verſtimmung und Unbehaglichkeit, daß die ganze Nacht hindurch ſie nicht ſchlafen kann.

Mit freundlicher Miene tritt ſpät am andern Morgen der Gemahl in das Zimmer, die noch im Bett liegende Gattin herzlich begrüßend. Um ſolche Zeit ſie noch auf dem Ruhebette zu finden, fällt ihm auf, und mit Aengſtlichkeit fragt er: ob ihr nicht wohl ſei?

„Das nicht," erwiedert die Fürſtin, „aber eine ſeltſame Erſcheinung hat mich ſo aufgeregt, daß kein Schlaf in meine Augen kommen wollte."

Der Fürſt fragt verwundert, was geſchehen, und hört, nicht ohne große Spannung, der Erzählung der Fürſtin von der Erſcheinung am vorigen Abend zu.

„„Hm, hm,"" ſpricht er, „„das lautet allerdings ſeltſam. Zeige mir das Ringelein.""

Die Fürſtin reicht es hin. Er dreht es hin und her, reibt daran, haucht die edlen Steine an, dann ſpricht er: „„des Aufbewahrens iſt das Ringelein ſchon werth, denn gediegen und ohne Zuſatz iſt ſein Gold, die Steine auch edler Art. Ob an ſeinen ſteten Beſitz die Dauer unſeres Geſchlechts geknüpft ſei, will mir aber nicht glaublich erſcheinen, mag indeſſen dahin geſtellt ſein. Verſuchen will ich aber ſogleich, ob dem Kleinod die Eigenſchaft wirklich beiwohne, daß, wenn es aus unſerm Schloß gebracht werde, Feuer darin entſtehe.""

Die Fürſtin rieth ab von ſolchem Beginnen, und bat dringend, nicht dieſe Prüfung der Kraft des Ringelchens zu verſuchen. Es könne doch ſein, daß Wahrheit das Mütterchen geſprochen, und große Vorwürfe müſſe man ſich dann machen. Der Fürſt aber beharrt bei ſeinem Entſchluß, er will jeden Falles Ueberzeugung, ſteckt den Ring an ſeinen Finger, verläßt das Gemach der Fürſtin, und hört nicht auf den wiederholten Nachruf derſelben: „Thue es nicht, thue es nicht!"

Die Roſſe ſtanden ſchon geſattelt auf dem Schloßhofe, denn der Fürſt wollte hinaus in den Forſt, ein Stück Wild zu erlegen. Doch ehe er ſie beſteigt, befiehlt er, daß man viele Eimer mit Waſſer herbeibringe, und ein Haufe ſeiner Diener dabei verweile, im Fall ein Feuerunglück entſtehen ſollte. Sein Obermundſchenk fragt verwundert nach der Urſache dieſer Beſorgniß, dem erwiedert er: daß in voriger Nacht ihm geträumt, es werde heute Feuer im Schloſſe entſtehen.

Der Fürſt ſetzt ſich zu Pferd, reitet zum Schloßthor hinaus, und der Obermundſchenk ſchüttelt bedenklich den Kopf, daß ſein Herr, der kaum an den lieben Gott glaube, nun gar auf Träume baue, ordnet aber an, daß nach deſſen Willen Waſſer herbeigebracht werde, und das Hofgeſinde ſich dabei aufſtelle.

Der Fürſt iſt noch keine Viertelſtunde von ſeinem Schloſſe entfernt, da ſieht ſich von ſeiner Begleitung Einer um, und gewahrt ſtarken Rauch aus einem Seitenbau des Schloſſes aufſteigen. Er achtet es Anfangs nicht. Als er nach einem Weilchen wieder umblickt und der Qualm dichter und ſtärker aufſteigt, macht er den Fürſten darauf aufmerkſam. Dieſer wendet ſein Pferd, erblickt die Rauchwolke und auch Flamme, ruft aus: „bei Gott! das Weib hat Recht," und ſprengt ſogleich nach dem Schloß zurück. In größter Beſtürzung findet er das ganze Hofgeſinde, und herbei eilen die Bürger von Deſſau, zu löſchen.

Er ſpringt vom Pferde, eilt in das Gebäude und dahin, wo das Feuer iſt. So wie er ſich der Flamme naht, verliſcht, zum Erſtaunen der Löſchenden, augenblicklich die Flamme. Der Brand iſt zu Ende. Eben ſo überraſcht iſt der Fürſt, der dieſes Wunder nur der Einwirkung des Ringeleins, das er am Finger trägt, zuſchreibt.

Die Fürſtin findet er halb ohnmächtig. „O mein Gemahl," ruft ſie ihm entgegen, „welch Schrecken haſt Du mir bereitet! Hätteſt Du meiner Warnung gefolgt. Ich bat Dich doch ſo ſehr darum. Nun haſt Du den Glauben in die Hände bekommen, daß die Worte der

Alten Wahrheit ſind, daß ein unſichtbarer Geiſt durch ſie ſprach. Jetzt wirſt Du auch daran glauben, daß am Beſitz des Ringleins das Schickſal unſeres Geſchlechtes geknüpft iſt."

Der Fürſt bejaht dies, verſpricht die ſorgfältigſte Aufbewahrung des Kleinods, verſchließt das Ringelein in ein Käſtchen von hohem Werth, und trägt es ſelbſt in das Gewölbe, worin das Archiv des Hauſes aufbewahrt wird. Hier verſchließt er es noch in eine eiſerne Kiſte und führt den Schlüſſel dazu ſtets bei ſich.

So wohl verwahrt, iſt das Ringelein fortgeerbt auf Enkel und Urenkel, und immer im Schloſſe zu Deſſau verblieben, wo es noch bis auf den heutigen Tag, wenn auch nicht im Glauben an ſeine von der Sage daran geknüpfte Wichtigkeit, doch als ein Alterthumsſtück aus früheſter Zeit ſich befindet.

Die Teufelsleiter.

Im deutschen Sagengau — wie man das Rheinthal von Rüdesheim bis zum Drachenfels nennen könnte — da stehen auf Höhen und Bergesgipfeln der Reste viele von Wohnsitzen alter ritterlicher Herrn. Hier horsteten diese Adler, schossen herab auf Beute, die unten auf der Straße vorüberzog, oder auf dem breiten Strome, und schleppten das Geraubte hinan auf ihre sichern Vesten, wo es wild und roh herging, edle Gefühle ihnen fremd waren, wenn schon sie edle Geschlechter sich nannten. Rauben, Zechen und Jagen, das war ihr Element, und nur wer das recht eifrig mit trieb, hieß ein wackerer Kämpe, ein echter Haudegen.

Ein solcher hauste auch auf einer Burg über dem Flecken Lorrich. Jetzt findet man von dieser kaum

noch eine Spur, aber daß ihr Herr Sibo hieß, das weiß man. Ein unfreundlicher, barſcher Mann war dieſer Ritter Sibo, wild und herzlos, nahm lieber als er gab, und nur an ſeinem einzigen Töchterlein hatte er Freude.

Da kommt einſt ein armes altes Männchen hinan zu ſeiner Burg, klopft an die Pforte und bittet um Einlaß und Herberge; die Nacht ſei ſtürmiſch und kalt, ſagt es; es könne in der Finſterniß ſein Dorf nicht mehr erreichen. Man meldet's dem Herrn. Der aber fährt barſch auf den Diener los: „Nichts da, meine Burg iſt keine Herberge für ſolch Bettelgeſindel. Fort damit.“

Der Diener überbringt dem Männlein dieſe Antwort ſo mild als möglich, denn er iſt beſſer geſinnt als ſein Herr. Da weint das Männlein und jammert und fleht, ſeine Bitte nochmals dem Herrn ans Herz zu legen, es könne nicht weiter, ſei ſchwach und alt, verlange ja nichts als Nachtlager auf Stroh.

Der Diener geht, ſucht den Herrn zu erweichen, aber umſonſt. Mit derben Schimpfreden wird er angelaſſen, und ihm befohlen, den Bettler ſogleich fortzuſchaffen. Er muß gehorchen, und das Männlein

geht, aber im Gehen brummt es in seinen grauen Bart die Worte: „Das will ich Dir gedenken, Herr Sibo!“

Andern Tags, als Herr Sibo sich zum Essen setzen will mit seinem Töchterlein Thaide, ist dieses nicht da. Er befiehlt es zu rufen, aber der Diener kehrt nach langer Weile mit der Nachricht zurück: das Kind sei nirgends zu finden. Da schreckt Sibo heftig zusammen, sendet schleunig Boten aus nach allen Winden, setzt sich auf sein Roß und sprengt hinaus, das liebe, gute, zwölfjährige Mägdlein, an dem seine ganze Seele hängt, selbst mit aufzusuchen. Aber nichts findet er, und alle Boten kehren zurück, ohne nur eine Spur entdeckt zu haben, wohin das Kind gerathen sein könne. Herr Sibo ist außer sich vor Gram, flucht und tobt aber dabei, und läßt des Kindes Wärterin ins Burgverließ stecken, ob ihrer vernachlässigten Aufsicht. Angst und Besorgniß lassen ihm aber keine Ruhe in der Burg. Er sprengt gegen Abend wieder hinaus zu kundschaften und zu spähen. Da trifft er einen Hirtenknaben an, der am Felsen sitzt und seine Ziegen weiden läßt. „He, Bursche,“ redet er ihn an, „hast Du kein Mägdlein gesehen?“

„„O ja,““ antwortet der Hirt.

„Wo, wann, wo iſt's?“ fährt Sibo mit fröhlicher Haſt auf ihn ein.

„„I nun,““ ſpricht der Hirt, „„das war dieſen Morgen in der Frühe; da ſah ich ein Mägdlein da drüben am Fuße des hohen Kedrichs, das pflückte Blumen, und wie es ſo im beſten Pflücken iſt, da ſind mit einem Male vier kleine graue Männlein da, und kommen auf das Kind zu. Das erſchrickt, will fortlaufen, aber die Männchen halten es, ſchleppen es den ſteilen Kedrich hinan, und das ſo ſchnell, als gings auf ebener Erde. Das ſind gewiß die böſen Berggeiſter geweſen, die im Kedrich wohnen. Die ſind gar zornig, wenn man ſie reizt, und thun einem lauter Schabernack an.““

„Bube, iſt das wahr?“ ſchreit Sibo heftig dem Hirten entgegen.

„„Das iſt wirklich wahr,““ verſetzte dieſer; „„warum ſollte ich lügen?““

Der Ritter ſenkt ſchwermüthig den Blick zur Erde. Er gedenkt des grauen Männchens, das Einlaß in ſeine Burg begehrte, und gewiß einer der Berggeiſter geweſen ſei. Er weiß, daß dieſe gute Werke belohnen, ſchnöde Worte grauſam beſtrafen, und da wird es ihm klar, daß die Entführung ſeiner Thaide die Rache ſei,

welche das Männchen an ihm nehme, weil er es an der Burgpforte abweisen lassen. Tief seufzt er, aufwärts sehend, und da erblickt er zu seinem Schrecken und Entsetzen sein Kind auf der Spitze des hohen Kedrichs, wie es verlangend die Händchen nach ihm ausstreckt. Das zerreißt sein Herz. Er weint laut, der barsche rohe Mann, dem noch keine Thräne aus dem Auge getröpfelt war, und sprengt sogleich nach der Burg zurück. Hier versammelt er alle seine Reisigen und Knappen, erzählt, was er gesehen und gehört, und fragt: ob einer unter ihnen sei, der es wage, die Höhe des Kedrichs zu erklimmen, sein Kind ihm wieder zu bringen. Alle sind bereit dazu. „Nun," spricht er, „wer mir mein Kind wiederbringt, dem lohne ich mit Gold reichlich, den schlage ich zum Ritter."

Die ganze Schaar, es waren ihrer zwölf, zieht früh am andern Morgen jubelnd hin zum steilen Kedrich, denn der Preis war lockend, und Jeder gedenkt ihn zu erhalten. Sie beginnen an den steilen Felsen sich hinan zu arbeiten ein gutes Stück; aber da beugt sich vor ihren Augen eine Felsenplatte über sie her, droht sie zu erschlagen, und sie müssen wieder hinab. Sie machen einen neuen Versuch an einer andern Stelle, aber auch da löst sich ein Felsstück vom

Berge, ſteht wie eine hohe Mauer vor ihnen, und ſie können nicht weiter. Zum dritten Male verſuchen ſie die Erſteigung wieder an einer andern Stelle, aber hier geht es ebenſo. Ritter Sibo iſt zugegen, ſieht das Alles mit an, knirſcht vor Wuth, befiehlt, Werkzeug herbeizuholen und einen Weg in den Felſen hinein zu hauen. Das Werkzeug wird geholt, und es beginnt ein Hacken und Picken, daß die Feuerfunken umher ſpringen. Kaum aber iſt man in beſter Arbeit, ſo rollen Felsſtücken, große und immer größere den Berg herab, und Alle müſſen fliehen, nicht erſchlagen zu werden. Da ſieht Herr Sibo, daß er nichts ausrichten kann gegen die Macht der kleinen Berggeiſter. Traurig reitet er nach ſeiner Burg zurück. Verdrüßlich, den ausgeſetzten Preis nicht erlangen zu können, folgen ihm die Knappen. Da ſchreit eine Donnerſtimme vom Kedrich hernieder: „So vergelten wir die Gaſtfreundſchaft auf Deiner Burg!“

Den Kopf in die Hand geſtützt, ſitzt Herr Sibo in ſeinem Gemach, nachdenkend, was nun zu thun ſei, das Kind den Händen der Berggeiſter zu entreißen. „Das ſehe ich nun wohl,“ ſpricht er, „mit Gewalt iſt hier nichts zu machen. Ich werde mich an die

Kirche wenden müſſen, ſo ungern ich auch mit dieſer etwas zu thun haben mag. — Der Burgkaplan ſoll kommen," ruft er. Der kommt. Sibo erzählt ihm Alles, was geſchehen iſt, und was er hat thun laſſen, dann fährt er fort: „Nun, Pfaffe, mußt Du mir helfen. Bete, flehe zu Gott, daß er helfe; ſag' ihm, er müſſe helfen; ich hätte ja noch nie etwas von ihm verlangt, werde ihm auch ſo bald nicht wieder kommen, aber nur dieſes Mal müſſe er helfen. Lies Meſſen den ganzen Tag; ich will den Kirchen, den Klöſtern opfern, was Du begehrſt; will Arme ſpeiſen, kein Bettler ſoll abgewieſen werden. Ich will, was ich nie that, meine Knie beugen am Altare, brünſtig beten zum Himmel, faſten und mich kaſteien, will ſanft ſein und gut, — wenn ich nur mein Kind wieder erhalte."

Der Pfaffe ſchmunzelt nicht wenig im Innern ob der Ausſicht reicher Gaben für die Kirche und nebenbei für ſeine Taſche, während er äußerlich, in frommen Geberden, den tiefſten Antheil am Unglücke Sibo's zeigt, und mit ernſter Haltung und andächtiger Miene verſichert, alle Mittel der Kirche auf das kräftigſte wirken laſſen zu wollen, um Gottes gnädigen Beiſtand zur Erfüllung der Bitte zu erlangen. Aber ſo

viele Meſſen auch der Pfaffe lieſt, ſo große Gaben auch der Ritter der Kirche, den Klöſtern, den Armen opfert, nirgends zeigt ſich Hülfe noch Rath. Thaide iſt und bleibt in Gewahrſam der grauen Männchen auf dem Kedrich.

An Pflege und guter Wartung laſſen dieſe es dem lieben Kinde nicht fehlen. Sie bauen ihm eine Wohnung unter einem ſchützenden Felſenabhange, pflanzen rankende Gewächſe dran, die mit ihrem Grün das Häuschen decken, aus welchem duftende Kelchblumen hervortreiben, und im Innern, da zieren ſie es aus mit Muſcheln, bunten Steinchen, Korallen und Kryſtallen. Das flimmert und flammt Abends beim Kerzenſchein, und Thaide hüpft und ſpringt in ihrem Schlößchen luſtig herum. Die Weiblein der grauen Männchen nähen ihr Kleider, putzen ſie mit Halsſchmuck und edlen Steinen, mit goldenen Armſpangen; durchflechten ihr das blonde Haar mit ſilbernen Kettchen, ſingen ihr Liedchen vor, ſpielen mit ihr, erzählen ihr wunderbare Mährchen, und reichen ihr dabei Milch und Honig und köſtliche Früchte. Beſonders gut meint es mit Thaide eines der ältern Mütterchen. Das thut dem Kinde alles zu Liebe und Gefallen, was es ihm nur am Auge abſehen kann, raunt ihm auch zum

Oefiern zu, wenn es niedergeſchlagen iſt, nach dem Vater verlangt: „Geduld, Thaidchen; ich bereite Dir einen Brautſchatz, wie keine Königstochter ihn erhält.“ Kurz, Thaide vergißt je länger je mehr die Vergangenheit, iſt heiter und vergnügt, wird groß und ſchön, und Wochen, Monde und Jahre verfliegen ihr ſchnell.

Nicht ſo geht's Ritter Sibo. Immer mehr ſchwindet ihm die Hoffnung, ſein Töchterchen wieder zu erhalten. Gebeugt von Gram ſchleicht er umher, läßt ab von ſeinem wilden Leben und Herumtreiben, hat keine Gelage mehr in ſeiner Burg, kniet aber täglich eine Stunde vor dem Mutter-Gottes-Bilde, flehend um Erlöſung ſeines Kindes. Sein einziger Troſt iſt ihm die Gewißheit, daß Thaide lebt und wohl iſt, denn er ſieht ſie früh und Abends, wenn er nach dem hohen Kedrich ſchaut, wie es da herumſpringt und mit den Händen ihm zuwinkt, das liebe Kind.

Vier volle Jahre waren verfloſſen, ſeit die Bergmännchen Thaiden entführten, und der Vater, mürbe durch das harte Geſchick, das weder Toben noch Raſen, noch Faſten, Beten und Opfern ändern, ergiebt ſich drein, daß ſeine Tochter für ihn auf immer verloren ſei, nur aus der Ferne er ſie ſehen, nie aber wieder an ſeine Bruſt ſie drücken werde.

Da kommt aus dem Ungarlande Ritter Ruthelm zurück auf seines Vaters Burg, die nur eine Stunde von der des Ritters Sibo liegt. Vier Jahre ist er in der Fremde gewesen, hat wacker gefochten gegen die Ungläubigen, und kehrt nun mit Ruhm und Ehre heim. Die erste Freude des Wiedersehens der Aeltern und Geschwister ist kaum vorüber, so erkundigt sich der nach Thaide, meinend: Das müsse nun eine schmucke Dirne sein, denn ein schönes Kind sei es gewesen, als er nach dem Ungarlande gezogen, und oft habe er ihrer gedacht, ihr liebes Bild im Herzen sorgsam bewahrt. Da erzählt der Vater ihm von dem Schicksale Thaidens, erzählt, wie alle Mittel und Opfer des Vaters, das Kind wieder zu erhalten, vergebens gewesen, trauernd und vom Gram erdrückt, der sonst so wilde rauhe Mann jetzt umherschleiche und den Tod sich wünsche. Mit Verwunderung und Mitleid hört Ruthelm die traurige Begebenheit, und augenblicklich reift in seinem Innern der Entschluß, Thaiden zu befreien aus den Händen der Bergmännchen, es möge kosten was es wolle.

Tags darauf theilt er diesen Beschluß seinem Vater mit. Der aber schüttelt bedenklich den Kopf, meinend: wo die Macht der Kirche, wo Opfer und Messen nichts

ausgereicht, da möchte auch er wohl vergebens ſich mühen. Aber der rüſtige Jüngling läßt nicht ab von ſeinem Vorhaben, weiſt alle Bedenklichkeiten des Vaters zurück, eilt ſelbigen Tages noch hinüber zum Ritter Sibo, und eröffnet dieſem, was er zu thun beſchloſſen.

Sibo's Antlitz erglänzt vor Freude bei dieſer unerwarteten Mittheilung des jungen, blühenden Ritters, die in ihm neue Hoffnungen zum Wiederbeſitz Thaidens erweckt. Er drückt Ruthelm an ſeine Bruſt und ſpricht: „Ruthelm, bringſt Du mein Kind mir wieder, ſiehe, ſo gebe ich Dir Alles was ich habe, alle meine Burgen, meine Güter; ja, mein Kind gäbe ich Dir zum Lohn, verlangteſt Du es zum Weibe. Nur fürchte ich, Dein Mühen wird vergebens ſein, wie das meine."

„„Sibo,"" erwiedert Ruthelm, „„Euer Eidam ſoll ich werden, wenn ich Thaiden errette? Wohl, den Preis nehme ich an, um ſolchen Lohn kämpfe ich gegen Drachen und Zwerge. Eure Güter und Burgen aber verlange ich nicht, deren hat mein Vater auch. Thaide, nur Thaide ſei mein Lohn.""

„Du edler, lieber Jüngling," ſpricht Sibo; „aber wie willſt Du das große Werk beginnen, wie ankämpfen gegen die Allgewalt der Bergmännchen da oben?"

„„Das weiß ich ſelbſt noch nicht, Vater Sibo, laßt mich nur gewähren.““

Sofort eilt er hin an den Fuß des hohen Kedrichs, auszuſpähen, von wo dieſer am beſten zu beſteigen ſei. Aber ſo emſig er auch forſcht und ſucht, ſo wird ihm doch bald die volle Ueberzeugung, daß ohne Zauberkräfte, oder ein Einverſtändniß mit den Bergmännchen, eine völlige Unmöglichkeit es ſei, an den ſteilablaufenden Felswänden hinan zu klimmen. Nachdenkend wirft er ſich nieder unter einem Baum, und, gelehnt an den Stamm, ſinnt er hin und her, wie er es wohl anzufangen habe, zum Ziele zu gelangen, und ob es nicht möglich ſei, die Bergmännchen für ſich zu gewinnen. So denkt und denkt er, und — ſchläft ein.

Zwei Stunden mochten verſtrichen ſein, da erweckt ihn der Ausruf ſeines Namens. Er ſchlägt die Augen auf und ſieht neben ſich ein kleines graues Männchen ſtehen, das ſpricht: „Herr Ritter, Ihr habt gehört von der ſchönen Thaide, Sibo's Tochter, die da oben bei uns auf dem Kedrich wohnt, ſeid gekommen, ſie ihrem Vater wieder zu bringen, der ſie Euch zum Weibe zugeſagt.“

„„Woher weißt Du das?““ fragt verwundert der Ritter.

„Ich und die Meinen, wir wiſſen Alles, was hier vorgeht und uns betrifft, auch die geheimſten Gedanken der Menſchen. Seht, Thaide iſt meine Pflegetochter ſeit vier Jahren. Es iſt eine ſchmucke Dirne, und wenn Ihr ſie zur Braut haben wollt, ſo dürft Ihr ſie nur abholen.“

„„Wie, iſt's möglich!““ ruft Ruthelm aus, und erhebt ſich erſtaunend. „„Haſt Du mich zum Beſten, oder ſprichſt Du Wahrheit?““

„Ich rede die Wahrheit, hier meine Hand. Zwar bin ich gegen Euch ein Zwerg, aber mein Wort iſt ein Rieſe, ſteht feſt wie der Fels, auf dem wir leben. Ihr ſollt die Jungfrau haben, denn Ihr ſeid ihrer werth, doch, — wohlgemerkt — wenn der Weg zu ihr Euch nicht zu gefährlich erſcheinen wird. Der Preis iſt aber wahrlich der Mühe und Gefahr werth, denn ein Mägdlein wie Thaide, ſo ſchön, ſo verſtändig, ſo züchtigen Weſens, giebt es im ganzen weiten Rheingau nicht mehr.“

Als das Männchen ſo geſprochen, huſcht es ins Gebüſch und iſt fort.

Ruthelm ſteht verwundert, weiß nicht was er davon denken ſoll, daß das Männchen in dem Augenblicke ſich entfernt, wo er von ihm zu erfahren hofft,

wie er zu Thaiden kommen könne. Er wartet und wartet, aber das Männchen erſcheint nicht wieder. Da iſt's ihm klar, daß es ihn hat foppen wollen, und ärgerlich darüber, will er ſchon nach Sibo's Burg zurückkehren, blickt aber erſt nochmals den hohen Kedrich hinan und ruft tief ſeufzend aus: „Ach, wer doch Flügel hätte!“

„„'s geht auch ohne Flügel.““ ſpricht eine feine Stimme hinter ihm.

Ruthelm dreht ſich um, und da ſteht ein altes, kleines Weibchen, das nickt ihm freundlich zu und ſpricht:

„Was mein Bruder eben mit Dir geſprochen, habe ich gehört, und will Dir nun noch mehr ſagen. Sieh, ihn hat Ritter Sibo durch ſeine Hartherzigkeit, mit der er ihn einmal vor ſeiner Thür wegweiſen ließ, gar gröblich beleidigt. Zur Strafe entführte er ihm ſein Töchterlein, und behielt es vier Jahre lang. Jetzt will er die Strafzeit zu Ende gehen laſſen, die Stunde der Erlöſung Thaidens ſoll nahen. Mir wird es ſehr wehe thun, von ihr mich zu trennen, denn Thaide iſt ein gar feines, ſittſames Mägdlein, fromm und mildthätig, weiſt Niemand ab, der um eine milde Gabe ſie anſpricht. Ich habe ſie gar lieb gewonnen, wie eine Tochter, und mag ihr wohl gönnen, daß ein

wackerer Rittersmann, wie Du, zur Hausgenoſſin ſie erkieſe. Da nun mein Bruder ſie Dir als Braut zugeſagt, und Du ein braver Rittersmann biſt, ſo ſoll ſein Wort in Erfüllung gehen, denn wenn wir unſer Wort geben, ſo halten wir es auch. Hier, nimm dieſes ſilberne Glöckchen, gehe damit hinüber ins Wisperthal, wo Du einen alten abgebauten Schacht findeſt. An der Oeffnung deſſelben ſteht eine Buche und eine Tanne, die in einander verwachſen ſind. An dieſe halte Dich feſt, beuge Dich hinab nach des Schachtes Oeffnung und läute dreimal mit dem Glöckchen. Im Schachte wohnt mein jüngerer Bruder. Wenn dieſer des Glöckchens Ton hört, wird er alsbald aus dem Schachte zu Dir heraufgeſtiegen kommen, denn das Glöckchen iſt das Zeichen, daß ich Dich ſchicke. Fragt er, was Dein Wille ſei, ſo bitte ihn, er möge Dir eine Leiter machen ſo hoch wie der Kedrich, auf welcher Du ſicher hinaufſteigen könnteſt auf ſeine Höhe zu Deiner Braut. Haſt Du nun den Muth, dies Wageſtück zu unternehmen, ſo wird Thaide die Deine ſein.“

Ruthelm's Auge erglänzte vor Freude, und jauchzend rief er aus: „„Ich ſteige hinan, und wäre der Felſen zwei Mal ſo hoch als er iſt.““

„Nun denn, glückliche Reiſe. Oben auf dem Kedrich ſehen wir uns wieder.“ Sprach's, und verſchwand im Gebüſch.

Die Nacht iſt unterdeſſen hereingebrochen, und der Ritter kehrt nach Sibo's Burg zurück, erzählend dieſem, was ſich begeben, und hocherfreut ſitzen Beide bis tief in die Nacht hinein, jubelnd beim Becher mit Wein.

Kaum röthet ſich der Himmel, ſo iſt Ruthelm auch ſchon auf dem Wege nach dem Wisperthal. Er ſucht und ſucht nach dem verlaſſenen Schachte, kann ihn aber nicht finden. Endlich erblickt er in der Ferne die brüderlich in einander verſchlungenen Bäume. Raſch eilt er dahin, und, zu ſeiner großen Freude, findet er bei ihren Stämmen das Schachtloch. Mit der einen Hand hält er ſich an den Bäumen, bückt ſich und läutet mit dem Glöckchen ein Mal, zwei Mal, drei Mal. Kaum iſt es zum dritten Male erklungen, da ſieht er in der Tiefe ein Grubenlicht, das immer höher und höher herauf kommt, und endlich ſteht mit dem Lichte ein kleines graues Männchen vor ihm, freundlich fragend, was ſein Begehren ſei.

Ruthelm trägt ſeine Bitte ihm vor, hinzufügend, daß er ſolche auf das Geheiß der Schweſter wage.

Das Männchen ſpricht: „Das weiß ich, denn ſonſt wäre das ſilberne Glöckchen nicht in Deinen Händen. Deine Bitte ſei Dir gewährt. Die Leiter werde ich beſorgen. Morgen früh mit Tages Anbruch ſei am Fuße des Kedrichs, da wirſt Du die Leiter für und fertig angelehnt an den Kedrich finden. Sei guten Muths und vertraue auf uns Graumännchen.“

Schön dankt Ritter Ruthelm, giebt dem Männchen auf Verlangen das ſilberne Glöckchen zurück, und eilt wieder auf Sibo's Burg, dem Vater weitere Nachricht mitzutheilen.

Als Ruthelm fort iſt, klingelt das Männchen drei Mal in den Schacht hinein. Im Hui ſteigt ein ihm gleich großes Männchen aus der Tiefe herauf, ſpricht mit jenem, ſteigt wieder hinab, und augenblicklich kommen aus dem Schacht an die zweihundert kleine graue Männchen. Jedes hat ein Handwerkſtück, ein Beil, eine Axt, eine Säge, einen Bohrer, Hammer, Hobel, Stricke, oder ein Bündel Nägel. Nun geht es an ein Umhauen und Umſägen der umſtehenden Bäume, an ein Zerſchneiden, Zuzimmern und Zubauen, ein Behobeln, Schnitzeln und Nageln und Hämmern. Es iſt ein Regen und Leben, ein Klappern und Praſſeln und Rennen durch einander, und doch iſt keins dem andern

im Wege, alle arbeiten in gröſter Ordnung ſich in die Hand. Mit jeder Stunde mehren ſich die Leiterſproſſen und Seitenwangen zu Leitern, die, zuſammengeſetzt, die Rieſenleiter immer mehr anwachſen laſſen, und nach vier Stunden liegt dieſe fir und fertig da. Nun werden Stricke daran befeſtigt, alle ſpannen ſich davor und ziehen ihr Machwerk durch das Wisperthal bis hin an den Fuß des Kedrichs. Da wird von ſeiner Höhe ein Seil herabgelaſſen, das die Männchen an der letzten Sproſſe der Leiter befeſtigen, und nun wird dieſe von oben angezogen, richtet ſich auf, von den Männchen wird unten nachgeholfen, und bald ſteht das Ungeheuer von Leiter aufgerichtet am Kedrich, reichend bis an deſſen höchſten Punkt.

Das Werk iſt vollbracht. Das ganze Graumännchencorps eilt durch das Wisperthal zurück und verſchwindet im Schacht.

Ruthelm hat auf Sibo's Burg keine Ruhe vor Freude und Hoffen. Die Stunden ſchleichen ihm nur zu langſam, und hätte nicht Sibo ihn zurückgehalten, er wäre gern hin geeilt auf eine Höhe, von der man in das Wisperthal ſchauen konnte, um zu ſehen, ob und was die Kleinen beginnen. „Denn," ſpricht Jener, „da die Kleinen Alles wiſſen, ſo könnten ſie es wohl

übel aufnehmen, wenn Du ſie belauſchteſt, verließen vielleicht gar ihre Arbeit.“ Ruthelm bleibt daher. So vergeht endlich der Tag, und Ruthelm verträumt die Nacht auf ſeinem Lager, umgaukelt von lachenden Bildern der Zukunft.

Aber mit dem erſten Hahnengeſchrei iſt er ſchon wach; und kaum dämmert es in Oſten, und kaum ſind nur erſt die Kuppen der umliegenden Höhen erhellt, die Thäler noch tief in Schatten der Nacht gehüllt, da tritt Ruthelm auf den Söller, verſinkt in andächtiges Ueberſchauen der Natur, und betet. Sibo tritt hinzu. Auch er betet, ſtill nach der ſich röthenden Himmelsgegend hingewendet. Unten im Dörfchen ertönt das Morgenglöckchen, ſchlägt dreimal an. Da ſpricht Sibo: „Nun mein Sohn, gehe, beginne Deine große Reiſe, und kehre glücklich wieder mit meinem Kinde, Deiner Braut. Gott ſei mit Dir!“ Sie reichen ſich die Hand, und Ruthelm eilt den Burgberg hinab.

Bald ſteht er am Fuße des Kedrichs, und ſtaunt ob der ungeheuren, himmelhohen Leiter, die, mit Ketten befeſtigt, am Berge lehnt. Ein leichter Schauer überfällt ihn, als ſein Auge an den zahlloſen Sproſſen hinanläuft, und die letzte derſelben auf ſchwindelnder Höhe er erblickt. Aber er rafft ſich zuſammen, und

mit dem Ausruf: „Sieg oder Tod!“ beginnt er die gefährliche Wanderung.

Anfangs steigt er langsam und zaghaft; doch je höher er steigt, desto beherzter fühlt er sich, und achtet nicht des zunehmenden Schaukelns und Schwankens des Ungeheuers von Leiter. So geht es höher und immer höher, Tausende von Sprossen hinan, und tiefer und tiefer sinkt unter ihm des Thales Grund.

Die Sonne wirft eben ihre ersten Strahlen auf den Gipfel des Kedrichs, da tritt er von der letzten Sprosse auf den festen Grund des Felsens. Seine Knie zittern vor Ermattung, er sinkt nieder, und beugt mit gefalteten Händen sich tief zur Erde, Gott dankend, daß er glücklich die Gefahr überstanden. Als er sich aufrichtet, sieht er um sich einen Kreis geschlossen von grauen Männchen und Weiblein, alle grüne Zweige in der Hand haltend. Sie stimmen ein Lied an und tanzen, verbunden durch lange Blumengewinde, um ihn herum. Am Schlusse des Liedes umwinden sie ihn damit, und führen den erstaunten und freudetrunkenen Ritter nach einer hinter Gebüsch versteckten Rosenlaube. Und was erblickt Ruthelm hier? Thaiden, schlummernd noch auf weichem Moose, und neben ihr sitzend ein Weiblein, wie es den Fliegen wehrt, die

holde Schläferin nicht zu ſtören. Unbeweglich bleibt er ſtehen, von freudiger Ueberraſchung ergriffen und trunkenen Blickes verſunken im Anſchauen des ſchlummernden Engels. Entzücken und Wonnerauſch liegen in ſeinem Antlitz, denn ſo ſchön hat er ſich Thaiden nicht gedacht. Nicht ſieht er, was um ihn vorgeht, nicht, daß Hunderte des grauen Völkchens Zeugen ſeines Entzückens ſind. Da unterbricht endlich dieſe ſtille Scene das Graumännchen, das zuerſt Ruthelm am Fuße des Kedrichs erſchien. Es tritt aus der Menge zu Thaiden hin, ergreift deren Hand, ſprechend: „Thaide, erwache!“ Da thut ſich der Himmel ihrer blauen Augen auf. Staunend ſieht ſie ſich um, bald Ruthelm, bald ihre Wärterin anblickend, nicht wiſſend, was das heiße, und wie ſie deuten ſoll, was ſie ſieht.

Das Graumännchen ſpricht weiter, auf Ruthelm zeigend: „Dies Dein Befreier, Ritter Ruthelm. Mit Lebensgefahr hat er es gewagt, zu Dir zu gelangen, um Dich abzuholen, Deinem Vater Dich zurückzubringen, und dann als Braut Dich heim zu führen in ſeine Burg.“

Ein hohes Roth überfliegt die Wangen der Jungfrau; Ruthelm aber, überſtrömt von Gefühlen der Freude und Wonne, läßt ſich nieder auf ſein Knie,

ergreift Thaidens Hand, führt ſie an ſeine Lippen, und ſagt ihr mit höchſter Zärtlichkeit: daß er gekommen ſei, von ihren Feſſeln ſie zu befreien, zu ihrem Vater ſie zurückzubringen.

Thaide ſpringt auf. Sie weiß nicht, wie ihr geſchieht; ſie vermag nicht zu reden; ſie lacht, ſie weint vor Freude. Endlich drängen ſich aus ihrer beklemmten Bruſt die Worte, die ſie, die gefalteten Hände gen Himmel erhoben, laut ausruft: „Gott, ich ſoll meinen Vater wiederſehen! ich Ueberglückliche!“

Nun ſpricht das Graumännchen wieder: „Nimm ſie hin, Ritter, die Du mit Lebensgefahr ſuchteſt und fandeſt; ſei glücklich mit der holden Jungfrau, meinem lieben Pflegekinde, von dem mit Schmerzen ich mich trenne. Vergeßt aber Beide nie des Armen; weiſt keinen Hülfeſuchenden ab, dann wird der Segen des Himmels Euch, Euern Kindern und Kindeskindern werden.“

Der Ritter, ergriffen von dieſen väterlichen Worten, reicht dem Männchen die Hand und ſpricht: „Habe Dank für Deine gute Lehre, ich werde ſie nie vergeſſen, mein Lebelang befolgen.“

Jetzt wendet ſich das Männchen zu Thaiden, ſprechend: „Zwar hat Dein Retter ſchon Großes gethan um Dich, meine Tochter, hat ſein Leben gewagt, aber noch iſt

ſeine Prüfung nicht vollendet, noch nicht ganz der Preis von ihm errungen. Auf dem Wege, den er zu uns heraufkam, muß er wieder zurück. Hat er das, dann iſt ſeine Prüfung vollendet. Dich aber werde ich auf einem bequemeren Wege hinab geleiten."

„„Ich füge mich Deinem Willen,"" erwiedert Ruthelm, reicht Thaiden noch einmal mit liebevollem Blick die Hand, wendet ſich dann zu den verſammelten Graumännchen, ruft ihnen einen Dank und ein Lebewohl zu, und beginnt nun die Rückreiſe auf der großen Leiter.

Fröhlichen Muthes, ſonder Furcht und Zagen, beſteigt er dieſe, ſchreitet rückwärts von Sproſſe zu Sproſſe, achtet nicht des Schwankens, fühlt keine Beängſtigung beim Blick in die ſchwindelnde Tiefe, und langt glücklich am Fuße des Kevrichs wieder an.

Während dem iſt Thaide, vom Graumännchen und deſſen Schweſter auf einem im Innern des Berges ſich hinabwindenden Pfade geleitet, auch unten angekommen, und durch einen verborgenen Ausgang ins Freie getreten. Hier fliegt ſich das liebende Paar entgegen, und Ruthelm drückt ſeine Braut im höchſten Entzücken an ſeine Bruſt. „Nun biſt Du auf ewig die Meine," ſpricht er, „nun trennt uns nur der Tod."

Zum Abſchiede reicht das Grauweibchen Thaiden

ein ſauberes Käſtchen von verſteinertem Palmenholzt, angefüllt mit köſtlichen Edelſteinen und Perlen, worunter, an eine Schnur beſonders gereiht, drei Perlen von der Größe eines Lerchenneſtes. „Nimm dies, mein Kind,“ ſpricht ſie, „es ſei Dein Mahlſchatz und ein Andenken an mich. Verwahre ſorgfältig die drei großen Perlen, vererbe ſie auf Kind und Kindeskinder, denn wiſſe: ſo lange dieſe bei deinem Stamme ſind, wird das Geſchlecht der Ruthelm nicht erlöſchen, ſtets im Glück und Wohlſtand leben; mit ihrem Verluſt aber untergehen.“

Thaide bindet die großen Perlen um ihren Hals, dankt für die koſtbare Gabe, verſpricht hoch und heilig, den wichtigen Familienſchatz wie ihren Augapfel zu wahren, reicht mit thränendem Auge dankend den Pflegeältern die Hand, und eilt nun mit ihrem Geliebten der väterlichen Burg zu.

Ritter Sibo kommt am Thore der Burg ſchon ihnen entgegen. Seine Freude, das geliebte Kind nach ſo langer Trennung wieder an ſeine Bruſt zu drücken, iſt unausſprechlich. Er weint und jauchzt vor Wonne, weiß nicht, wie er ſeine Freude auslaſſen ſoll. Und als nun das glückliche Kleeblatt in ſein Gemach eingetreten iſt, da ſpricht er zu Ruthelm: „Dir danke ich es, daß ich mein Kind wieder habe;

zum Lohne gebe ich es Dir als Dein Weib, und mit ihm Alles was mein iſt; nur laßt mich bei Euch leben, bis meine Augen ſich ſchließen, denn von meiner Thaide ſoll nur der Tod mich trennen."

Thaide ſinkt an Ruthelms Bruſt, der den erſten Kuß auf ihre Roſenlippen drückt, und nun umfaſſen ſie den überglücklichen Vater, ihn nie von ſich zu laſſen verſichernd.

Acht Tage ſpäter legte der Burgkaplan die Hände Ruthelms und Thaidens in einander. Hoch ging es her auf Sibo's Burg, viele Tage lang. Alle ſeine Freunde und Nachbarn hatte er eingeladen, ſeines Glückes ſich zu erfreuen, und da wechſelten Bankets, Ringelrennen mit andern ritterlichen Spielen, und Alles, was auf der Burg lebte, mußte ſich freuen, mußte mit ſchmauſen. Auch der Armen wurde gedacht und reichlich Speiſe und Trank ihnen gereicht.

Als nun die Tage der Freude vorüber waren, Ruhe zurückkehrte, da begannen Tage des häuslichen Glückes und ſtiller Freuden. Mehrere Jahre noch lebte Sibo unter ſeinen Kindern, bis er zu ſeinen Vätern ging. Auch ward ihm noch das Glück, zwei Enkel auf ſeinem Arme zu wiegen. So oft nun Thaide eines Kindleins genaß, ſo oft erſchien auch an ihrem

Bette das Graumütterchen aus dem Kedrich, und brachte reichliche kostbare Geschenke dem kleinen Ankömmling. Das glückliche Aelternpaar erreichte ein hohes Alter, und auch das Glück wurde ihnen zu Theil, an einem Tage vom Engel des Friedens heimgeleitet zu werden.

Die drei großen köstlichen Perlen aber erbten fort auf Enkel und Urenkel, stets sorglich aufbewahrt als ein heiliges Familiengut.

Die große Riesenleiter stand noch viele, viele Jahre aufgerichtet am Kedrich, bis sie zerfiel. Die Umwohner aber hielten sie für ein Werk des Teufels, und darum gaben sie dem Berge Kedrich den Namen Teufelsleiter, den er noch zur Stunde führt.

Wie Schaumburg an Hessen kam.

Am Süntelgebirge liegt die Grafschaft Schaumburg, in früherer Zeit ein Besitzthum eigener davon genannter Grafen zu Holstein-Schaumburg, entsprossen dem Geschlechte der uralten Grafen von Mansfeld.

Gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts war Graf Konrad Herr derselben. In glücklich-friedlicher Ehe hatte er zehn Jahre gelebt mit einer schönen, lieben Frau, die drei Söhne ihm schenkte. In seiner Schaumburg, die noch jetzt auf einem hohen Berge Zierde der Gegend ist, da war er am liebsten und längsten. Für das Umherstreifen nach Ritter-Art hatte er keinen Sinn, haßte die großen Bankets und Gelage, und war nur glücklich im Kreise der Seinen. Wie es aber nun so zu gehen pflegt, daß mit den Jahren der Mensch

ſeine Anſichten wechſelt, andern Neigungen ſich hingiebt, die er früher nicht kannte, oder nicht mochte, ſo auch bei Konrad. Er, ein froher, kräftiger Mann, fing allmälig an in ſeinem Hauſe Langeweile zu fühlen. Es ward ihm da zu ſtill, zu einförmig, und obwohl er ein guter Chriſt war, ſo konnte es ihm doch nicht behagen, daß ſeine Hausfrau den größten Theil des Tages in Gebetbüchern las oder in der Burgkapelle vor dem Kruzifix kniete. Oft ſagte er ihr, daß er dies nicht billige, daß er auch bete und Gott diene, Alles aber ſeine Zeit habe, und der Menſch das von Gott ihm verliehene Leben auch genießen müſſe. Solche Worte fruchteten aber nicht bei Bertha, ſie betete fort und Konrad ward es endlich müde, ihrer Neigung ein gemäßigtes Ziel zu ſetzen. Außer dem Hauſe ſuchte er nun Zerſtreuung. Zuerſt war es die Jagd, der er ſich überließ. Tagelang durchſtreifte er den Wald, kam oft ſpät Abends erſt heim, nahm einen Imbiß und legte ſich nieder, ohne Bertha geſehen zu haben. Das gefiel der frommen Frau nicht, aber ſie ſchwieg.

Einſt kam Konrad erſt am folgenden Morgen von einer Jagd zurück. Bertha machte ihm leiſe Vorwürfe, ſagte: daß ſie wegen ſeines Ausbleibens in großer Sorge und Angſt geſchwebt, und bat, ſo lange ſie nie wieder

zu verlaſſen, ohne es zuvor zu ſagen. Konrad entſchuldigte ſich, daß es zufällig geſchehen. Er habe ein Stück Wild verfolgt, ſei in ſeines Burgnachbars Revier gerathen, von dieſem angehalten und mit Züchtigung für die überſchrittene Grenze bedroht worden, wenn er ihm nicht auf ſeine Burg folge, und an ſeinem Banket Theil nähme, denn er erwarte der Gäſte Viele. Da ſei er mit geritten, habe unter fröhlichen Bekannten mit geſchmauſt und gezecht die ganze Nacht. Bertha ſchüttelte mißbilligend den Kopf, machte aber Konrad keine Vorwürfe weiter.

Von jetzt an wendete ſich Konrads Sinnesweiſe ganz. Auf dem nachbarlichen Gelage hatte es ihm wohlbehagt. Er fand mit einem Male Geſchmack an ſolchen Freuden, und begriff nicht, wie er ſich ſo lange denſelben habe entziehen können. Wo es nun ein Gelag gab, da ſprengte er hin, begleitet von einem alten treuen Diener, und an Einladungen dazu war kein Mangel. Gab es aber ſolche Zerſtreuung nicht, ſo ging er ſtundenlang bald hier bald dorthin, denn zu Haus zu bleiben, das war ihm nun unmöglich. Wohin er ging, ſagte er daheim nie, und Bertha fragte nie darnach, dachte ſich auch nichts Arges dabei. Freilich ſeufzte ſie zuweilen im Stillen, daß Konrads

Liebe zu ihr ſo ſchnell und ſo zeitig ſchon in blos freundſchaftliche Zuneigung übergegangen war, und dann fand ſie nur Entſchädigung im Kreiſe ihrer drei lieben, wohlgebildeten Knaben. Als aber Konrad mit einem Male weniger an Feſten und Gelagen Theil nahm, ſelten ausritt, mehr ausging, halbe Tage weg blieb, da regte ſich doch in ihrer Bruſt das Verlangen zu wiſſen, wohin ihr Mann gehe. Neugierde der unſchuldigſten Art war es, gewöhnliche weibliche Neugierde, weit entfernt von irgend einer Art Verdacht gegen ihren Gatten; denn in ihrem frommen Gemüthe konnte ein ſolcher nicht Wurzel ſchlagen. Ihm aber dieſe Neugier merken zu laſſen, ihn zu fragen, wohin er gehe, das widerſtrebte ihrem Gefühle.

Das tägliche Entfernen von der Burg, das fortdauernde Benehmen Konrad's, über ſeine Gänge auch nicht das Mindeſte zu äußern, ſteigerte jedoch den Wunſch Bertha's, Näheres darüber zu erfahren, und erzeugte allmälig eine leiſe, ihr ſelbſt noch dunkele Beſorgniß. Aber wie und wo ſollte ſie etwas darüber erfahren? Den treuen Begleiter Konrad's deshalb zu befragen, fand ſie nicht paſſend, wiewohl ſie ſich ſagen konnte, daß dieſer das Räthſel ihr am beſten werde löſen können.

Lange Zeit ſchwankte ſie hin und her, was ſie thun, wie ſie es anfangen ſolle, das drückende Gefühl, das je länger je mehr ſie beunruhigte, zu heben. Da wagte ſie es einſtmals, als Konrad ganz ungewöhnlich lang ausgeblieben war, und zwar an einem Tage, wo Sturm und Regen eben nicht zum Aufenthalt im Freien einladeten, ihn zu fragen: wo er ſo lange geweſen, und bei ſolchem Unwetter, das ſeiner Geſundheit nachtheilig ſein könne?

Konrad erwiederte ganz kurz: „es habe das Verfolgen eines Wildes ihn wider Willen weit entfernt, und, der übeln Witterung ſich auszuſetzen, ſchade ihm nicht, das ſei er gewohnt.“ Er ſagte dies mit Gleichgültigkeit, und ohne ein dankbares Wort für die gutgemeinte Aeußerung Bertha's. Dieſe, im Innern ergriffen, wollte mit Herzlichkeit den Gatten umarmen, aber der trat einen Schritt zurück, und ſagte: „Ich bin durchaus naß, Du wirſt Dein Kleid beſchmutzen.“

Ein Fröſteln überſchauerte Bertha bei dieſen Worten. Sie fühlte in dieſem Augenblicke, daß in ihrer Seele ein Gedanke keimte, den ſie bis dahin nicht aufkommen ließ, deſſen ſie aber jetzt nicht mehr Herr zu werden vermochte. Schweigend ſetzte ſie ſich an ihre Abeit, und ſenkte den Blick, die Thräne zu bergen, die ſich hervordrängte.

Lange überlegte ſie nun, was ſie thun ſolle, ob ferner ſchweigen und dulden, oder ſich Licht ſchaffen in das Dunkel ihrer Gefühle. Nach langem Kampf entſchied ſie ſich für das Letztere, und, wo ſich nun Gelegenheit darbot, durch Fragen bei den Burgbewohnern, — ſcheinbar abſichtslos hingeworfen, — über die räthſelvollen Gänge Konrad's etwas zu erfahren, wurde ſie benutzt. Aber immer erhielt ſie Unbeſtimmtes. Keiner konnte oder wollte ſich offen darüber ausſprechen. Das aber mehrte Bertha's Wunſch und Sehnſucht, hinter ein Geheimniß zu kommen, das für ſie gewiß vorhanden ſein mußte.

Eines Abends trat Konrads alter treuer Diener und ſteter Begleiter auf deſſen Ausgängen in das Gemach der Gräfin, und überreichte dieſer einen von den ſchönſten Waldblumen gewundenen Kranz, ſagend: daß er auf einem Gange mit Konrad die Blumen gepflückt. Noch nie war ſolche Aufmerkſamkeit von ihm der Herrin erwieſen, was dieſer auffiel. Forſchend blickte ſie den Diener an, dankte freundlich, und fragte nach dem Orte, wo ſolche ſchöne Blumen wüchſen um deren ſelbſt pflücken zu können.

Der alte Mann ſah mit der Miene eines höchſt ergebenen Dieners die Herrin an, ergriff mit Zittern

ihre Hand, drückte sie an seine Brust, hob sein Auge, dem eine Thräne entquellen wollte, empor, seufzte, und — entfernte sich.

Mit festem Blick sah Bertha ihm nach, dann rief sie aus: „Was war das? was soll das heißen? Wie soll ich das Schweigen des Alten, wie sein Benehmen deuten?"

Unruhig ging sie auf und ab. Dunkle Ahnungen tauchten in ihrem bewegten Innern auf, durchwühlten ihr sonst so ruhiges Gemüth. Finstere Bilder führte die Phantasie ihr vor, Bilder, vor denen sie zurückschreckte. Da faßte sie plötzlich den Gedanken: der Diener begleitet stets den Herrn; er darf nicht sagen wohin, und möchte doch gern reden. Gewiß weiß er um ein Geheimniß, aber die Zunge ist ihm gebunden, und durch jenen Kranz hat er unverkennbar mir einen Blick in das verschleierte Dunkel thun lassen wollen. „Ja, so ist's," rief sie aus. „Aber wie löse ich das Räthsel? Und werde ich glücklicher sein, wenn ich es gelöst? zerstöre ich dadurch vielleicht nicht selbst meine Ruhe?"

Die Nacht verbrachte sie in düstern Träumen, und wohlthätiger Schlaf ward ihr nicht.

In sich gekehrt saß Bertha andern Tags gegen

Abend am Fenſter, den Kopf auf den Arm geſtützt, umherſchweifend mit ihren Gedanken, mit Vermuthungen, mit trüben Bildern ſich quälend. Da kam Konrad über den Burghof geſchritten. Sie ermannte ſich, und als er eintrat in ihr Gemach, mit freundlichem Blick ſie grüßte, mit ungewöhnlicher Zärtlichkeit ſie bei der Hand nahm, ergriff es ſie mächtig, und weinend fiel ſie an ſeine Bruſt.

Betroffen fragte Konrad: „Was iſt Dir, Bertha, was haſt Du?“

Schnell trocknete dieſe die Thränen von ihren Wangen, und bemühte ſich, ſanfte Heiterkeit über ihr ſchönes Angeſicht zu verbreiten. Dann erwiederte ſie, ſcheinbar ruhig: „„Nichts, lieber Konrad, nichts;““ ergriff Konrads Hand, und führte den ſichtbar verlegenen Grafen auf den Söller an ihrem Zimmer.

„„Sieh Konrad,““ ſprach ſie, „„ſieh, wie das ſchöne Thal der Weſer ſich hier zu unſern Füßen im Glanze der Abendſonne hinwindet; wie der Strom es durchfluthet, auf ſeinen Wellen der fröhlichen Menſchen viele ſich regen; wie die Höhen erglühen, die Heerden ſie erklimmen mit ihrem harmoniſchen Glockengeläute; wie die Natur überall ſo laut des Schöpfers Liebe und Allmacht verkündet. Ach, mein Konrad, und

dieſes ſchöne Fleckchen Erde gehört unſer und unſern lieben Kindern. Wie glücklich fühle ich mich, wenn ich dieſes herrliche, vor uns ausgebreitete Bild überblicke, und Dich dabei umſchlungen halte, mit ewig treuer Liebe an meine Bruſt Dich drücke. Nicht wahr, mein Konrad, wir ſind Glückliche, Neidenswerthe?""

„Was iſt Dir, Bertha?" ſprach der Graf mit ſichtlicher Verlegenheit, und entwand ſich ſanft der Umarmung. „Du ſchwärmſt! Noch nie ſah ich Dich ſo, noch nie ſprachſt Du ſo!"

Bertha ſchwieg, blickte ihren Gatten mit ſchmerzhaftem Gefühle an, ſeufzte und ſchaucte in die Landſchaft.

Unten im Dörfchen läutete die Glocke zur Abendandacht. Da ſank Bertha nieder und betete, mit zum Himmel aufgehobenen, gefalteten Händen.

Konrad fühlte ſich in höchſt peinlicher Lage. Stören wollte er die Fromme nicht; an ihrer Seite niederknieend mit zu beten, das vermochte er auch nicht. Er wartete daher das Ende ihrer andächtigen Stimmung ruhig ab, wiewohl ihm das peinliche Minuten waren.

Bertha erhob ſich, und trocknete eine Thräne von der Wange. Da ſprach Konrad: „Du haſt Recht, Bertha, der Blick von hier umher und hin in das

Weſerthal iſt ſchön, ſehr ſchön, das habe ich immer gefunden und finde es noch. In ſolche Stimmung kann er mich aber nicht mehr verſetzen, von der Du eben ergriffen biſt. Sieh, man wird Alles gewohnt; der Reiz der Neuheit verſchwindet, und der Werth eines Gegenſtandes, den man ſtets ſieht, mindert ſich mit der Zeit. Das iſt nun einmal nicht anders."

Bertha ließ bei dieſen Worten Konrads Hand, die ſie wieder mit Wärme erfaßt, los, blickte ihm forſchend ins Auge, ging in das Gemach zurück, ſetzte ſich, und nahm den Blumenkranz unter einem Tuche hervor.

„„Sieh einmal Konrad,"" ſprach ſie mit anſcheinender Ruhe, „„dieſen Kranz hat mir Dein alter treuer Diener Heinrich von Eurem Spaziergange mitgebracht. Es iſt gewiß ein guter Menſch, der Heinrich, uns beiden gleich treu ergeben.""

„Heinrich?" erwiederte der Graf mit ſichtbarer Befangenheit, faßte ſich jedoch ſchnell und fügte ſcherzend hinzu: „Der wird wohl noch in ſeinen alten Tagen galant. Wo mag er die ſchönen Blumen gepflückt haben?"

„„Das fragte ich ihn, aber er antwortete nicht, als wolle er den Standort derſelben für ſich behalten.""

„'s iſt ein ſonderbarer Kauz, der alte Heinrich," ſprach Konrad, „war aber von jeher ſo. Ich laſſe ihn gewähren, denn er iſt mein treueſter und zuverläſſigſter Diener."

„„Das glaube ich auch,"" erwiederte Bertha, ſtark betonend dieſe Worte.

Daß Heinrich nicht geſagt hatte, wo er die Blumen gepflückt, vernahm Konrad mit innerer Freude, und den verſchwiegenen Diener dafür zu belohnen, beſchloß er. Bertha's letzte Worte verſtimmten ihn aber wieder, und er wünſchte, das Gemach der Gattin unter irgend einem Vorwande verlaſſen zu können, eine Fortſetzung des Geſprächs zu umgehen. Ganz recht war es ihm daher, als in dieſem Augenblicke ſeine drei muntern Knaben herein geſprungen kamen, und verkündeten, daß das Abendbrod aufgetragen ſei. Man ging zum Eſſen.

Des alten Heinrichs ſeltſames Benehmen beim Ueberreichen des Blumenkranzes hatte den in Bertha's Bruſt ſchlummernden Keim des Verdachts, daß für ſie Etwas geheim gehalten werde, der Entwickelung näher gerückt, und durch Konrads Aeußerungen, wie durch ſein ihr nicht entgangenes ſcheues und befangenes

Benehmen, tiefere Wurzel ſchlagen laſſen. Ein beklemmendes Gefühl, eine Unruhe, die den Frieden ihrer Seele trübten, quälten die Arme nun unausgeſetzt. Sinnend ging ſie mehrere Tage umher, zu einem Entſchluſſe zu gelangen: was ſie beginnen, ob ſie ſich mühen ſolle, den Schleier des Geheimniſſes zu zerreißen, oder jeden Verdacht aus ihrem Innern zu entfernen, das Beſſere zu glauben, und aller Grillen ſich zu entſchlagen. Nach langem, ſchwerem Kampfe, der manche ſchlafloſe Nacht ſie koſtete, gewann ſie endlich die Ueberzeugung: das Erſtere müſſe geſchehen. Hell und klar müſſe ſie ſehen, und ſollte ſie auch für immer ihre Ruhe dadurch untergraben, denn länger ertrage ſie nicht den peinlichen Zuſtand der Ungewißheit.

War Bertha nun auch hiermit auf dem Reinen, und fühlte ſie ſich dadurch in etwas beruhigt, ſo quälte ſie wieder das Auffinden des Mittels, das zur Erreichung dieſes Zweckes führen könne. Nicht ohne Kampf gegen die Sprache ihres innern beſſern Gefühls, fand ſie dies endlich darin, den alten Heinrich für ſich zu gewinnen. Als ihr dieſer daher eines Tags wiederum einen ſchönen Blumenkranz übergab, wiederholte Bertha jene Frage: wo er dieſe edlen Waldblumen pflücke? Der Diener ſchwieg, verneigte ſich und wollte gehen.

„Bleib!“ rief ihm die Gräfin zu. Sie ging an ihre Truhe, nahm zwei Beutel heraus und ſprach: „Hier, Heinrich, ſind zwei Beutel, die ſind Dein. Das Geld in dem einen ſei Dir ein Zeichen meines Dankes für die Blumen, die Du mir gabſt. Im andern findeſt Du Sämerei. Sagen willſt Du mir nicht, welcher Pfad zu Deinem Blumenfelde führt; gut, ſo bezeichne ihn dadurch, daß, wenn Du ihn geheſt, Du dieſen Saamen auf ihn hinſtreueſt. Er wird aufgehen, und ich finde Dein Blumenfeld, um ſelbſt der ſchönen Blumen viele mir da ſammeln zu können.“

Wohl verſtand der Diener den Sinn der Gabe, aber es widerſtrebte ihm, letztere anzunehmen. Es kämpfte in ſeinem Innern mächtig. Dem Herrn wollte er ein treuer Diener bleiben; die Herrin von ihrer Qual befreien, zu deren Fortdauer er mitwirke, wenn er ſtandhaft das Gebotene von ſich wieſe. Hin und her ſchwankte er, wollte das Gemach verlaſſen, kehrte zurück, hob die Hände empor, als flehe er nach oben um Rath, was hier das Beſſere ſei, und ließ ſie wieder ſinken, ohne zu entſcheiden.

Bertha vermochte nicht dieſem Kampfe in Heinrichs Gemüthe lange zuzuſehen. Sie ſprach. „Heinrich, der Beutel mit Geld iſt Dein, er ſei Dir nichts als

ein Geſchenk für Deine Blumen. Den Beutel mit Saamen nehme ich zurück, und bringe ihn Dir nicht weiter auf. Mit Ergebung trage ich mein Schickſal, und will den Frieden Anderer nicht trüben."

Bertha wollte den Beutel mit Sämerei in die Truhe zurücklegen, da fuhr Heinrich haſtig hinzu, riß ihn ihr aus den Händen, und verließ ſchnell das Gemach.

Ueberraſcht war Bertha. Der Beutel war fort, ehe ſie ſich zu faſſen vermochte, und wiewohl ſie einen leiſen Vorwurf fühlte, daß durch ihre letzten Worte Heinrich zu dieſer Handlung beſtimmt worden, fehlte ihr doch die Kraft, das Geſchehene rückgängig zu machen. Sie ſank in einen Seſſel nieder, und rief aus: „Nun ſo gehe es, wie es gehen ſoll."

Als Heinrich am folgenden Tage den Herrn wie gewöhnlich begleitete, ließ er den Saamen des Verraths unvermerkt den ganzen Weg entlang fallen. Wohl pochte ihm dabei das Herz wie ein Hammer; wohl fühlte er das Unlautere ſeiner Handlung, und nur durch die Vorſtellung vermochte er des Gewiſſens Stimme nieder zu halten, daß er ja die Geheimniſſe ſeines Herrn nicht ausplaudere, Niemandem ſie verrathen habe noch verrathen werde.

Kaum waren acht Tage verfloſſen, da beſchloß

Bertha auszugehen, um den Weg zu ſuchen, den der ausgeſtreute Saame ihr bezeichnen werde, da nach ihrer Meinung dieſer ſchon aufgegangen ſein müſſe. Scheu und ängſtlich trat ſie aus dem Thore der Burg, ſah rechts und links, beugte ſich zum Boden nieder, ging eine Strecke lang einen in den nahen Wald führenden Pfad, aber nirgends fand ſie eine Spur von Saamen noch von Gekeimtem. Drei bis vier Mal wiederholte ſie den Gang, aber immer vergebens. In die Erde getreten oder in das Gras gefallen war der Saame, und ſo dem Auge entzogen. Bertha aber meinte: Heinrich habe ihn nicht ausgeſtreut, und — ſie war faſt zufrieden damit.

Eines Tages, als ein warmer Regen den durch langen Sonnenbrand ausgedorrten Boden erquickt hatte, das Grün der Erde am andern Morgen jugendlich gefärbt erſchien, erfreute ſich Bertha dieſes ſchönen Anblicks und der friſchen labenden Bergluft auf ihrem Söller. Da kam ihr plötzlich der Gedanke bei, daß nach dem fruchtbaren Regen der Saame aufgegangen ſein könne. Er war ihr nicht willkommen, dieſer Gedanke. Sie fühlte ſich ſeit der Zeit, wo ſie mit Heinrich geſprochen, und den keimenden Saamen nicht gefunden, beruhigter, begann ſchon in ihr Schickſal ſich zu ergeben

und ſah ſich daher durch jenen Gedanken unſanft aufgeſchreckt aus ihrer Ruhe. Ihn zurück zu drängen, ſich von ihm los zu reißen, mißlang; er haftete feſt und feſter. Da meinte ſie Beruhigung zu finden, wenn ſie ausginge, ſich zu überzeugen, daß der Saame nicht aufgegangen.

Und als die Sonne ſchon weit über die Hälfte ihres Laufes war, trat ſie die Wanderung an. Kaum hundert Schritte von der Burg, erblickte ſie im Pfade friſch aufgegangenen Saamen in einem langen Streifen. Sie ſchrak zurück, ſie bebte, ſie ſchwankte nach einer Eiche. Niedergeſunken, ſuchte ſie ſich zu ſammeln, das Gewirre ihrer Gedanken und Gefühle zu ordnen; überlegen wollte ſie, was ſie thun ſolle, ob die Spur verfolgen, vielleicht ihrem Unglück entgegen gehen, oder umkehren; hingeriſſen vom böſen Geiſte der Leidenſchaftlichkeit, — ging ſie vorwärts, verfolgte ſie weiter die Spur des gekeimten Saamens.

Nicht an Mahnungen, umzukehren, fehlte es der Armen beim weitern Vorſchreiten. Ein Haaſe lief ihr quer über ihren Pfad. Sie erkannte dieſes Unglück andeutende Zeichen, aber nur einen Augenblick hemmte es ihre Schritte. Sie ging weiter. Da flog eine Elſter einige Male über ihrem Haupte ängſtlich hin und her, und krächzte, und es tönte wie: „weg, weg!“

Aber ſie ging weiter, immer dem aufſprießenden Saamen folgend. Da trat in der Ferne ein alter Einſiedler aus dem Gebüſch hervor, und kam ihr auf dem beſtreuten Pfade entgegen. Als er ihr nahte, blickte er Bertha mit väterlicher Zärtlichkeit an und ſprach:

„Wohin ſo eilend, edle Frau?“

Bertha kannte den Alten. In einer Felſenhöhle lebte er ſchon viele Jahre, kam zuweilen auf die Burg, wo ihm Speiſe und Trank ward, und kehrte immer reichlich beſchenkt zurück. In frühern Jahren hatte ſie ihn oft mit Konrad beſucht, und aufmerkſam ſeinen weiſen Lehren zugehört. Seine Erſcheinung war ihr daher eine willkommene, die eines Hausfreundes. Bertha ergriff ſeine Hand, weinte und erwiederte mit bebenden Lippen auf ſeine Frage:

„Ach, ich bin unglücklich! Ich ſuche ein Geheimniß auf, und will mir löſen ein Räthſel.“

Da hob der Alte den Finger ſeiner Rechten warnend empor, und ſprach ernſt und mit feierlicher Stimme:

„Alles zu wiſſen, — gefährlich;
Alles zu ſehen, — beſchwerlich.
Was das Auge nicht ſieht, die Seele nicht weiß,
Macht die Wange nicht blaß, macht das Herz nicht heiß.“

Bertha verhüllte ihr Geſicht, weinte bitterlich

drückte dem Alten die Hand, und — ging weiter. Laut seufzend sah der Alte ihr nach. Ihm war es klar, daß dieser Gang ihre Ruhe untergrabe, denn Konrads Wege waren kein Geheimniß ihm.

Kaum eine kurze Strecke vorgeschritten, stand die Unglückliche still, nicht wissend, und wieder schwankend, was sie thun solle. Sie schluchzte laut, und händeringend rief sie im höchsten Schmerz aus: „Ach, ich bin sehr unglücklich!“

Der Alte nahte sich ihr nochmals, faßte ihre Hand und sprach: „„Edle Frau, gedenkt meiner Worte: was das Auge nicht sieht, die Seele nicht weiß. Laßt ab von diesem Pfade, kehrt zurück. Noch ist es Zeit.““

Aber Bertha hörte nicht auf die väterliche Mahnung. Unwiderstehlich zog es sie weiter; willenlos war sie, ihrer Handlungen nicht mehr mächtig. Sie ging, und der Alte erhob seine Arme gen Himmel und seufzte.

Die verfolgte Spur führte Bertha in den Wald und einen Felsen hinan, welcher die Schaumburg überragt und Raschburg heißt. In diesem Felsen war eine tiefe Höhle, vom Volke das Mumke- oder Wichtelloch genannt. Als nach dieser der Pfad sich beugte, überlief es Bertha eiskalt, denn sie hatte oft gehört,

daß diese Höhle des Wichtelweibchens Wohnung sei. Je näher sie kam, desto leiser trat sie auf, und mit jedem Schritte nahm ihre Aengstlichkeit zu. Aber starr vor Schrecken war sie, als, um eine Ecke beugend, die Höhle sie angähnte, und vor der Oeffnung, auf weichem Moose, der alte Heinrich schlafend lag. Wie in Stein gewandelt stand sie, zitternd und bebend. Eines Entschlußes nicht fähig, blickte sie bald auf den Schlafenden, bald in die düstere Höhle. Schon wollte sie den Diener wecken, da gewahrte sie, daß noch tief hinein in die Höhle die Saamenspur sich zeigte, und plötzlich packte es sie unwiderstehlich, in die Höhle einzutreten. Vergessen waren die warnenden Worte des Alten, das Gekrächze der Elster, der Unheil verkündende Lauf des Hasen. Geblendet waren ihre Sinne, sie schwankte leise neben dem Schlafenden hin mit hochklopfender Brust in das Innere der Höhle. Kaum einige Schritte gegangen, erblickte sie im tiefen Hintergrunde — Konrad in den Armen des Wichtelweibchens, Beide schlafend.

Starr vor Entsetzen stand sie da, die Unglückliche, mit Gewalt unterdrückend ein lautes Aufschreien. Ihr Zustand war herzzerreißend. Gram, Verzweiflung und Furcht durchwühlten ihre Brust. Sie wimmerte leise.

Nun wußte ſie, was ſie ſo lange zu wiſſen begehrt, wünſchte es nicht zu wiſſen, und gedachte der warnenden Worte des Alten, tief bereuend, ſie nicht befolgt zu haben. Aber geſchehen war der Schritt, und nicht wieder zurück zu thun. Sie hatte geſehen, nur zu viel geſehen. Sie kehrte um, und ſchlich leiſe aus der Höhle, dem Grabe ihrer Ruhe, ihres Glückes, ohne daß eins der Schlafenden erwachte. Schon einige Schritte davon entfernt, blickte ſie nochmals zurück. Da kam ihr der Gedanke bei, von den ſchönen blonden Haarflechten am Haupte des Wichtelweibchens eine zu entwenden, ohne in dieſem Augenblicke ſich klar bewußt zu ſein, warum eigentlich. Sie ſchlich daher in die Höhle zurück, ſchnitt mit einer an ihrer Seite hängenden Scheere eine jener Flechten ab, und eilte pfeilſchnell mit ihrer Beute hinweg und nach der Burg zurück.

Wo der Einſiedler auf dem Hinwege Bertha begegnete, da fand ſie ihn wieder auf dem Heimwege. Sie verhüllte ihr Geſicht, vermochte nicht ſeinen Anblick zu ertragen. Er ſprach nochmals ernſt und milde jene Worte: „Was das Auge nicht ſieht, die Seele nicht weiß.“ Bertha eilte bei ihm vorüber, gab aber durch Zeichen zu verſtehen, daß ſie bejammere, ihm nicht gefolgt zu haben.

In welchem Zuſtande und mit welchen ihr Gemüth durchwühlenden Gefühlen die Unglückliche in ihr Kämmerlein eintrat, wie zerriſſen in ihrem Innern ſie war, wie ſie laut klagte und weinte, händeringend auf und ab ging, nirgends Ruhe fand, — wer könnte ſich das nicht denken, das Schreckliche ihrer Lage, die Größe ihres, wenn auch ſich ſelbſt geſchaffenen Schickſals, nicht ermeſſen?

Als die Stunde nahte, wo Konrad von ſeinem Gange gewöhnlich zurückkehrte, ſuchte ſich Bertha zu ſammeln, ruhig zu ſcheinen. Er kam, trat in ihr Gemach, ſchien aber trübe und verſtimmt. Das entging Bertha nicht, doch gewann ſie es über ſich, mit aller Liebe und Hingebung ihn zu fragen: was ihm ſei, ob er unwohl ſich fühle? Konrad gab nur unzureichende Antwort, und als ſie nicht nachließ, ihn bittend zu beſtürmen, ihr zu ſagen, was ihn verſtimme, verließ er ohne Erwiederung das Gemach.

Viele Wochen vergingen. Bertha mußte ſehen, daß Konrad ſeine Ausflüge regelmäßig fortſetzte, aber immer mißgelaunt und verſtimmt zurückkehrte. Die Urſache dieſes Mißmuths zu ergründen, gab ſie auf. Sie duldete im Stillen, war nur heiter, wenn ihre drei muntern Söhne ihr Spiel um ſie her trieben, erwartete

von der Zukunft eine Aenderung ihrer trüben Lage, fühlte aber, daß innerer Gram an der Blüthe ihres Lebens nage.

So verſtrichen die ſechs Wintermonate, und kein lichter Blick fiel in ihr einſames Leben auf der Burg, wo kein Bekannter, kein Freund einſprach, wo ein Tag wie der andere unter ſtillen Seufzern dahin zog, und nur Gebet die fromme Dulderin erquickte.

Der Frühling nahte, und mit ihm der Schmuck der Natur, angehaucht von Leben und Liebe. Da ſaß Bertha eines Abends auf dem Söller, blickte hinab in das ſchöne, mit dem friſchen Maigrün überkleidete Weſerthal, das im Glanze der ſich ſchon neigenden Sonne erglühte; ſah die Regſamkeit des Landmanns auf den Aeckern, an des Stromes Ufern der Schiffer Thätigkeit; hörte die Frühlingslieder der Vögel, das Blöken junger Lämmer, die fröhlich um ihre Mütter ſprangen; fühlte, wie neues Leben die ganze Natur durchglühte, Alles umher Freude athmete, jubelnd jedes Weſen der Wonne des Daſeins ſich freute, nur ſie ſich nicht mit freuen, nicht mit jubeln konnte, — ach, da wurde ihr ſo ſchwer, ſo bange ums Herz, und nur Thränen machten ihren gepreßten Gefühlen Luft. Lange ſaß ſie ſo, weinte und verſank in ein dumpfes Hinbrüten über Bilder aus der Vergangenheit und

Gegenwart ihres Lebens. Da ergriff es ſie plötzlich. Sie ſprang auf und rief aus: „Nein, dieſen Zuſtand ertrag' ich nicht länger! Gefaßt iſt mein Entſchluß. Entſtehe daraus, was da wolle. Anders muß es werden, und ſollte ich untergehen!"

Sie ging in ihr Gemach zurück. Kaum eingetreten, kam auch Konrad, und wie immer, trübe geſtimmt, wenig ſprechend. Mit heiterem Blicke empfing Bertha ihn, ergriff ſchweigend ſeine Hand, führte ihn zu ihrem Schmuckſchränklein, öffnete es, zog eines der Fächer hervor, nahm daraus die Haarflechte, reichte ſie mit ſanfter, verzeihender Miene dem Gatten, und ſprach mit aller Hingebung und Zärtlichkeit: „Hier, mein Konrad, nimm ſie zurück; thue was Du willſt, was Dein Herz Dir ſagt; vergiß nur nicht Deines, mit ewiger, reiner Liebe an Dir hängenden, Alles Dir verzeihenden Weibes."

Konrad erblaßte. Beſtürzt und erſchüttert ſank er vor Bertha nieder auf ſeine Kniee. Im höchſten Sturme auf ihn eindrängender Gefühle umſchlang er ſein treues Weib, dankte für ſolche liebevolle Strafe, und ſchwur mit aufgehobener Rechten, laut, feierlich und bei allen Heiligen der Kirche: nie und nimmer wieder die Treue gegen ſeine Bertha zu verletzen.

Kaum waren dieſe Worte ausgeſprochen, da ward es finſter im Gemach. In den weiten Hallen und Gängen der Burg begann ein dumpfes Sauſen und Brauſen, das näher und näher rückte. Und als der Spuk ganz nahe tobte, ſprach mit übernatürlicher Kraft eine grauenvolle Stimme die Worte; „„Zurück die Haarflechte, zurück das Geraubte!““ Es blitzte, es donnerte; Sturm und Hagel zerſchmetterten die Fenſter.

Bertha ſank vor Schrecken und Angſt kraftlos auf ihr Lager. Konrad, nicht minder beſtürzt, ſuchte ſie zu beruhigen. „Es iſt das Wichtelweib,“ ſagte er, „ſie hat meinen Schwur vernommen, ſie verlangt die Haarflechte. Sie ſoll ſie haben, ihr Zorn wird dadurch gebrochen. Sei unverzagt, Dir ſoll ſie kein Leids thun.“

Aber Bertha jammerte und zitterte, denn unter ſtetem Toben der Elemente ſteigerte ſich draußen das Geſchrei: „„Zurück die Haarflechte, zurück!““

Indem trat der alte Heinrich aus einer Seitenthür herein, die drei laut weinenden Knaben an der Hand. Er berichtete: in der ganzen Burg ſei Alles um und um gekehrt, der Sturm ſauſe durch die zerſchmetterten Fenſter, und alle Bewohner lägen auf

den Knieen und beteten. Da ergriff Konrad die Haarflechte, und gab ſie Heinrichen mit den Worten: „Geh, Alter, lauf ſchnell nach der verfluchten Höhle des Wichtelweibes, wirf dieſe Haarflechte am Eingange hin und kehre eiligſt zurück.“

Heinrich war erſtaunt über den erhaltenen Befehl, that aber, wie ihm befohlen, und lief ſo eilig als er vermochte mit der Haarflechte nach der Höhle. Kaum war er über die Zugbrücke der Burg, ſo ließ das Toben und der Sturm der Elemente, das Schreien und Höllengetümmel nach. Ruhe und Stille kehrten zurück, auch im Gemüthe Konrads und ſeiner geängſteten Bertha. Zärtlich hielten ſie ſich umarmt, und mit größter Heiterkeit blickte Bertha den Gatten an, als dieſer ſeinen Schwur wiederholte, daß auf ewig jene ſtrafbare Verbindung mit dem Wichtelweibe zerriſſen ſei. Glücklich, überglücklich fühlten ſich Beide, denn ein neues Leben, ein Leben wie früher ſie es geführt, wollten ſie wieder beginnen. Aber ſo ſollte es nicht ſein.

Als am folgenden Tage, zur Stunde, wo Konrad gewöhnlich den geheimen Gang zur Höhle antrat, dieſer traulich daheim bei ſeiner Bertha ſaß, in Bildern einer heitern Zukunft Beide ſich verloren, die Kinder

um ſie her jubelnd ſpielten, da erhob ſich von Neuem Sturm und Brauſen in der Burg wie Tags zuvor. Ein donnerndes Rollen durchlief die Gemächer, die Mauern der Veſte ſchienen zu wanken, es ward Nacht.

Konrad ſprang erſchrocken auf, und Bertha rief händeringend aus: „Gott im Himmel, was ſteht uns wieder bevor, ſollen wir noch keine Ruhe haben?“

Da ertönten Stimmen, und ein gräßliches Gebrüll und Geheul, als wären wilde Raubthiere in der Burg. Es ſchrie fürchterlich: „„Konrad, kehre zurück, kehre wieder!““ Aber Konrad hielt ſein Weib feſt umſchlungen, und rief mit übermenſchlicher Kraft: „Konrad kehrt nie, nie zurück, und Gott wird ihn ſchützen.“ Da mehrte ſich das Brauſen und das teufliſche Getöſe. Die Thüren des Gemachs ſprangen auf mit Krachen, ein dicker ſtinkender Schwefeldampf drang ein, und Bertha vermochte kaum zu athmen. Zum zweiten Male und grauenvoller noch ſchrie es: „„Konrad, kehre zurück!““ Doch Konrad rief mit gleicher Feſtigkeit: „Nun und nimmermehr!“ Da ſtürzte mit Krachen der höchſte der Burgthürme zuſammen, die Mauern des Gemachs berſteten; es war Nacht; Blitze nur erleuchteten auf Augenblicke das unglückliche Paar.

Jetzt ſchrie es zum dritten Male: „„Konrad,

Konrad, kehre zurück, oder Dein Land fällt an fremde Erben!““ — Bertha ſank bewußtlos nieder. Doch vergebens war auch dieſe ſchreckliche Verheißung. Konrad blieb ſtandhaft, und rief in höchſter Wuth und Verzweiflung aus: „Und ſollte mein Stamm erlöſchen, mein Erbe in fremde Hände kommen, nie kehre ich wieder, nie, dies ſchwöre ich bei Gott und allen Heiligen!“

Wie Konrad dieſe Worte geſprochen, ward es hell. Der Sturm, das Geheul, das Toben ließ nach, der Donner rollte ſchwächer, der finſtere Himmel entwölkte ſich, die Sonne warf noch einmal ihre letzten Strahlen durch die zertrümmerten Fenſter in das Gemach. Ruhe kehrte in der Natur zurück, aber nicht im Innern des erſchütterten, durch jene grauſame Verheißung niedergebeugten Paares.

Die nächſten Monde verfloſſen ihnen ruhig in ſtillem Frieden. Nichts ſtörte den neu befeſtigten Bund ihrer Liebe, und in herzlicher Einigkeit lebten Bertha und Konrad, zurückgezogen auf ihrer Burg, nur ſich und ihren drei hoffnungsvollen Knaben. Wenn ſie nun dieſe in vollſter Jugendkraft fröhlich ſich herumtummeln ſahen, keine Spur ſchädlichen Einfluſſes des Wichtelweibes auf die Geſundheit der

holden Sproſſen ihres Hauſes gewahrten, auch ſonſt in nichts dieſes Dämons Daſein ſpürten, dann überließen ſie ſich gern der in ihrem Innern keimenden Hoffnung, daß doch wohl jene furchtbare Verheißung unerfüllt bleiben könne, und nährten dieſe mit Freude je länger, je mehr.

Aber je höher dieſe Hoffnung während einigen Monden ſtieg, deſto ſchrecklicher wurde ſie zertrümmert, als plötzlich der älteſte der Knaben erkrankte, und nach wenigen Tagen man ihn der Erde übergeben mußte.

Kaum war dieſe tiefe Wunde vernarbt, da traf das unglückliche Elternpaar ein neuer Wetterſchlag. Eines Tages brachte man ihnen den entſeelten Körper des zweiten Sohnes in das Gemach. Vom Söller war er hinabgeſtürzt in den felſigen Burggraben, und hier ihm der Kopf zerſchellt.

Bertha erlag dieſen harten Schlägen. Sie folgte bald ihren Kindern in das Grab.

Konrad wurde nie mehr des Lebens froh. Daß er das über ihn und die Seinen hereinbrechende Unglück verſchuldete, fühlte er nur zu tief, und das beugte und peinigte ihn. Niedergedrückt von Kummer und Gram ſchlich er umher, zehrte ab, und, noch im beſten Mannesalter, umſchloß ihn die Gruft.

Als einziger Sproß des alten Stammes der Grafen von Schaumburg überlebte ihn sein jüngster Sohn; aber schwach an Körper, schwach an Geist, siechte er nur noch einige Jahre hin, und sank im siebenzehnten Sommer seines Lebens auch in die Arme des Todes. Mit ihm erlosch der Stamm. Das Erbe fiel in fremden Nachbars Hände.

Druck von J. B. Hirschfeld.

In Baumgärtners Buchhandlung sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Paul und Virginie,

Eine wahre Geschichte d. J. 1741,

dem treu bewährten und väterlichen Freunde der Vollendeten nacherzählt von **Bernhardin de Saint-Pierre.** Aus dem Französ. Mit 5 Stahlst. u. einer Karte von **Ile de France,** von C. G. M. Jani.

Gr. 8. carton. Preis 1 Thlr.

Der geistreiche Bearbeiter dieses Meisterstücks Bernhardin's behauptet in seiner Vorrede: daß, nächst der heiligen Schrift und wenigen geistlichen Büchern, fast kein Buch eine allgemeinere Anerkennung und weit verbreitetern Eingang verdiene, als obiges. Wirklich ist diese Erzählung so schön, so vollendet in sich und die Moral ist in ihr in ein so liebenswürdiges Gewand gekleidet, daß namentlich für die weibliche Jugend kein angenehmeres, kein zweckmäßigeres literarisches Geschenk gewählt werden kann, als diese rührende und keusche Erzählung.

Abenteuer des Robinson Crusoe,

von **Daniel Defoe,** illustrirt mit 206 Holzschnitten nach Grandville. Neu übersetzt von L. v. Alvensleben. 683 Seiten in größtem Median-Format, auf f. Velinp.

Preis 3 Thlr. 20 Ngr. (3 Thlr. 16 gG. Cour.)

Dieses classische allbekannte Werk hat, in moderne Formen gegossen, namentlich wegen der köstlichen Zeichnungen des geistreichen Grandville und der in jeder Hinsicht glänzenden Ausstattung, die wir ihm gaben, die regeste Theilnahme gefunden.

Dasselbe bietet das schönste Jugendgeschenk dar, womit Eltern ihre Kleinen erfreuen können.

Geschichte der Römer,

ihrer Herrschaft und Cultur,

von der

Erbauung Roms

bis zum Untergange des weströmischen Reichs,

für die

mittleren Klassen der Gymnasien, für Real- und höhere Bürgerschulen

dargestellt von

Dr. Franz Fiedler,

Oberlehrer am Gymnasium in Wesel.

448 Seiten in gr. 8. mit 84 eingedruckten bildlichen Darstellungen und zwei Karten des westlichen und östlichen Römerreichs.

In elez. Umschlag cartonirt. Preis 1¾ Thlr. Dasselbe Werk ohne die Abbildungen Preis 1 Thlr.

Das Feenbuch oder Feenmährchen

von Perault, Mad. de Beaumont, d'Aulnoy und Fenelon. 359 S. in kl. 4. Preis 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thl. 8 gGr.)

Dasselbe französisch unter dem Titel:

Magasin des Fées ou Contes des Fées.

De Perault, de Mad. Leprince de Beaumont, de Fénélon et de Mad. d'Aulnoy. Mit erklärenden Noten und einem Wörterbuche, mit vielen Holzschnitten in kl. 8. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 gG.)

Neuester

ORBIS PICTUS

oder die sichtbare Welt in Bildern,

ein Universalbilderbuch mit vielen Stahlstichen. Herausgegeben von Dr. Reichenbach, Lehrer an der Realschule in Leipzig, und Mitglied der naturforschenden und polytechnischen Gesellschaft daselbst.

Dieses Werk besteht aus 2 Bänden von **111 Bogen** Haupttext und **54** Bogen Text in 4 Sprachen in gr. Lexicon-8. ferner in 1 Band mit **100** Stahlstichen in 4 geb. **Preis 17½ Thlr.**

Dasselbe enthält Alles, was irgend in einer Beziehung mit dem praktischen Leben in Verbindung steht. Es ist eine Encyclopädie der Künste und Wissenschaften für die Jugend, leicht faßlich, angenehm unterhaltend und in systematischer Ordnung zusammengestellt. Der Text ist ein doppelter, der eine ein ausführlicher in deutscher Sprache, der andere ein kurzer in deutscher, lateinischer, französischer und englischer Sprache, so daß dieser letztere zum Uebersetzen dienen kann. Die schönen, zahlreichen Stahlstiche mit mehr als tausend Abbildungen dienen zur Erläuterung.

Naturhistorischer Bilderatlas

für Schule und Haus

oder Wandtafeln

zum Unterricht in der Naturgeschichte des Thierreichs.

Von **Dr. A. B. Reichenbach,**

Lehrer der Naturgeschichte an der Realschule in Leipzig, Mitglied der naturforschenden und polytechnischen Gesellschaft daselbst, und Ehrenmitglied der naturforschenden Gesellschaft zu Görlitz.

1 Band Quer-Folio, 121 auf's Feinste in Holz geschnittene Tafeln enthaltend. Preis für fein colorirte Exemplare **10 Thlr.**, für schwarze 6 Thlr.

Dieser Atlas, hinsichtlich der Größe seiner Abbildungen alle ähnlichen Bildersammlungen übertreffend, hinsichtlich der

Schönheit und Treue der Zeichnung und des Colorits aber allen deutschen Prachtwerken dieser Art gleichkommend, hat sich eines so großen Beifalls zu erfreuen und ist bereits der Jugend ein so liebes Werk geworden, daß wir ihn eben so als Fest- oder Prämiengeschenk für die Jugend wie zum Gebrauche beim Unterrichte empfehlen können.

Eine beiliegende systematische Uebersicht wird deutlich nachweisen, daß alle wichtigen Thierordnungen durch die Abbildung eines oder mehrerer Thiere repräsentirt sind. Die unter jeder Abbildung stehende Beschreibung ist möglichst vollständig.

Das illustrirte Lesebuch

für

Schule und Haus

oder

Lesestücke aus dem Gebiete der Naturwissenschaft, Kunst und Mechanik,

eine ausführliche Schilderung

des Weltgebäudes im Allgemeinen; der einzelnen Himmelskörper insbesondere; die Erscheinungen der Erdatmosphäre; der Erdoberfläche, des Innern der Erdrinde und die organischen Ueberreste der Vorwelt; des Bergbaues, der Taucherglocke, Luftschifffahrt, Eisenbahnen und Dampfwagen, der Schifffahrt, Leuchthürme, wichtigsten Häfen u. s. w. so wie der Telegraphen und einiger großartigen Bauwerke der Vorzeit z. B. der Pyramiden u. a. m.

Alles durch zahlreiche Abbildungen erläutert.

Herausgegeben

von **Dr. A. B. Reichenbach.**

br. Preis $\frac{2}{3}$ Thlr.

Deutsche Volksmärchen.

Erzählt

von

Friedrich Gottschalck.

Zweiter Band.

Mit einem Holzschnitte nach einer Zeichnung des Professor Richter.

Leipzig,
Baumgärtner's Buchhandlung.
1846.

Inhalt.

	Seite
Prinzessin Ilse	1
Der verwünschte Vogelsteller	20
Der Katzenfelsen	42
Der Kädelstein	53
Renatus von Hakyfiffel	74
Die Schloßjungfrau	93
Der Stock im Eisen	110
Der Hennegraben auf Burg Windeck	121
Der Ring ehelicher Treue	135
Das Schrötlein	162
Die weiße Jungfrau	188
Burg Waldstein auf dem Fichtelgebirge	190
Die Teufelsküche	220
Sachsenstein, Römerstein, Weingartenloch	233
Der Hirsch mit dem schwarzen Horne	266
Die drei Becher und die Tidianshöhle	281

Deutſche

Volksmärchen

Denn glaubet mir, kein Märchen iſt ſo fein
aus dem der Mann nicht weiſer werden kö

Wieland.

Prinzessin Ilse.

Ein Königsstuhl, hoch in die Wolken ragend,
Gestellt auf bunten, lieblich grünen Matten,
Ein Bild, in dem der Wildniß schöne Schrecken
Sich mit dem sanften Reiz der Anmuth gatten,
Ein Schatz, aus welchem Erz wie Gold und Silber
Noch Tag für Tag in alle Welten gehn,
Ein Buch, in dem der Vorzeit alte Kunden,
Und Märchen auch, gar zart und sinnig stehn,
Das ist der Harz.

v. Gutschmid.

Reich und reizend geschmückt von der allgütigen Natur, von der Menschen Betriebsamkeit und Kunstsinn, ist das letzte der Hochgebirge des deutschen Nordens, der Harz. Erklimmt man seine Höhen, so schwillt die Brust vor Freude über die lieblichen Blicke in die Ferne. Durchwandert man seine herrlichen Thäler, folgt ihren Windungen, und den sie durchfluthenden Bächen und Flüssen, so ziehen Bilder menschlicher Thätigkeit und Fleißes vorüber, belebend und erfreuend. Reizender aber noch erscheinen die Umgebungen des langen Gebirgszuges da, wo die steilen Höhen sich senken, übergehen in fruchtreiche Saatfelder, in lachende

Auen, überſtreut mit Dörfern und Wohlhabenheit verkündenden Gehöften. Wohl ſtreitet die Südſeite mit der des Nordabhanges um den Preis. Doch beiden gebührt ein ſolcher, denn ſüdlich entfalten ſich liebliche, ſanfte Landſchaften; nördlich wilde, rauhe, erhabene Naturſcenerieen, ſtaunenerregende.

Unter letztern tritt beſonders hervor das reizende Ilſethal mit ſeinem freundlichen Ilſenburg, ſeinem koloſſalen Ilſenſteine, ſeinen Waſſerfällen des kleinen, vom Brocken herabſtürzenden Flüßchens Ilſe, das der Menſch ſinnreich benutzte, ihm zu helfen mit ſeiner Kraft, bei Cyklopenarbeit und techniſchen Geſchäften. Wer kennte nicht dieſes reizende Erdenfleckchen, der den Harz durchwanderte! Wer beſtieg nicht alle Höhen umher! Wer ſtand nicht auf der Zinne des Ilſenſteins, und ſchauete trunkenen Blickes in die weiten Ebenen des flachen geſegneten Landes, wie in die ſchauerliche Tiefe unter ihm und auf die Bergwelt umher! Wer aber hier ſtand, ſich freuete des wonnereichen Blickes in Gottes herrliche Schöpfung, dem erzählte auch gewiß der geſchwätzige Führer von der ſchönen Königstochter, der Prinzeſſin Ilſe, welche im Innern des Felſens ein feines Schlößlein bewohnt.

Denn, vor urgrauer Zeit, da ſtand auf dem Ilſen-

stein ein großes Schloß aufgethürmt, das gehörte einem Könige, der Herr war über Land und Leute in einem Umkreise von tausend Stunden. Spitze hohe Thürme ragten daraus hervor mit goldenen Kronen geschmückt, in weiter Ferne sichtbar. Mit Erkern und Giebeln war es verziert, und im Innern, da flimmerte und flammte es von Gold und Silber. Der König, er hieß Ilsan, war weitkundig, reich und mächtig. Sein größter Schatz aber war seine einzige Tochter, ein Bild der Schönheit, eine Prachtdirne, Ilse genannt. An ihr hing sein ganzes Herz; sie war die einzige Freude seines Lebens, und, wie er oft sagte, das köstlichste seiner Güter. Ihre Schönheit und, als Erbin des reichen Vaters, ihr Reichthum, zogen zwar gar viele der Freier herbei. Doch alle wies der König ab, da er sich von der lieben Tochter nicht trennen konnte, vorgebend, sie sei noch viel zu jung.

Nicht gar fern von der Königsburg, wo man noch jetzt die kleine verfallene Ilsenburg auf einer Höhe sieht, da wohnte zu derselben Zeit eine alte Frau, die trieb Zauberei und Hexerei. Bei ihr kehrte jährlich in der Walpurgisnacht der Troß von Unholden und bösen Geistern ein, ehe er auf Geisböcken und Ofengabeln hinan ritt nach der Spitze des Brockens, zum

Verkehr und zum Mahle, das der Teufel seinem Anhange in der Mitternachtsstunde bei Donner und Blitz gab. Hier wurde erst gezecht und gebechert, und die Alte ritt dann mit ihnen. Da der Weg zur Königsburg vor ihrer Hütte vorüber ging, so sah sie auch alle die Freier um die schöne Ilse, welche dahin zogen. Für ihre Tochter, die freilich an Schönheit dem Königskinde nachstand, einen der Vorüberziehenden zu gewinnen, gab sie sich viele Mühe. Das Töchterlein mußte immer, stattlich aufgeputzt, vor der Thüre sitzen, fleißig die Spindel drehen, und, wenn ein junger Ritter vorüber zog, freundlich grüßen, holde Blicke ihm zuwerfen; aber das half nichts. Man grüßte freundlich wieder, rief auch wohl ein „sei nicht zu fleißig" ihr zu, und ritt weiter. Das verdroß die Alte gar sehr, und sie ärgerte sich baß, erhob aber mit der Tochter ein schadenfrohes Gelächter, wenn einer der Freier mit einem erhaltenen Korbe von der Königstochter bei ihrer Hütte wieder vorbei kam.

Einsmals kam aus weiter Ferne, vom Nordseestrande her, ein junger, flinker Rittersman des Wegs, sein Heil bei der Königstochter auch zu versuchen. Als er das blondgelockte, holde Mägdlein vor der Hausthür fleißig spinnend sah, von ihrem strahlenden

Augenpaare getroffen wurde, hielt er sein Roß an, grüßte freundlich, stieg ab, und bat, sich neben die schöne Spinnerin setzen und etwas verweilen zu dürfen. Gern wurde das gewährt, und alsbald erschien auch die Alte, hieß den Ritter gar höflich willkommen und bat ihn einzutreten, einen Trunk und Imbiß anzunehmen. Der Ritter nahm das an, und nun wurde er ausgefragt, woher er komme, wie er heiße und wohin er wolle. Ganz unbefangen beantwortete dieser Alles, hatte auch von seiner Absicht, die Königstochter, Prinzessin Ilse, die so schön sein solle, zu sehen, um sie zu freien, kein Hehl.

Da sprach die Alte: „Da gebt Euch keine Mühe, Herr Ritter, sonst werdet Ihr eben so mit einem Körbchen zurück geschickt, wie so Viele Eures Gleichen. Ihr könnt das mit eigenen Augen sehen, wenn Ihr bei uns verweilen wollt, denn gestern erst sind drei Ritter in gleicher Absicht, wie Ihr, nach der Königsburg hier vorüber gezogen, die heute noch dort sind, morgen aber gewiß mit langer Nase heimkehren werden. 's ist wahr, des Königs Tochter Ilse hat ein ganz feines Gesicht, das müssen ihre Feinde eingestehen; aber sie darf nicht wählen, wie sie wohl möchte, und ihr stolzer Vater weiß nicht, was er will. An jedem

Freier hat er was auszusetzen, schickt Alle wieder fort und darüber wird sein Töchterchen eine alte Jungfer, die zuletzt Keiner mehr mag. Laßt Euch daher rathen, und bleibt weg."

Der gutmüthige Ritter hielt die Worte der schlauen Alten für baare Münze, und da er keine Lust hatte, sich auch abgewiesen zu sehen, so beschloß er, wieder nach Haus zu reisen, und wollte aufbrechen. Während dem war ein schweres Wetter herangezogen, der Regen goß in Strömen vom Himmel, und da nahm er gern das Anerbieten der Alten an, in ihrer Wohnung zu übernachten. Dies gab Veranlassung, mit Trude, dem Töchterchen, näher bekannt zu werden, sie liebenswürdig zu finden, und es kam sogar zu einer Erklärung von Seiten des Ritters, welche der Tochter und Mutter willkommene Aussichten eröffnete, und ihnen fast keinen Zweifel übrig ließ, der Ritter werde Trudchen zu seinem Gespons erheben.

Andern Tags verließ Ritter Volko seine Wirthin, drückte Truden zum Abschiede einen derben Kuß auf den Mund, versprach, bald wieder einzusprechen, und ritt auf dem gekommenen Wege zurück.

Unterwegs erzählte ihm sein Knappe: er habe Abends zuvor auf einem Gange in den Wald die

Königstochter Ilſe geſehen, wie ſie mit einer Jungfrau und einem Ritter ſich luſtig ergangen. Die Königstochter ſei ſehr ſchön und hold, habe auch freundlich ihn gegrüßt, ihn gefragt, in weſſen Dienſt er ſei, und als er es geſagt, zur Jungfrau geſprochen: der kommt gewiß auch auf unſere Burg. „Ihr thut ſehr unrecht, Herr Ritter," fuhr er fort, „daß Ihr wieder heim zieht, ohne ſie geſehen zu haben. Ein wahres Engelsgeſichtchen hat das ſchmucke Kind. Sie würde Euch gewiß beſſer gefallen, als die Trude."

Dem Ritter gingen die Worte des Knappen im Kopfe herum. Er beſann ſich eine Weile, dann ſprach er: „„Kaspar, Du haſt Recht, ich will die Königstochter ſehen, aber wie kommen wir hin nach der Burg, ohne wieder bei dem Hauſe der Alten vorüber zu müſſen? Ich weiß hier keinen Beſcheid.""

„Dafür laßt mich ſorgen," ſprach der Knappe. „Ich habe geſtern einen ganz andern Weg dahin ausfindig gemacht. Folgt mir nur."

Sie wendeten ihre Roſſe durch Dick und Dünn, über ſteile Höhen und auf felſigem Wege leitete der Knappe ſeinen Herrn, weit um die Wohnung der Alten herum, und nach einer Stunde ritten ſie in die Königsburg ein, wo Volko freundlich empfangen wurde.

Als er die Königstochter ſah, war er erſtaunt und entzückt über ihre Schönheit. So liebreizend und hold hatte er ſie ſich nicht gedacht, ſo voll Anmuth und Lieblichkeit hatte er noch Keine geſehen. Beim Mittagsmahle ſaß er zwiſchen ihr und dem Vater, da gewahrte er bald, daß die Augen der ſchönen Ilſe ſeinen Blicken oft und ſprechend begegneten. Auch der Vater behandelte ihn mit beſonderer Zuneigung, denn als Volko nach dem Mahle wieder fort wollte, baten Vater und Tochter, daß er weilen möchte, und — er blieb gern. Die Annäherung der Liebenden, denn ſo konnte man Volko und Ilſe ſchon nennen, nahm mit jeder Stunde zu, und Tags darauf wagte es Volko, ſeine Liebe der Geliebten zu geſtehen. Zurückgewieſen wurde er nicht, aber Ilſe erklärte, er möge mit ihrem Vater ſprechen. Das geſchah. Der König hörte mit Freundlichkeit ſeine Worte an und ſprach:

„Da mein Kind Dich zum Gemahl gewählt, ſo gebe ich meine Einwilligung, und nehme Dich gern zum Eidam an, doch nur unter der Bedingung, daß Du für immer hier auf meiner Burg bleibſt, denn trennen kann ich mich nimmer von meiner Tochter.“

Mit Freuden ging Volko dieſe Bedingung ein, der Vater legte die Hände der Liebenden in einander,

und die Hochzeitfeier wurde auf den folgenden Tag ſchon beſtimmt.

Wohl glaubte der Ritter, ungeſehen von der Alten und ihrer Trude zur Königsburg gelangt zu ſein, aber er irrte. Die ſchlaue Hexe hatte Späher überall, und gar bald wußte ſie, daß Volko nicht heimgekehrt, nach der Königsburg geritten, mit der Prinzeſſin Ilſe verlobt ſei, und morgen ſchon die Hochzeit gefeiert werde. Ergrimmt und erboßt, daß er ſie und ihr Trudchen zum Beſten gehabt, wüthete ſie gleich einer Furie, und ſchwur bei allen Teufeln, fürchterlich ſich zu rächen.

Um Mitternacht ſetzte ſie ſich auf einen Geisbock, ritt durch die Lüfte hinan zur Spitze des Brockens, ſammelte da wachſende Kräuter und Mooſe, Flechten und Schwämme; pflückte Hexenanemone, Brockenmyrthe, Moosbeere, Sommerthau, Allermannharniſch; brach junge Triebe von der Zwergtanne und Ranken vom Teufelszwirn; hackte auf der Teufelskanzel Alles zu einem Brei, ſchlug ein Stück von dieſem Felſen ab, ſchöpfte zuletzt Waſſer aus dem Hexenbrunnen, und jagte nun im Hui wieder zurück.

Auf einem Berge, viel höher noch als der Ilſenſtein, zündete ſie ein Feuer an, ſetzte einen großen

Keſſel drauf, und warf, unter Ausſprechen von Zauberformeln, die mitgebrachten Teufelskräuter nebſt dem Teufelskanzelſtein ins brodelnde Waſſer.

Bald entſtieg dem Keſſel dunkeler, ſtinkender Qualm, der in immer dichtern, ſchwärzern Wolken aufwirbelte. „Herbei, herbei zum Todestanz!“ ſchrie die Alte; und alsbald fuhren unter Donner und Blitz, und mit ſchrecklichem Gekreiſch, Hexendirnen und Teufelsbuben aus den Qualmwolken herab, ſprangen mit Mutter und Tochter in großen Kreiſen um den Keſſel, jauchzten, fluchten, tobten, brüllten ſcheußliches Hohngelächter, taumelten wild und raſend umher und erhoben ein gräßliches Zetergeſchrei. Dabei blitzte es, und ein ſtetes Donnergepolter und Krachen durchrollte die Berge. Sturm tobte und heulte, brach Eichen und Tannen. Regen ſtrömte nieder und ſtürzte brauſend und verheerend hinab in die Thäler. Der letzte Tag der Erde ſchien zu nahen.

Als der Aufruhr und Kampf der Elemente aufs Höchſte geſtiegen waren, da ergriff die ganze Hexen- und Teufelsbrut brennende Kienfackeln, ſchwang ſie hoch in der Luft und brüllte im donnernden Chor:

Halloh, Halloh, Halloh!
Des Königs Burg hinab,
Hinab ins Felſen-Grab!

Als zum dritten Male ſie dieſe Worte ausſchrieen, wankten die Berge, die Erde ſchüttelte ſich, der Ilſenſtein borſt auseinander, die ſchöne Königsburg ſtürzte mit gräßlichem Gepraſſel hinab in den Schlund, und über ihr ſchloß ſich mit Donnerkrachen die weite Kluft.

Jauchzend und Jubel brüllend ob des gelungenen Teufelswerks, umſprang das Ottergezücht noch drei Mal den Keſſel und zerſtreute ſich dann nach allen Winden.

Verſchwunden war die Königsburg, untergegangen mit ihr, was darin lebte, nackter Felſen nur, wo ſie ſtand. Doch Ilſe erblühete zu neuem Leben.

Als jener furchtbare Kampf der Elemente begann, in der Burg Alle Schrecken und Angſt ergriff, da eilte Ilſe in die Kapelle, fiel nieder vor dem Muttergottesbilde, flehte um Hülfe und Schutz. In dieſem Augenblicke war es, wo die Burg brach, ſank, und unter ihren Trümmern auch die Königstochter begrub. Das Bild blieb unverletzt. Eine Strahlenglorie umfing es. Engelſtimmen ſangen im heiligen Chor, und als dies geendet, rief eine Stimme: — „Ilſe, erwache!“

Ilſe ſchlug die Augen auf, wollte ſich erheben, ſank aber nieder auf ihre Knie vor der leuchtenden

Himmelskönigin, und ſtreckte flehentlich die Arme zu ihr empor. Da ſprach dieſe:

„Nicht ohne Hülfe ſollſt Du ſein. Kannſt Du auch in menſchlicher Natur auf Erden nicht mehr wandeln, ſo ſei es Dir doch vergönnt, als geiſtiges Weſen Dich zu zeigen, über Schätze zu gebieten, um unter den Menſchen Freude zu verbreiten, zu beglücken den Guten, wie Du es im Leben ſo gern thateſt. So will es die Gottheit, die durch mich Dir ſolche Beſtimmung verkündet.“

Harmoniſcher Geſang umſchwebte von Neuem der andächtig niederblickenden Jungfrau Ohr, der in ſanften Schlummer am Fuße des Altars ſie einwiegte.

Als ſie erwachte, ſah ſie ſich, liegend auf weichen, duftigen Polſtern, in einem großen prächtigen Gemach, wo Alles von Gold glänzte, von bunten Steinchen flimmerte und blitzte, durch die Decke von Kriſtall ein magiſches Licht, heller als das der Sonne, einſtrömte. Staunend betrachtete ſie was ſie umgab, denn ſolche Pracht ſah ſie noch nie, auch nicht in der Burg ihres Vaters. Eine Reihe von Gemächern durchſchritt ſie, eins immer köſtlicher als das andere geſchmückt, und im letzten ſtanden große Kiſten, angefüllt mit Gold und Silber, edlen Steinen und Perlen, über welchen

unerschöpflichen Reichthum sie gebieten durfte. Als sie aus dem Palast trat, erstaunte sie nicht minder über die Außenseite dieses Prachtgebäudes, ihres Schlosses, das von einem reizenden Garten umgeben war, wo duftende Orangen Wohlgerüche verbreiteten, der Blumenfülle Bäume und Sträuche überdeckte, bunt schimmernde Vögel auf den Zweigen sich wiegten, und den silberhellen Wasserspiegel eines kleinen Sees Schwäne, mit güldenen Spangen um den schlanken Hals, in weiten Kreisen durchschnitten. Nicht ersättigen konnte sich Ilse im Beschauen all' der Pracht und Herrlichkeit, die sie umgab, die sie ihr Eigenthum nennen konnte.

Am andern Morgen schon trat die Beherrscherin dieses Feenreichs heraus aus dem Ilsenstein, ihre wohlthuende Laufbahn zu beginnen, und seitdem zeigte sie sich fast täglich, bald hier, bald da, auf den Höhen wie im Thale, richtete den Unglücklichen, den Armen auf, durch Gaben der Milde, erquickte den Hungrigen durch Speise und Trank. Doch nur, wer reinen Herzens ihr nahte, ward beglückt. Wer unrein im Gemüth erschien, Armuth heuchelte, um Schätze zu erlangen, den besprengte sie mit Wasser aus dem vorüber fließenden Bache, und im Augenblicke wandelte ihn das in einen Tannenbaum um. Gewöhnlich tritt sie

früh vor Sonnenaufgang aus dem Felsen, zu baden in der nach ihr genannten Ilse. Wer sie da erblickt, geht selten unbeschenkt davon.

Die alte Hexe mit ihrer Trude hatten gar bald, und zu ihrem großen Aerger, erkundet, daß Ilse fortlebe im Innern des Felsens, nicht von ihnen vertilgt sei; daß sie große Schätze besitze und freigebig davon mittheile. Reichten nun ihre Zauberkräfte nicht aus, sie hier noch mit Rache zu verfolgen, so beschlossen sie, sie zu nutzen, durch sie sich zu bereichern. Trude hatte einen irrenden Ritter in ihre Netze gelockt, und der Hochzeitstag war schon nahe, aber am Heirathgute fehlte es und der Ritter war arm. Da sprach die Alte: „Geht hin zur Ilse, kleidet Euch in Lumpen, geberdet Euch de- und wehmüthig, und bittet mit kläglichen Worten um eine Gabe zu Eurer Aussteuer. Das wird die Ilse rühren, und sie dumm genug sein, Euch zu beschenken. Fangt es aber ja klug an, daß sie unsere Absicht nicht vermerke."

Das Brautpaar that, wie ihm gerathen. In Lumpen gehüllt, war es früher noch auf der Stelle, als Ilse, fiel nieder auf die Knie, blickte zur Erde, faltete die Hände und that, als bete es brünstig zum Höchsten, um fromm und andächtig der Ilse zu er-

ſcheinen. Nicht lange dauerte es, da trat dieſe aus dem Felſen. Mit demüthiger Bitte und Geberde nahte es ſich ihr, klagte ſeine Noth mit beweglichen Worten, ſchilderte ſeine Armuth und bat, eine geringe Gabe nur ihm zukommen zu laſſen, durch die es glücklich werden könne.

Ilſe blickte mit forſchender Miene ſie an, erkannte, trotz der Verkleidung, Trude, die Mitſchuldige an der Vernichtung Volko's und ihres Vaters, durchſchauete bald die unlautern Abſichten Beider, ſchöpfte Waſſer aus dem Bache, beſprengte ſie, und ſogleich waren ſie Tannenbäume. Nie erfuhr die Alte, was aus Truden und ihrem Schatz geworden.

Freundlicher war Ilſe einem armen Köhlersmann, der in der Frühe im Ilſenthale herab kommt. Aus der Ferne ſchon ſieht er, daß in der Gegend des Ilſenſteins, jenſeit des Baches, eine ſchöne Jungfrau am Felſen ſteht, weiß angethan iſt, und ein Schleier vom Haupt ihr niederwallt. Da er gehört, daß die Königstochter ſich hier zuweilen zeige, ſo meint er, das müſſe ſie ſein, und zieht bei ſeiner Annäherung gar ehrerbietig die Mütze, verneigt ſich tief, und will ſchon weiter gehen, denn die Abſicht, um eine Gabe anzuſprechen, hat er nicht; da winkt ihm Ilſe. Der Mann ſteht,

weiß eigentlich nicht, was das heißen ſoll. Da winkt ſie wieder, und er ſteht noch ſtill. Da winkt ſie zum dritten Male. „Na," ſpricht er für ſich, „muß doch ſehen, was die Jungfrau will," geht über die Brücke, macht wieder eine tiefe Verbeugung, wartend, was er hören werde. Aber nur die zwei Worte ſpricht ſie: ‚Folge mir!" Er thut es. Ilſe geht auf den Felſen zu, der ſich augenblicklich öffnet, tritt ein, der Mann auch. Sie reicht ihm Speiſe und Trank, nimmt ſeinen Ranzen, geht damit in ein Seitengemach, und der Mann ſpaziert eſſend in allen Gemächern herum, und kann ſich gar nicht ſatt ſehen an der Pracht und Herrlichkeit, die er hier erblickt.

Ilſe kommt mit dem gefüllten Ranzen zurück, reicht ihn dem Mann und ſpricht: „Hier nimm ein kleines Geſchenk von mir, denn Du biſt ein guter Menſch. Sei aber auch klug und befolge was ich Dir ſage: Oeffne den Ranzen nicht früher, als bis Du wieder in Deiner Köthe biſt. Hörſt Du, nicht früher."

„„Schon gut, ſchon gut!"" ſagt der Köhler, bedankt ſich gar ſehr, macht einen tiefen Bückling und geht. Eine weite Strecke ſchon iſt er mit dem Ranzen auf dem Rücken gegangen, da ſetzt er ſich, um zu

ruhen, denn der Ranzen iſt ſchwer. Er hat ihn vor ſich genommen, beſieht, befühlt ihn, kann aber nichts über den Inhalt daraus entnehmen. „Ob ich ihn öffne!“ ſpricht er. — „Nein, ich thue es nicht, ſie will es nicht haben,“ ſpringt ſchnell auf und geht weiter, der Verſuchung zu widerſtehen.

Nach einer Weile ſpricht er wieder: „Was mag ſie mir wohl geſchenkt haben, die ſchöne Jungfrau? — es wiegt recht ſchwer. — Möchte doch wiſſen, warum ich nicht eher als in meiner Röthe in den Ranzen guken ſoll! — Was mag ſie dabei haben? — Es iſt doch ganz einerlei, ob ich das jetzt ſchon thue oder in einer halben Stunde. — Verdammt neugierig bin ich, wüßte gar zu gern jetzt ſchon, was ſie mir geſchenkt.“ — Solche und noch mehr der Fragen thut er ſich im Fortſchreiten. Da kommt ihm mit einem Male der Gedanke bei, das Jungferchen könne ihm ganz werthloſe Dinge, vielleicht Steine, in den Ranzen gethan haben, ihn zu foppen, und, damit er für ſolchen Scherz ihr kein ſchiefes Geſicht machen, ſie nicht aushunzen könne, habe ſie verlangt, den Ranzen erſt in der Röthe zu öffnen. „Richtig, ſo wird's ſein,“ ſpricht er, „ſo iſt's. Aber der Spaß ſoll ihr nicht gelingen. Ich werde ſogleich nachſehen, was im Ranzen iſt, und

hat sie mich angeführt, so — schleppe ich mich wenigstens mit der Last nicht bis zu Köthe."

Der Ranzen wird vom Rücken genommen, hingestellt, geöffnet, und, was zeigt sich da? — Pferdemist, purer Pferdemist. „Hab' ich's nicht gesagt," spricht er, „daß sie mich zum Narren gehabt! die Blitzdirne! nun warte, sehen wir uns nur einmal wieder, da sollst Du einen schönen Dank von mir haben."

Eben ist er bei einer über die Ilse führenden Brücke; da nimmt er den Ranzen, und schüttet seinen Inhalt in den Bach. Klingeling, Klingelina, schallt es aus dem Wasser herauf. „Horch, was war das?" spricht er. Es klingelt fort. „Hm, was wirds sein: da sind Glasscherben darunter gewesen, die nimmt das Wasser mit, und das klingelt."

Erfreut, die Jungfer angeführt, die Last doch nicht bis zur Köthe getragen zu haben, trabt er mit dem leichten Ranzen fort, kommt zur Köthe, erzählt der Frau von seinem Abenteuer, und giebt ihr den Ranzen zum Reinigen von dem darin geblieben Unrath. Aber kaum hat diese ihn geöffnet, da blinken ihr zwei große Goldstücke entgegen. „Mann, sieh doch hier, was ist das, wie kommt das Geld in den Ranzen?"

Verblüfft steht der Mann und starrt die Goldstücke

an. „Donner und Wetter," ruft er aus, „da bin ich gut bezahlt für meine Neugierde. Gewiß iſt der Ranzen voll ſolcher Thaler geweſen, und da ich der Dirne Worte nicht befolgt, ſo hat ſie ſie in Pferdemiſt verwandelt. O, ich dummer Teufel, was hab' ich gemacht! Drum klingelte es ſo im Waſſer."

„„Laß uns ſchnell zurück gehen nach der Brücke, vielleicht liegen ſie noch im Waſſer."" ſchlägt die Frau vor, und alsbald laufen Beide dahin. Von der Brücke herab ſehen ſie nichts; ſie waten ins Waſſer zu ſuchen; aber ſie ſuchen und ſuchen vergebens, die Thaler ſind fort und bleiben fort, und nur die beiden im Ranzen gefundenen hat das Ehepaar, das mißmuthig heim kehrt.

Oft noch ging der Kohlenbrenner beim Iſenſtein vorüber, hoffend, die Jungfrau wieder zu ſehen, nochmals von ihr beſchenkt zu werden, aber nie ſah er ſie wieder. So beſtrafte die Königstochter Neugierde und Unfolgſamkeit.

Der verwünſchte Vogelſteller.

In Thüringen, da liegt die Stadt Jena, bei welcher die vom Fichtelgebirge kommende Saale vorüberfließt. An der linken Seite dieſes Stroms zieht ſich eine Gebirgskette hin, worin viele Schluchten und Höhlen der Vorübergehende gewahrt. Bei dieſen hat es von jeher geſpukt, und wer nicht ein Vaterunſer gebetet oder ein Kreuz geſchlagen, wenn er in ihre Nähe kam, den hat es auf vielerlei Weiſe geneckt, auch wohl mit Steinen geworfen, oder gar mit Stockſchlägen zum Laufen gebracht. Rund um in der Gegend hat man deshalb dieſe Schluchten „die Teufelslöcher" geheißen, und iſt, wo möglich, des Nachts nie vorbei gegangen, denn viel grauſige Begebenheiten wußte man, beſonders im Dorfe Wöllnitz, zu erzählen, daß Leute von unſichtbaren Kobolden gezwickt und geknebelt,

oder durch Irrlichter betrogen, in die Saale gerathen und ertrunken waren.

Da hat auch einmal ein Fiſcher gelebt, Thomas hieß er mit Namen, der mußte jedes Mal bei den Teufelslöchern vorüber, wenn er Fiſche nach der Stadt trug, und das geſchah öfter in der Woche. So oft er nun vorbei geht, ruft er alle Mal aus: „Hoh, hoh!“ und ſchlägt dabei ein Kreuz; da widerfährt ihm nie was. Zuweilen muß ihn ſein Vetter Kunz, ein flinker pfiffiger Burſche, den er bei ſich erzog, begleiten und Fiſche tragen helfen, und der ruft denn auch „Hoh, hoh!“ und bekreuzt ſich auch.

Einsmals ſchickt er dieſen mit Fiſchen allein in die Stadt. Wie nun Kunz bei den Löchern vorüber kommt, ruft er aus Leibeskräften „Hoh, hoh!“ vergißt aber das Kreuz zu ſchlagen.

Da ſteht im Hui vor ihm — ohne daß Kunz ſieht, woher er kam — ein großer Mann mit langem grauem Ziegenbart, iſt gekleidet wie ein Jäger, und hat ein Geſchoß in der Hand.

Kunz erſchrickt. Der Mann ſieht ihn mit feurigen Augen an, und fragt mit barſcher Stimme: „Was haſt Du hier zu ſchreien Burſche? Willſt Du etwa den Vogelſteller ſehen?“

Kunz zieht bescheiden die Mütze, und fragt ganz eingeschüchtert: „„welchen Vogelsteller?““

„Den, der hier seinen Vogelheerd hat, im Frühjahre Kräuter und Wurzeln sucht, im Sommer Fische fängt, im Herbste Haasen schießt.“

„„Ich habe nie was von diesem Kauze gehört.““

„Richtig, Kauz nennt er sich. Willst Du ihn sehen, so gehe in die Höhle, wo er sitzt und Sprenkel macht zum Vogelfang“

„„Dazu habe ich jetzt keine Zeit,““ entgegnet Kunz, „„muß schleunig zur Stadt,““ und geht.

Der Mann ruft ihm aber nach: „So laß ein anderes Mal das Schreien, sonst kommt er von selbst heraus.“

Wer war froher als Kunz, daß ihn der alte Jäger nicht fest gehalten, und läuft was er kann nach der Stadt. Die Fische waren bald verkauft, und nun eilte er schnell wieder nach Haus. Gern wäre er auf einem andern Wege nach seinem Dörfchen zurück gegangen, es gab aber keinen, er mußte denselben wieder nehmen. Als er in die Gegend der Teufelslöcher kommt, da wird ihm ganz kurios. Als zöge man seine Haare in die Höhe, als könne er gar nicht recht vorwärts schreiten, so ist's ihm. Es wird ihm bange

und ehe er noch das „Hoh, hoh!“ ausrufen kann, ſich bekreuzigen will, da plumpt er in Schlamm, von dem er hinwärts nichts geſehen, und zugleich hört er aus einem der Löcher ein ſchallendes Hohngelächter, und „Hopp, hopp!“

Schnell rafft er ſich auf und läuft, was er laufen kann, nach Haus. Dem Vetter erzählt er, was ihm paſſirt iſt. Der macht ein finſteres Geſicht dazu und ſpricht:

„Höre Burſche, bleib da weg. Du verſtehſt noch nicht das Kreuz zu ſchlagen, das kann nur ich. Ich hab's auch erſt lernen müſſen von unſerm Pater Liborius in Burgau, denn von ſich ſelbſt kann man das nicht erlernen, wenn es von Kraft gegen Anfechtungen ſein ſoll. Von dem weiß ich auch noch ganz andere Dinge.“

„„Was wißt Ihr denn?““

„Was Du noch nicht zu wiſſen brauchſt. Das aber ſage ich Dir: Der Vogelſteller Kauz, das iſt ein erzböſer Kerl. Vor dem hüte Dich.“

„„Hört einmal, Vetter, wart Ihr denn ſchon in den Löchern?““ fragte Kunz.

„Werde mich wohl hüten, da hinein zu gehen. Da kommt keiner wieder lebendig heraus.“

„„Möchte doch einmal ſchauen, wie es drin ausſieht; möchte auch gern den Kauz ſehen; habt Ihr ihn denn ſchon geſehen?““

„Wohl zehn Mal. Der Kerl ſieht ganz verflucht und verwünſcht aus. Ich ſage Dir aber, nimm Dich in Acht vor dem Kerl, komm ihm ja nicht in den Wurf.“

„„Was iſt's denn eigentlich für ein Kerl?““

„Nu, s'iſt wahrſcheinlich einer von den verwünſchten Götzen des Sorbenvolks geweſen, welche dies Volk bei Ziegenhain angebetet haben ſoll, bis der Thüringer Apoſtel, der Sankt Bonifacius, ſie verjagte und in die Felſenhöhlen und Klüfte bannte. Es heißt: da müßten ſie ſo lange ſitzen, bis der jüngſte Tag kommt; das kann aber noch lange währen. Kurz, ich warne Dich nochmals, laß Dich mit dem Kerl nicht ein, ſonſt biſt Du verloren.“

Im Weggehen ſprach der Vetter noch: „Morgen ſtehe früh auf, Du ſollſt Fiſche auf die Lobdaburg tragen zu dem Burgherrn, dem Grafen von Arnshaug, der zahlt gut.“

In aller Frühe war Kunz auf den Beinen, zog ſein beſtes Wams an, der Vetter packte ihm eine gute Tracht Fiſche auf, und er ging hin auf die Lobdaburg.

Auf der Zugbrücke begegnet er dem Grafen, der ausreiten will. Kunz zieht die Mütze, bleibt stehen, der Graf hält sein Pferd an, betrachtet den Burschen wohlgefällig, fragt ihn: wie er heiße, wo er herkomme, was er bringe und dergleichen mehr. Kunz beantwortet alle Fragen schnell und dreist, was dem Grafen gefällt, der ihn fragt, ob er Lust habe, bei ihm als Knappe zu dienen?

Da antwortet Kunz: „O ja. Zum Knappenleben habe ich schon lange Lust gehabt, mehr als zur Fischerei. Wenn's mein Vetter zufrieden ist, so diene ich Euch gleich."

„„Mit dem werde ich sprechen,"" sagt der Graf, reitet weiter und gleich hin vor des Vetters Haus, wo mit diesem der Akkord bald abgeschlossen ist, und Kunz sogleich als Knappe in die Dienste des Grafen von Arnshaug auf der Lobdaburg tritt. Der Graf läßt ihm nun ein stattliches Wams machen, giebt ihm Helm, Spieß, Armbrust, Wehr und Waffen, und in Allem, was ein Knappe zu wissen nöthig hat, wird er unterrichtet.

Kunz ist gewandt, hat Geschick, begreift schnell, und da dauert es nicht lange, so ist er ein gemachter Knappe, und begleitet nun den Grafen auf allen Ritten,

denn er mochte ihn wegen seines dreisten und offenen Wesens gern.

Da reiten sie einmal zusammen nach Jena, wohin der Weg bei den Teufelslöchern vorüber führt. Als sie bald dabei sind, erzählt Kunz dem Grafen, wie es ihm da vor einiger Zeit ergangen und er in großer Gefahr gewesen.

Da spricht der Graf: „Weiß es wohl, bei den verteufelten Löchern ist's gar nicht geheuer. Hatte mal einen Büstmeister, der konnte viel von dem Spuk erzählen, den der Vogelsteller Kunz dort treibt, mag's aber nicht nacherzählen; denn den Kerl möchte ich nicht gern zum Feinde haben."

Jetzt kommen sie bei den Teufelslöchern vorbei, sprechen kein Wort, hören aber drinnen im Berge pfeifen, singen und jauchzen, wie wenn ein wilder Tanz darin verführt würde.

Als sie vorüber sind, spricht der Graf: „Hast Du's wohl gehört, Kunz?"

„„Ei wohl,"" antwortet dieser, „„es ging recht lustig drinnen her.""

„Ich mag nicht dabei sein," erwiedert Jener; „das ist des Teufels Schmaus, da muß sich jeder Christenmensch in Acht nehmen, Theil zu nehmen. Sieh Du Dich nur vor, daß Du nicht einmal in des

Teufelskerls Klauen gerathst, sonst bist Du verloren. Hörst Du?“

„„Will mich schon hüten, Herr,““ antwortet Kunz, denkt aber: „„möchte doch einmal das Ding mit ansehen.““

Nicht lange darauf ist Markt im Städtchen Lobeda. Gewöhnlich findet sich der Graf auch da ein, zu schauen, was feil geboten wird, und seinen Kindern etwas mitzubringen. Auch das Mal reitet er dahin und mit ihm Kunz mit noch einigen Knappen. Dort wird abgesessen, der Graf spaziert auf dem Markte herum, die Knappen auch. Kunz kommt zur Schenke, wo getanzt wird, gezecht und gelärmt, kriegt Lust zu tanzen, fasst eine Dirne, schwenkt sich mit ihr wacker herum, und ist seelenvergnügt. Als er aufhört, winkt ihm ein alter, ihm unbekannter Knappe, und bietet ihm einen Trunk an. Sie setzen sich vor die Thür des Hauses unter eine Linde, und sprechen mit einander. Der Alte ist sehr redselig, erzählt, daß er Knappe beim Grafen Günther auf der Schwarzburg, sein Herr auch zu Markte sei; daß heute viele hübsche Dirnen da wären, nach denen er sich wohl gern umschaue, die ihn aber gar nicht ansähen, weil er schon alt sei, und sagte dann weiter:

„Unter den Dirnen, die da drinnen tanzen, ist gewiß Manche, die übers Jahr nicht mehr tanzt.“

„„Das kann wohl sein,““ erwiedert Kunz, „„aber wie kommt Ihr auf den Gedanken?““

„Seht,“ spricht Jener weiter: „unter den Tanzenden ist sicher auch der Vogelsteller Kauz, denn der streift allerwärts herum in mancherlei Gestalten, besonders wo es Mädchen giebt. Wenn der Eine erwischen kann, so lockt er sie in seine Löcher, und da kommt sie nimmer wieder heraus.“

Kunz spannt hoch auf beim Namen des Vogelstellers, will aber nicht glauben, was der Alte sagt.

„Gewiß, so ist's! Es sind schon viele Dirnen verschwunden, und kein Mensch weiß wohin; die hat er Alle an sich gelockt, der verfluchte Kerl.“

„„Es geht lustig in seinen Löchern zu. Ich hab's selbst einmal gehört, als ich mit meinem Herrn vorbei ritt.““

„Habt Ihr? Ich auch. Sonst wohnte ich in Wöllnitz. Da habe ich manches Stückchen von ihm gehört und gesehen, könnte allerlei von dem Unhold erzählen.“

„„Seid Ihr denn schon in seinen Löchern gewesen?““

„Ja wohl. Bin bis an den großen Teich gekommen,

der mitten drin ist. Jenseit des Teiches, da funkelten viele Lichter, und da liefen Mädchen herum, Mädchen wie die Wachspuppen. Bis zu denen traurte ich mich aber nicht."

„„That Euch Keiner was? Ich denke, wer da hinein geht, der kommt nicht wieder heraus?""

„Es that mir Niemand was, und konnte mir Keiner was thun, denn ich hatte einen Krötenstein in der Tasche, und wenn man den hat, dann kann einem der Kerl nichts anhaben."

„„Das wäre!"" spricht Kunz mit gespannter Aufmerksamkeit. „„Wo giebts denn solche Steine?""

„Beim Wasser vor den Höhlen zuweilen, aber nicht immer."

„„Da muß ich hin und mir einen holen, denn ich möchte gar zu gern auch einmal in die Höhlen guken. Wie sieht denn ein solcher Stein aus?""

„Der sieht aus, wie —"

Indem riefen die Knappen des Grafen: „zu Roß, zu Roß, der Herr will fort." Kunz springt nach seinem Rosse, und der alte Knappe ruft ihm nach: „Nun, wir sehen uns ja wohl ein anderes Mal wieder."

Einige Tage darauf geht Kunz in den Forst mit der Armbrust, Wild zu erlegen. Da sieht er auf

einer Wiese einen Mann, der sucht Kräuter. Er geht auf ihn zu, fragt: was er da mache und woher er sei?

„Bin aus Ziegenhain, sammle Kräuter, Wurzeln, Schwämme, die kauft der Abt im Kloster Burzlin. Das ist ein gelehrter Mann, der versteht's, Arzenei daraus zu bereiten, die weit und breit geholt wird, und schon manchen Kranken geheilt hat."

„„Also von Kräutersammeln lebst Du?""

„Im Sommer. Im Winter treibe ich Weberei. Der Ziegenhainer Kräutermann ist in der ganzen Gegend bekannt, und kennt auch die ganze Gegend umher."

„„Da kennst Du ja wohl auch die Teufelslöcher?""

„O, was sollt' ich nicht; da wächst gar manches schöne Kraut."

„„Und auch Unkraut.""

„Wie überall."

Kunz will schon weiter gehen, da sieht er, daß der Mann einen Stein aus dem Bache nimmt, ihn von allen Seiten betrachtet, daran riecht, und ihn einsteckt.

„Was steckst Du da ein?" fragt Kunz, neugierig näher tretend.

„„Es war ein Krötenstein,"" antwortet der Mann ganz gleichgültig.

„Ein Krötenſtein? Zeig doch her!“

„„Kennſt Du denn einen ſolchen Stein?““

„Nein!“

„„Aber Du weißt doch, was ein Krötenſtein für Kräfte beſitzt?““

„Nein, welche denn?“

„„Nun, ein Krötenſtein hat allerlei Kraft und Macht. Wer ihn bei ſich führt, der kann ins Innere der Erde ſehen, kann ſehen, wo Gold und Silber in der Tiefe liegt. Ich lobe mir aber das, was auf der Erde zu finden iſt, mag nicht wiſſen, was da unten ſteckt. Ich wollte den Stein erſt mitnehmen, will's aber nicht; ich bin genügſam. Vielleicht macht er einen Andern glücklich.““ Dabei wirft er den Stein wieder in das Waſſer und geht. Kunz aber ſpringt ſchnell hinzu, nimmt den Stein heraus, ſteckt ihn bei, und geht gleich nach Wöllnitz zu den Teufelslöchern.

Als er hinkommt, davor ſteht, horcht er eine Weile, hört aber nichts, ſieht ſich um, aber kein Menſch in der ganzen Gegend iſt zu ſehen.

„Ob ichs wage und hineingehe?“ ſagt er zu ſich. „J, warum nicht,“ antwortet er ſich ſelbſt, „ich habe ja einen Krötenſtein bei mir, da kann mir Keiner

was anhaben. Frisch gewagt ist halb gewonnen; ich thue es."

Er kriecht durch eine enge Oeffnung in den Berg, einen dunkeln Gang abwärts. Da wird es hell und immer heller, und bald steht er vor einem großen, großen Teiche. Jenseit desselben sieht er viele schön geputzte Dirnen hinter Spinnrädern sitzen, die aber nicht spinnen, sondern schlafen. Er schauet lange dahin, unentschlossen, was er weiter beginnen solle. Da schreit es mit einem Male: „Hah, hah, Hah, hah," und wie zurückgeschleudert steht Kunz wieder vor dem Eingange der Löcher. Indem geht sein Vetter Thomas vorüber, sieht ihn, und fährt auf ihn los mit den Worten:

„I Blitzkerl, was machst Du denn hier? Willst Du wohl den Augenblick fort!"

„„Vetter,"" spricht Kunz mit einer Art Genugthuung, „„ich bin drinnen gewesen.""

„Bist Du toll!"

„„Ich habe eine Menge schöner, schmucker Mädels gesehen.""

„Hast Du auch den hier gesehen?" bei welchen Worten er Kunzen bei der Hand nimmt, einen Schritt zurück führt, und auf den Felsen über den Höhlen zeigt.

Kunz ſchaut auf. Was ſieht er?

Da ſteht ein Kerl mit braunrothem Teufelsgeſicht, zwei Widderhörner auf dem Kopfe, fuchsrothe Haare und Bart. Ein Mantel von Vogelfedern umgiebt ihn. Aus der Bruſt geben ihm Leimruthen. Drunter iſt ein Gitterfenſter, vor welchem auf einem Bretſtück eine Eule oder Kauz ſitzt, und unten guken die Teufelsfüße hervor.

„Siehſt Du," ſpricht Vetter Thomas, „das iſt er ſelbſt, das iſt der verfluchte Vogelſteller."

Kunz ſtaunt die Figur verdutzt an. Indem thut die Eule einen gräßlichen Schrei, und — fort iſt die Erſcheinung.

„Siehſt Du, infamer Bengel, der hätte Dich mit den Krallen gefaßt, wäre ich nicht gerade hier geweſen. Jetzt gehe mir aber den Augenblick nach Burgau zum Pater Liborius und beichte. Du wirſt es mit Deiner verfluchten Neugierde noch ſo weit bringen, daß Du in die Klauen des Teufels geräthſt, und er Dir das Garaus macht. Den Augenblick gehe nach Burgau, auf der Stelle."

Kunz folgte, denn er war ängſtlich geworden. Er ging ſtraks nach Burgau, fand aber den Pater Liborius nicht zu Haus. Wie er ſich nun da herum dreht,

und eigentlich nicht weiß, was er machen, ob er des Vaters Rückkehr erwarten, oder heim auf die Lobdaburg gehen soll, da sieht er, nicht weit vor einer Hausthür, die flinke Dirne, mit der er im Lobdauer Wirth hause getanzt hatte. Einen vorübergehenden Burschen fragt er: wer die Dirne sei, und ihm wird geantwortet: „das ist Hufschmied's Klärchen." Da geht er auf sie zu, grüßt freundlich und spricht: „Kennt Ihr mich noch?"

„„O ja,"" antwortet die, „„kenne Euch recht gut, Herr Kunz von der Lobdaburg. Wollt Ihr nicht eintreten in mein Haus, einen Krug Milch und einen Imbiß annehmen? Die Eltern sind ausgegangen, bin ganz allein.""

Kunz läßt sich das nicht zwei Mal sagen, er folgt der Dirne in die Stube.

„Nehmt Platz," sagt Klärchen, „ich komme gleich mit Imbiß und Milch zurück," und geht hinaus. Er thut's. Da kommt unterm Ofen hervor ein großer schwarzer Kater, knurrt, hebt den Schwanz, springt auf den Tisch, und stiert Kunzen unverwandt an, was diesem fast unleidlich wird.

Klärchen kommt wieder, stellt das Mitgebrachte auf den Tisch, und Kunz genießt davon. Die Dirne setzt sich zu ihm, schäkert und lacht, und wird immer dreister.

Kunz aber iſt ſchüchtern und verlegen; ſie immer zudringlicher, und ſchlingt endlich ihren Arm um ſeinen Nacken. Da ſteht der Kater auf und knurrt.

„Was iſt denn das," ſagt Kunz, „das iſt ja eine infame Beſtie, jage ſie hinaus."

Klärchen lacht, und ſpricht: „„Er thut Euch nichts, er iſt nur eiferſüchtig." Dabei drückt ſie einen heißen Kuß auf Kunzens Lippen, was dieſen ſo wonniglich durchbebt, daß er den Pater Liborius und ſeine Beichte vergißt. Und wer weiß, was Weiteres hätte geſchehen können, wäre nicht in dem Augenblicke der kohlſchwarze Kater vom Tiſche herab auf Kunz losgeſprungen, laut ſchreiend: „Nimm ihn!"

Kunz ſtößt voll Entſetzen und Ingrimm den Kater von ſich, Klärchen greift nach einem Stock, das Thier zu ſchlagen, aber der Kater ſpringt in einem Satze zum Fenſter hinaus, und ſchreit draußen noch: „Halt ihn, halt ihn!"

Klärchen ſieht Kunzen mit glühenden Augen an, er ſie aber mit Verachtung, ſprechend: „Haſt Du einen ſolchen Geſpons, ſo brauchſt Du mich nicht. Leb wohl."

„„Wie meinſt Du das?"" fragt Klärchen in heftigem Tone.

„Biſt Du eine Katzenbraut, ſo weiß ich was Du biſt. Pfui!"

„„Das weißt Du nicht.““

„O ja, das weiß ja Jedermann.“

„„Du meinst wohl, ich sei eine Hexe?“ “

Kunz mißt sie von oben bis unten mit strafendem Blick, reißt sich von ihr los, geht fort ohne zu antworten, und nach Haus auf die Lobdaburg.

Andern Tags fühlt sich Kunz nicht wohl. Er muß die Stube hüten, in der Nacht schüttelt ihn Fieberfrost, und er erkrankt ernstlich. Was er in der letzten Zeit erlebt hat, geht da Alles vor seiner Seele vorüber, mahnend ihn, durch Bekenntniß seiner Sünden sein Gewissen zu beruhigen, damit er nicht ohne Vergebung von dieser Welt scheide. Er verlangt nach dem Pater Liborius, und der kommt.

An Kunzens Bette sitzend, erzählt Kunz dem Pater Alles, was ihm begegnete, Alles was er gethan, und verschweigt nichts.

Pater Liborius macht eine sehr bedenkliche Miene, zuckt mit den Achseln, und spricht:

„Sieh, mein Sohn, so bestrafen sich Vorwitz und unreine Begierden. In Burgau weiß es Jedermann, daß die Kläre eine Unreine, eine Hexe ist. Schon Manchen hat sie in ihre Nebelgarne gelockt, bethört und ins Verderben gestürzt, und längst schon wäre sie

beſtraft, als Hexe verbrannt worden, wenn ſie nicht unſer Gaurichter, der Graf auf der Käſernburg, in Schutz genommen, warum? das weiß kein Menſch. Was Dich betrifft, Kunz, ſo wird es am beſten ſein, Du läſſeſt Dich hinbringen nach Bürglin zum frommen Abt Lukas, der wird Dir gewiß helfen."

Der Vater ſpricht hierauf mit dem Grafen von der Lobdaburg, und der läßt andern Tags auf einem Wägelein den kranken Kunz nach Bürglin zum Abt bringen.

Freundlich nimmt dieſer den Kranken auf, hegt und pflegt ſein, labt ihn mit ſtärkenden Mitteln und geiſtlichen Troſtgründen, ſo daß Kunz nach einigen Wochen an Leib und Seele völlig hergeſtellt iſt.

Da ſpricht der Abt: „Mein Sohn, da Du wieder Herr Deines Leibes und Deiner Sinne biſt, ſo beichte mir frei und offenherzig alle Deine Sünden, und bereueſt Du ſie aufrichtig, ſo ertheile ich Dir im Namen Gottes Abſolution." Und Kunz beichtete in Demuth und als reuiger Sünder Alles, was ihm begegnet, was er begangen. Da ertheilt ihm der Abt die Abſolution, und ſpricht:

„Nun gehe ſogleich von hier hin nach den Teufelslöchern. Wirf Deinen Krötenſtein hinein, rufe dabei aus mit lauter Stimme: „Weiche von mir, Du un-

ſauberer Geiſt, Du teufliſches Geſpenſt!“ ſchlage drei Kreuze, kniee nieder, bete ein andächtiges Vaterunſer, und dann ſage Deinem Herrn den Dienſt auf und ziehe ganz weg aus dieſer Gegend.“

Kunz verſpricht Alles zu thun, wie der Abt ihm befiehlt, nur ſchmerzt es ihn, ſeinen Herrn und die Gegend verlaſſen zu ſollen, wo er geboren und zum Manne geworden iſt. Weinend verläßt er den Abt, geht aber geraden Wegs nach den verfluchten Teufelslöchern.

Als er hinkommt, ſteht vor denſelben der verwünſchte Vogelſteller in derſelben Geſtalt, wie er ſchon einmal über den Teufelslöchern ihn geſehen. Er ſchreckt zuſammen und will umwenden. Da ſpricht der Vogelſteller:

„Bleibe, fürchte Dich nicht, ich thue Dir kein Leids.“ Kunz blieb. „Sieh,“ ſprach Jener weiter, „warum Du hierher kommſt, und was Dir der Pfaffe zu thun geheißen, das weiß ich Alles. Auf ſolch Pfaffengeſchwätz mußt Du aber nicht achten. Das iſt nur Larifari. Der Kerl iſt ſelbſt ein alter Sünder, und hat gar nicht die Macht, Deine Sünden Dir zu vergeben. Du haſt ja überhaupt gar nichts Sündiges begangen. Bleibe Du lieber bei mir.

Sieh, wenn Du mir vertraueſt, ſo zeige ich Dir die Herrlichkeit meiner unterirdiſchen Wohnung, meine Schätze und meine ſchönen Dirnen, die mir dienen. Es ſoll Dir gewiß bei mir gefallen. Ich will Dich auch gar nicht halten, wenn es Dir nicht gefallen ſollte; Du kannſt ganz nach Belieben gehen und kommen, ſollſt auch nicht mein Diener ſein, denn zu meiner Bedienung brauche ich nur die Dirnen, die mir Garn ſpinnen müſſen zu meinen Vogelnetzen. Dir aber ſollen ſie dienen, ſchön mit Dir thun, und Goldkörner Dir geben, welche ſie mir aus dem Teiche fiſchen, den Du kennſt. Angeſehen und reich ſollſt Du werden, ein Leben führen voll Luſt und Freude. Drum komm mit mir in meinen unterirdiſchen Freudenſaal, und kümmere Dich nicht um das, was der alte Pfaffe Dir vorgeſchwatzt und vorgelogen hat. Mancher hätte es gern ſo, wie ich Dir's jetzt anbiete, doch kann ich nicht Jeden brauchen. Du aber gefällſt mir ob Deiner Keckheit, Klugheit und Deines Muthes, und deshalb bin ich Dir gewogen, will Dich glücklich und reich machen."

Kunz hatte die lange Rede des Vogelſtellers ruhig angehört, ihn nicht unterbrochen; auf ſeinem Geſicht drückte ſich aber ſogleich aus, welche Wirkung ſie auf ſein Gemüth mache, welche Erklärung er zurückgeben werde,

„Hebe Dich weg von mir," ſpricht er, „Du Satanskind, Du Teufelsbolzen. Ich verlange nicht Deine Herrlichkeit zu ſehen, noch durch Dich reich zu werden. Fort, Du verwünſchter Vogelſteller in Deine verfluchten Teufelslöcher. Mich fängſt Du nicht."

„„Nun, nun, nicht ſo ungnädig, Herr Knappe!"" ſpricht jener. „„Ziehe meinetwegen hin, wo Du hin willſt. Ich will Dich nicht halten. Soll ich Dir nicht helfen, nun, ſo kann ich Dir doch ſchaden.""

„Helfen ſollſt Du mir nicht, und ſchaden kannſt Du mir nicht," fährt Kunz heftig heraus, und ſchlägt das Kreuz.

Noch ein Mal verſucht der Vogelſteller zu reden, aber Kunz donnert ihm ein „Schweig!" entgegen, wirft ſchnell den Krötenſtein in den Hölleneingang, und betet ein Vater-Unſer.

Da ſchlüpft Jener in ſein Reich. Mit Geraſſel ſtürzen Erde und Felſenſtücke herab, verdecken den Eingang der Teufelslöcher, und nur eine kleine Oeffnung verbleibt, die noch heutiges Tages zu ſehen iſt.

Wer in der Walpurgisnacht bei dieſer vorübergeht, und ein Sonntagskind iſt, der ſieht ſie jetzt noch weit und groß offen ſtehen, wie ſie ſonſt war, ſieht den Teich und daran ſitzend die ſchönen Dirnen, wie ſie

ſpinnen, und ein heller Lichtglanz ſie umgiebt. Aber nur an dieſem Tage, und nur von zwölf bis ein Uhr um Mitternacht kann ſie ein ſolcher ſchauen, keinen andern Tag. Der Vogelſteller aber, der zeigt ſich immer noch, bald als Jäger, bald als Fiſcher oder Kräuterſucher. Weiber und Kinder, die Schwämme und Beeren ſuchten, oder Holz laſen, ſahen ihn oft in der Gegend ſeiner Teufelslöcher, fürchten ihn aber nicht, denn er thut ihnen nichts, kann ihnen nichts mehr thun; ſeine Macht iſt gebrochen.

Der Katzenfelsen.

Kommst Du die Straße gezogen von Göttingen nach den Berghöhen des Harzes, Du fröhlicher Jüngling der hohen Schule Göttingens, und bist Du nahe dem Städtlein Osterode mit seinem hochaufstrebenden, alten, runden Thurme; siehe, da schauest Du links wunderseltsam geformte, schroff aufsteigende Kalkfelsen. Ihr Bild wird Dich anziehen. Auf den Wanderstab gestützt, wirst Du weilen, ihre Höhe messen, und besonders wird dem höchsten Dein Auge sich zuwenden.

Dir zur Seite ist emsig ein Landmann bemüht, mit zwei langsam vorschreitenden Stieren den Acker zu pflügen, welchen Tausende von Steinen bedecken, die sein Pflug unterpflügt, und aber Tausende wieder hervorpflügt. Er sieht Dich, wie Du stehest, den Felsen

anſchaueſt, wünſchend, Du möchteſt ihn anreden, denn er hat Luſt auszuruhen, und zu plaudern. Aber Du bemerkſt ihn nicht, und da Dein Auge ſich immer nicht nach ihm hinwenden will, ſo ſpricht er endlich:

„He, Herr, was ſchauet Ihr denn ſo lange den Katzenfelſen an? — meint wohl, der alte Ritter Hans komme nochmals herabgeſprungen?“

Und Du wendeſt Dich zu ihm, fragend: „„Iſt von dem Felſen ein Ritter herabgeſprungen?““

„Ja wohl,“ erwiedert Jener; „habt Ihr nie von der ſchrecklichen Begebenheit gehört?“

„„Nie.““

„Ei, da muß ich ſie ja Euch erzählen.“

„„Das thut, junger Mann, höre gern abenteuerliche Geſchichten.““

Und der Bauer hebt an: Seht Herr, da drüben liegt ein Dorf, Ihr könnt es von hier aus ſehen, das heißt Forſte. Das hat vor uralten Zeiten einem Ritter gehört, der hatte auf einem Berge dabei eine ſtattliche Burg mit vielen Zinnen und hohen Thürmen, von der man jetzt nur noch Steinhaufen ſieht und den Wallgraben. Lichtenſtein hat ſie geheißen, und der Ritter hieß, — ja wie hieß er doch gleich — richtig, Hans

von Sporck. Ein gar schmucker Herr soll es gewesen sein, und viele, viele Güter haben ihm gehört; aber auch wild und unbändig ist er gewesen. Allen Dirnen hat er nachgestellt, keine ist vor ihm sicher gewesen, und wo er sich blicken gelassen, da sind die gelaufen vor ihm, wie vor einem Popanz. Täglich ist er hinaus geritten mit einem Knappen auf die Jungfernjagd, und wo der häßliche Mensch was erwischt hat, da ist's in Compagnie mit dem Knappen verspeist, oder auf dem Rosse nach seiner Burg entführt worden.

Da kommt er nun auch einmal in die Nähe des ehemaligen Klosters Katelnburg, das da drüben über dem Berge liegt; gewahrt aus der Ferne, wie an der Außenseite der Klostermauer ein Nönnlein herumspaziert und Blumen pflückt. Daß es ein junges, vollwangiges Kind ist, sieht er bald, denn Augen hat er gehabt wie ein Falke. „Georg," spricht er zum treuen Knappen, „die müssen wir fahen, das ist ein schmuckes Mädel," und rasch sprengen sie auf sie los. Das Nönnchen wird ihr Annähern zu spät gewahr, kreischt zwar, als sie schon dicht bei ihr sind, laut auf: „Jesus, Maria und Joseph, schützet mich," aber keiner von den Angerufenen steht ihr bei, und als sie athemlos bei der Klosterpforte ankommt, ins Kloster zu flüchten, da

hat der Knappe dieſe ſchon beſetzt, und hält die Fliehende feſt.

Ritter Hans ſpringt raſch vom Roß, und grüßt gar ſchmeichlich die holde Jungfrau. Die aber läßt die Blumen fallen, zittert wie Espenlaub, wimmert, bittet den Hans, ſie zu verlaſſen, und da dieſer immer zudringlicher wird mit ſeinen Schmeichelworten, ſo ſinkt ſie nieder auf ihre Knie, ſtreckt die Arme faltend gen Himmel, und ſchreit mit verzweiflungsvollſter Stimme und Geberde nochmals: „Jeſus, Maria und Joſeph, helft mir!“

„„Die helfen Dir nicht, ſchönes Kind,““ ſpricht der böſe Hans mit freundlichem, ſchalkhaftem Blick auf ſeine Beute, „„aber ich helfe Dir auf mein Roß, und führe Dich auf meine Burg Lichtenſtein. Da ſollſt Du es gar gut haben, beſſer wie in dem dunkeln Kloſter: da wird es Dir wohl gefallen, denn da geht es luſtig her, da brauchſt Du nicht zu ſingen, nicht zu beten.““

Aber die Jungfrau windet ſich aus den Armen des Ritters, will fort, wird gehalten, ſchreiet aber immer angſtvoller um Hülfe. Da öffnen ſich im Kloſter der Fenſter viele. Nonnen jung und alt ſchauen heraus, ſehen und ſchreien mit: „Hülfe, Hülfe!“

Doch ehe die herbeikommt, da haben schon Hans und sein Knappe das erschöpft niedergesunkene Mägdlein aufgenommen, auf das Roß gehoben, und fort sind sie gesprengt in sausendem Galopp mit der ohnmächtigen Beute nach Burg Lichtenstein.

Im Kloster ist Alles im größten Aufruhr. Durch die weiten Gänge ertönt Weheruf und Klaggeschrei. In der Kirche liegen Aebtissin und Nonnen alle am Altare, flehen um Hülfe; die Paters beten um Errettung der unschuldigen Seele aus den Klauen des Bösen, und Boten eilen flugs nach dem Wohnorte der Eltern der Entführten, Kunde von dem gräßlichen Unglück ihnen zu bringen. Auch auf die benachbarten Burgen bringen sie solche zu den edlen Ritterfamilien, flehend im Namen der Kirche um Hülfe und Rache der Schandthat. Darob ergrimmen gar männiglich die Ritter alle, beschließen, den der Kirche angethanen Schimpf zu rächen, ihre Mannen zu sammeln, nach Lichtenstein zu ziehen, es zu nehmen, und den Räuber zu tödten, wo sie ihn auch finden.

Am dritten Tage sind alle mit ihren Reisigen beisammen, ziehen hin gen Lichtenstein, den Burgberg hinan. Geschlossen und fest verwahrt finden sie Alles; sehen läßt sich Niemand. Da lassen sie die Trompete

ſchmettern als Zeichen ihrer Anweſenheit. Alsbald erſcheint auf hoher Zinne der Burgmauer der Burgwärtel, fragend nach dem Begehren. Und hinauf geſchrieen wird von den Rittern: „Wir begehren, daß Ritter Hans die geraubte Kirchenbraut ſogleich zurückgebe, ſonſt ſtürmen und zerſtören wir Burg Lichtenſtein.“

Der Burgwärtel dreht hohnlachend ſich um, und nach einem Weilchen zeigt ſich der böſe Hans ſelbſt an einem Fenſter, das Nönnlein feſt im Arm haltend, daß ſie kein Glied rühren kann, und ruft ſpöttiſch den Rittern zu: „„Hier iſt ſie, holt ſie, wenn ihr Luſt habt!““ Raſch will er ſich vom Fenſter mit der Unglücklichen entfernen, aber dieſe gewahrt den Augenblick, Jenen noch zuzurufen: „Rettet, rettet mich!“

Die Ritter alle ergrimmen im heftigſten Zorn ob der ſchnöden Worte des Räubers, und nun wird Anſtalt gemacht zum Erſtürmen der Burg. Leitern werden angelegt, und ringsum die Erſteigung der Mauern verſucht. Doch drinnen iſt man auch nicht faul. Alle Eingänge ſind wohl verrammelt, mit Mannen beſetzt. An Lebensmitteln fehlt es nicht, auch nicht an Steinvorräthen, welche den ſich Nähernden entgegen geworfen werden. Zwei Mal wird der Sturm verſucht, aber

umſonſt, und ſchon Mancher der Tapferſten liegt von Steinen zerſchmettert im Burggraben.

Dem Hans wird indeſſen doch bange, daß er der weit überlegenen Macht der Angreifenden auf die Länge nicht werde widerſtehen können. Er beſchließt daher, durch einen unterirdiſchen Gang zu entfliehen, der aus der Burg eine Viertelſtunde weit ins Freie führt, wo Felſen und Gebüſch ſeinen Ausgang decken. Als nun in finſterer Nacht zum dritten Male mit aller Kraft und Liſt ein Sturm beginnt, an einer Stelle die Stürmenden mit Mauerbrechern eine Oeffnung in die Mauer gewinnen, Hans ſchon ſieht, wie ſie ins Innere des Burghofs mit gräßlichem Geſchrei wild eindringen, ſeine Mannen niedergeſäbelt werden, oder weichen, da entflieht er zu Pferd und allein durch jenen Gang, und gelangt glücklich ins Freie.

Die Belagerer dringen indeſſen alle ein, ſäbeln nieder, was ſich widerſetzt, und nun wird die ganze Burg durchſucht, Ritter Hans zu greifen. Der iſt aber nirgends zu finden, nur die geraubte Jungfrau trifft man auf den Knieen liegend und betend an. Vor Schreck und Freude, ſich befreit zu ſehen, ſtürzt ſie beim Eintreten des erſten Ritters dieſem entgegen, umklammert ihn und ſchreit: „Schützt mich um Gotteswillen vor

dem Wüthrich!" Der Ritter ſpricht ihr Troſt zu, führt ſie hinab in den Burghof, übergiebt ſie ſeinen Treuen. Man hebt ſie auf ein Roß, und in derſelben Nacht noch wird ſie nach ihrem Kloſter zurückgebracht, ſicher geleitet von einigen Rittern.

Des Spähens nach Ritter Hans iſt während dem kein Ende. Alle Winkel werden durchſucht, aber nirgends iſt er zu finden, und von den gefangenen Burgleuten ſchwören alle hoch und theuer, nicht zu wiſſen, wo ihr Herr hin ſei. Da kommt aus der Tiefe der Kellergewölbe Einer heraufgeſprungen, mit der Nachricht: daß Ritter Hans durch den unterirdiſchen Gang entflohen ſein müſſe, denn die Eingangspforte habe offen geſtanden.

„Ihm nach!" ſchreit die ganze Menge, „ihm nach, den müſſen wir fangen!" Und an die zwanzig werfen ſich auf ihre Roſſe und ſprengen fort in der dunkeln Nacht nach allen Weltgegenden hin."

Ritter Hans iſt indeſſen auch nicht ſäumig geweſen. So wie er aus dem unterirdiſchen Gang heraus iſt, jagt er mit verhängtem Zügel über Stock und Block ins Dunkel der Nacht hinein, ohne zu wiſſen, wo er hinkommen werde, da er ſich wohl denken kann, daß man entdeckt habe, auf welchem Wege er entkam, und

ihn daher verfolge. Eine Stunde lang iſt er ſo fortgeſprengt über Feld und durch Wald, und nähert ſich nun dem Gebirge. Da will das Roß nicht weiter. Es vermag nicht mehr zu laufen, es geht nur noch Schritt, und Ritter Hans gönnt ihm daher einige Erholung, meinend, ſchon fern genug von ſeinen Feinden zu ſein, wiewohl er, von der Dunkelheit getäuſcht, in einem großen Bogen geritten, und kaum erſt eine halbe Stunde von ſeiner Burg entfernt iſt. Nachläſſig hat er die Zügel auf des Pferdes Hals liegen, und denkt nach, wohin er ſich vorerſt begeben will, und daß er weit fort müſſe, da in der Nähe er keinen ſichern Aufenthalt finden werde. Um ihn her iſt's ſchaurig ſtill. Das leiſeſte Geräuſch hört er daher, und ſchreckt zuſammen, wenn ein Reh, aufgeſchreckt aus ſeinem Lager, durchs Gebüſch ſich flüchtet, oder eine Nachteule auf der Eiche durch die Zweige weiter flattert. Da iſt's ihm auf einmal, als vernehme er in weiter Ferne Menſchenſtimmen und das Trappeln von Roſſen. Einen Augenblick hält er, zu horchen; und richtig, er hört ſprechen und ſogar das Wiehern eines Roſſes. Da ſprengt er wieder vorwärts. Aber es geht bergauf, und der matte Gaul kann nicht fort. Immer ſteiler geht's hinan, und ſteiler, und nur durch

tüchtiges Anſpornen quält er das arme Thier hinan, hoffend, oben ebenes Blachfeld zu finden. Doch dem war nicht ſo. Als er oben iſt, beginnt es eben in Morgen etwas zu dämmern, und er kann erkennen, daß er auf der Höhe eines ringsum abſchüſſigen Felſens iſt, ein tiefer düſterer Abgrund vor ihm liegt. Der Gaul ſteht und zittert, und den Ritter packt Angſt und Schrecken, denn er hört, wie ſeine Verfolger auch den Berg heran kommen. Umzuwenden iſt unmöglich, er wäre dieſen entgegen gekommen, und was dann ſein Loos war, kann er denken. Was nun thun? Da hört er die Worte ganz deutlich: „Hier oben muß er ſein; unſere Roſſe wiehern, weil ſie vor ſich ein Roß ſpüren; hier fangen wir ihn, denn ausweichen kann er nicht.“

Gepackt von der höchſten Angſt wendet ſich Ritter Hans nach der Gegend hin, wo die Verfolger ſich nahen, und brüllt mit Donnerſtimme dieſen entgegen: „Ehe ich mich von Euch fangen laſſe, gebe ich mir ſelbſt den Tod!“ Mit aller Gewalt ſpornt er den Gaul an, hinabzuſpringen in den Abgrund, aber der bäumt hoch auf, und dreht ſich um, er ſpornt ihn von Neuem, aber umſonſt. Immer bäumt das Thier, und will rückwärts, da reißt er ſich die Schärpe von der

Bruſt und verbindet dem Gaul die Augen, ſpornt ihn abermals an, ſchreit den nahe hinter ihm ſeienden Feinden noch ein Hurrah! zu und ſpringt — in den Abgrund.

Zerſchmettert liegt er da, zerſchmettert das Roß. Der Tag iſt angebrochen. Die ihn verfolgten, ſehen von oben, wie er ſich windet und krümmt im Kampfe mit dem Tode.

Sie kehren zurück nach Burg Lichtenſtein, verkündend, was geſchehen. Und die Dagebliebenen alle ſind ergriffen von Entſetzen, ob des in der Verſtocktheit ſeiner Sünden dahin Gefahrnen zur Hölle. „Wo er liegt," heißt es, „bleibe er liegen, ein Aas für wilde Thiere und Raben. Der Strafe iſt er entgangen, Gottes Gerichte wird er nicht entrinnen. Und da mit dieſem Sünder der Stamm Etzdorf erlöſcht, ſo ſprechen wir all' ſein Gut und Erbe dem Kloſter der frommen Schweſtern in Katelnburg zu, an denen er ſeine letzte Schandthat verübte."

Und ſo geſchah es. „Seht," ſprach der Landmann zum Wanderer, „das iſt die ſchreckliche Begebenheit vom Ritter Etzdorf auf Lichtenſtein, der vom Katzenfelſen hinabſprengte in den Höllenpfuhl."

Er erhob ſich, trieb die Stiere an zum Pflügen, wünſchte glückliche Reiſe dem Wanderer, und zog eine neue Furche in den ſteinigen Acker.

Der Kädelſtein.

Im hohen Erzgebirge Sachſens, wo ſeit undenklichen Zeiten des Silbers viel aus der Tiefe gefördert wurde, da liegt, nicht fern von Böhmens Grenze beim Städtchen Annaberg, das Dorf Frohnau. Umgeben iſt es von reichen Erzgruben, in welchen die Bewohner Arbeit und reichlich Lohn fanden und noch finden, daher das Dörfchen anwuchs von Jahr zu Jahr, denn hier war und wurde Alles Bergmann.

In Frohnau lebte auch der Steiger Günzer, ein fleißiger, gottesfürchtiger Mann. Er hatte die Aufſicht über mehrere, von ſeiner Wohnung weit gelegene Gruben, und kam daher gewöhnlich erſt ſpät des Abends nach Haus. Einſtens kehrt er auch einmal zur Winterszeit heim, und da er bei der ſauern Arbeit

in der Grube warm geworden, der kalte Nordwind ihn unſanft anbläſt, ſo ſchreitet er raſch vorwärts durch den tiefen Schnee und zwiſchen den mit Eis behangenen Tannen, ſich bald hinterm warmen Ofen in Frohnau erholen zu können.

Wie er nun ſo geht und in Gedanken berechnet, was er heute wohl verdiente, da tritt ihm Einer plötzlich in den Weg, der ſpricht: „Glück auf, Bergmann! Nehmt mich mit nach Frohnau, und laßt mich bis zu Anbruch des Tags bei Euch raſten, denn ich bin hier unbekannt, und des Schnees liegt zu viel, um den Weg allein zu finden."

Der Steiger ſtutzt, denn es iſt ſchon dunkel; er kann nicht genau erkennen, wer mit ihm ſpricht, und die Stimme des Mannes kommt ihm ganz beſonders, wie dumpfes Heulen, vor. Nicht ſogleich iſt er Willens, dem blutfremden Manne die Bitte zu gewähren, und fragt daher: wer er ſei, woher er komme? Aber der Mann antwortet nicht. Das macht den Steiger ſtutzig, und er hebt ſeine Laterne in die Höhe, Jenem in's Geſicht leuchtend. Da ſieht er, daß der Mann ein blaſſes, hageres Geſicht hat, Hunger und Kummer drauf gezeichnet ſind, die Augen tief im Kopfe ihm liegen, greiſes Haar den Scheitel nur halb deckt, und

der Mund faſt verzerrt iſt. Mit demüthiger Miene wiederholt der Mann ſeine Bitte, zitternd vor Froſt, denn ſchlechte Bekleidung bedeckt ihm kaum die Glieder. Günzern dauert das Jammerbild, und er ſpricht: „Ich will Dich mitnehmen, in meinem Stübchen Dich ausruhen laſſen, auch erquicken, ſo viel ich kann, denn Du ſcheinſt krank und ſchwach zu ſein.“

Sie gehen nun zuſammen fort, doch kein Wort ſpricht der Mann. Das Dörfchen war nicht mehr fern, und bald ſtehen ſie vor der Hütte des Steigers. Der klopft an's Fenſter, der Tochter zurufend: „Mache auf, Käthchen!“ Käthchen ſchauet heraus. „„Biſt Du es, Vater?““ ſpricht ſie; „„bringſt ja wohl einen lieben Gaſt mit? Gleich!““

Schnell zündet ſie die Lampe an, und öffnet die Hausthür. Der Vater tritt ein, der Gaſt folgt. Aber im Augenblicke, wo Käthchen dieſen beim Lampenſchein erblickt, ſchreit ſie auf: „Hilf Jeſus Chriſt!“ ſinkt bewußtlos nieder, der Gaſt ſtößt einen gräßlichen Fluch aus, und — fort iſt er.

Der Steiger, erſchrocken, trägt die Tochter auf's Lager, läuft unruhig hin und her, will helfen, und weiß nicht wie, rüttelt und ſchüttelt ſein Kind, benetzt Käthchens Schläfen mit Waſſer, aber erſt nach einer

Stunde kehrt das Leben zurück. Sie ſchlägt die Augen auf, und wild umherſchauend fragt ſie: „Iſt er fort?“

„„Wer? Der Gaſt?““ Sie bejaht es. „„Schon längſt, er trat gar nicht mit ein,““ ſpricht der Vater.

„Nun, Gott ſei Dank!“ Sie richtet ſich auf. „Aber, Vater,“ ſpricht ſie, „warum brachteſt Du ſo einen böſen Gaſt mit?“

Verwundert fragt der Vater: „„Wie ſo? Kennſt Du ihn denn, ſprich!““

Käthchen blickt ängſtlich umher, dann ſagt ſie ganz leiſe dem Vater in's Ohr: „Es war ja der Gottſelbeiuns, mein — Bräutigam.“

Der Vater fährt mit Entſetzen zurück, blickt mit krampfhafter Miene ſein Kind an, und ruft weinend aus: „„Gott im Himmel, ſie redet irre!““

„Nein, nein,“ ſpricht Käthchen, „bin nicht irre, habe alle meine Sinne beiſammen, aber hört. In voriger Nacht träumte ich, ich läge im Walde und ſchliefe. Da kam Einer auf mich zu, der gerade ſo ausſah wie Dein Gaſt, wie ein böſer Geiſt. Es ſchauderte mich. Als er dicht neben mir ſtand, rief er drei Mal meinen Namen, und nannte mich dabei jedes Mal ſeine Braut. Drauf küßte er mich drei Mal, ſauſte dann fort, und ich ſah, daß er Hörner

hatte, einen langen Schwanz und Pferdefüße, kurz, daß es der Teufel war."

„„So, ſo,"" ſpricht der Vater beruhigter, „„das träumteſt Du; nun, dann hat's nichts zu ſagen. Man träumt oft gar kurioſes Zeug, das laß Dich nicht irren. Jetzt mache mir aber Abendbrod, ich bin hungrig.""

Käthchen ſteht auf. Sie will einen Schlüſſel ergreifen, der auf dem Tiſche, und neben dem ein Blatt Papier liegt.

„Was iſt das für ein Papier?" fragt der Vater.

„„Ich weiß es nicht;"" erwiedert Käthchen. „„Es ſteht Geſchriebenes drauf.""

Der Vater nimmt das Blatt, hält es an's Licht, ſetzt die Brille auf und lieſt: „In neun Wochen werde ich um Mitternacht an's Fenſter pochen, und meine Braut heimführen."

„„O Jeſus Maria! das Blatt hat der Böſe zurückgelaſſen,"" ſchreit Käthchen. „„Da ſiehſt Du nun, daß Dein Gaſt der Teufel ſelbſt, mein Traum kein leerer war.""

Und der arme Vater jammert und ruft ein Mal über das andere Mal, die Arme gen Himmel ſtreckend, aus: „O Gott, o gnädiger Gott, beſchütze mein Kind vor des Satans Klauen!"

Angſtvoll und händeringend geht er in dem kleinen Stübchen auf und ab, mag nicht eſſen, nicht trinken, ſinnt nach, was zu thun ſei, und Käthchen ſitzt weinend im Winkel.

Nach einer Weile ſagt er zur Tochter: „Weißt Du, was ich thun werde?“

„„Nun?““

„Morgen gehe ich nach Schletin zum Vater, erzähle dem, was geſchehen iſt, bitte ihn um guten Rath und Beiſtand. Der hilft uns gewiß.“

Ermuthigt durch dieſen Gedanken kehrt Ruhe zurück. Er ißt und legt ſich zur Ruhe.

Kaum graut der Tag, da macht er ſich auf den Weg nach dem Oertchen Schletin. Der Weg wird einſamer, denn in der Nacht iſt viel Schnee gefallen, und langſam nur kommt er vorwärts. Als er endlich nahe am Orte iſt, da fängt man eben an mit den Glocken zu läuten, und wie er zum Thore eintreten will, da kommt ein Leichenzug ihm entgegen. Er zieht ſeine Mütze, läßt den langen Zug vorüber, fragt den Letzten der Begleiter, wer es ſei, den man dahin trage, und erfährt, daß es der Herr Pater ſei, zu dem er will. Verwundert ſchlägt er die Hände zuſammen, ſteht eine Weile, dem Zuge mit Jammer nachſehend,

ruft aus: „Ach, da trägt man meinen Troſt zu Grabe!“ und kehrt wieder heim.

Käthchen hört voll Schmerz und Angſt die traurige Nachricht. „„Das Gott,““ ruft ſie aus, „„was fangen wir nun an, wohin wenden wir uns nun?““

„Ich weiß es nicht,“ antwortet Günzer, und ſetzt ſich gedankenvoll nieder.

Fort ſind Ruhe und Zufriedenheit aus des Steigers Hütte, die immer darin gewohnt, und Vater wie Tochter treiben nur muthlos und angſtvoll ihre Geſchäfte.

So vergeht eine Woche nach der andern in Kummer und Sorgen, und ſo oft auch Käthchen den Abends heimkehrenden Vater erwartungsvoll fragt, ob er Troſt mitbringe, iſt immer die Antwort: „Keinen; aber laß uns nicht verzagen, auf Gottes Hülfe rechnen. Denn, wer auf Gott vertraut, hat nicht auf Sand gebaut. Sieh, dieſe Troſtworte ſtehen in unſerm Geſangbuche, und der Herr wird uns ſchützen, denn wir ſind ja fromm und halten ſeine zehn Gebote.“

Die neunte Woche iſt angebrochen. Da gehen Vater und Tochter zur Kirche, beten am Altare, nehmen das Abendmahl, kehren geſtärkt und voll Troſt heim, und erwarten nun, ergeben in ihr Schickſal, wie es kommen werde.

Am letzten Tage dieſer Woche fährt der Steiger nicht in den Schacht, bleibt zu Haus bei der Tochter, betet und ſingt fromme Lieder mit ihr.

So naht die Mitternachtsſtunde, und Beide ergreift Zittern und Bangigkeit. Die Thurmuhr ſchlägt zwölf. So wie der letzte Schlag verhallt, pocht es an's Fenſter, und heulend ſchreit es: „Braut heraus, Braut heraus!“

Käthchen ſinkt zuſammen, aber Günzer erhebt zitternd ſeine Hände nach oben, laut betend: „O großer Gott, ſteh' uns bei, erlöſe uns von dem Böſen!“

Da ſchreit es wieder: „Noch neun Tage Friſt, dann biſt Du meine Braut, oder eure Hütte ſteht in Flammen!“

Unter Blitz und Donner fährt es in den Wald, und in der Hütte dampft dicker Schwefelqualm.

„Erhole Dich, mein Kind,“ ſpricht Günzer, „er iſt fort, der Böſe; er wich, als ich Gott um Schutz anrief. Ich denke, wir ſollen nun Ruhe haben, denn mit Gottes Wort iſt er zu bannen.“

Käthchen aber ſchüttelt bedenklich den Kopf. Sie fürchtet das Aeußerſte. Die Mühen des Vaters, ſie aufzurichten, Troſt ihr einzuſprechen, ſind umſonſt. Sie jammert, weint, und iſt feſt des Glaubens, daß der Böſe ſeine Drohung erfüllen, ihr Häuschen zer-

ſtören werde. In ſteter Angſt und Kümmerniß ſchleichen Beiden die neun Tage langſam dahin, und trauriger und beklommener werden ſie von Stunde zu Stunde.

Der furchtbare neunte Tag bricht an. Der Steiger fährt nicht in den Schacht, bleibt zu Haus. Vater und Tochter gehen wieder in die Kirche, beten inbrünſtig zu Gott, ſie zu ſchützen, kehren aber doch nicht ohne Furcht zur Hütte zurück. Viele Lampenlichter zünden ſie an, aber Speiſe und Trank genießt keins, nur beten mögen ſie. Da ſchlägt es droben auf dem Thurme zwölf. Mit dem letzten Schlage klopft es an das Fenſter, und brüllend ruft es:

„Heraus die Braut, ſonſt brennt das Haus!“

Günzer hält feſt die jammernde Tochter mit ſeinen Armen umſchlungen, und ruft aus:

„Um Chriſti Blut und Wunden, hebe Dich von uns Satanas!“

Da brüllt es wieder:

„Braut, das Haus ſteht in Flammen. Nochmals neun Wochen Friſt, und biſt Du dann noch nicht mein, ſo wird Dein Vater elendiglich enden.“

Der Unhold weicht. Käthchen und ihr Vater ſinken nieder, aber nur auf Augenblicke, denn die Flammen ſchlagen ſchon zur Thür herein. Mit Noth

entrinnen sie der Gluth, und als sie im Freien sind, stürzt das Häuschen zusammen.

Sie eilen zu Freunden, klagen diesen ihr Geschick, finden gute Aufnahme, und als nach vier Wochen der Winter gewichen ist, da bauet man ihnen am Rande des Waldes eine Wohnung wieder auf, denn wo die vom Feuer verzehrte gestanden, da war nun stinkender Schwefelpfuhl.

Kaum acht Tage haben sie in der neuen Hütte gelebt, da bricht der letzte Tag der neunten Woche an, und Zittern und Zagen ergreift Beide von Neuem. Der Vater will zu Haus bleiben, nicht einfahren in den Schacht, „aber," spricht er, „s' ist, als zöge es mich zu der Arbeit. Ich gehe, kehre jedoch früher zurück, ehe die Nacht anbricht.

Er geht. Käthchen sinkt auf's Lager, weint, jammert, und schläft endlich vor Ermattung ein. Finstere Bilder beunruhigen ihren fieberhaften Schlaf. Sie sieht im Traum, wie der Böse zum Fenster herein schauet, höllische Geister mit lodernden Fackeln um die Hütte tanzen, und den Leichnam ihres Vaters vor sich her wälzen, in einen Feuerschlund stürzen wollen. Mit einem gräßlichen Schrei schreckt sie auf aus dem Schlafe, fällt nieder, und ruft laut ächzend: „Hilf Jesus mir schuldlosem Kinde!"

Da öffnet ſich langſam die Thür des Gemachs. Von zarten, himmliſchen Tönen begleitet, ſchwebt ein holdes Knäblein, von roſigem Lichte umfloſſen, herein, das ſpricht: „Dein Heiland lebt, komm, folge mir!“

Jetzt weiß Käthchen nicht, ob ſie wacht, ob ſie träumt. Starr, mit hochklopfendem Herzen blickt ſie das holde Knäblein an, das wie ein Engel ihr erſcheint, denn ſein Haupt umgiebt ein heiliger Schein, im Aermchen hält es ein Kruzifix, und hoch über dem Rücken ragen, zart wie Flor, zwei roſenrothe Flügel herauf. Sie weiß nicht, was ſie thun ſoll. Da ſpricht das Kindlein nochmals: „Komm, folge mir getroſt, ich führe Dich zum Frieden.“

Käthchen erhebt ſich, und ſpricht: „„Ich folge Dir, denn Du biſt ein Himmelsbote, von Gott mir geſandt.““

Das Knäblein ſchwebt voraus, ſie folgt. Es geht durch den Wald auf einem gebahnten Pfade, der zuvor nie geweſen. Sie kommen an einen Felſen. Das Knäblein hält das Kruzifix an den Felſen, und der Felſen öffnet ſich. Durch einen engen Gang, den des Knäbleins Roſenlicht und ſein Heiligenſchein magiſch erhellen, geht es lange hin und her, bald auf- bald abwärts, und zur Seite ſtrömen oft

kriſtallhelle Bächlein herab. Endlich ſind ſie vor einem hohen Thore, das erglänzt wie Silber. Davor ſtehen ſieben alte Männer in weißen Gewändern, mit hohen ſpitzen Mützen auf dem Haupte, langen weißgrauen Bärten am Kinn. Das Knäblein neigt das Kruzifix vor ihnen, ſie neigen ſich tief, und öffnen leiſe ein großes ſilbernes Thor. Das Knäblein ſchwebt durch, Käthchen folgt. Was ſieht ſie da? — Unter einem goldenen Thronhimmel, auf weißen, ſchwellenden Sammetkiſſen, liegt ſchlummernd ein holdes Weib. Ihr Haupt umgiebt ein Sternenkranz, zu ihren Füßen knieen ſieben Zwerge, welche beten. Es iſt die Frau der Berge, die Käthchen erblickt, und faſt erblindet vor dem Glanz, der hier ohne ſichtbares Licht die hohe, von blitzenden Steinen ſchimmernde Grotte erhellt. Das Knäblein ſchwebt hin zu der Schlummernden, neigt das Kruzifix vor ihr, und ruft leiſe: „Erwache!“ Da ſchlägt die Frau ihre großen blauen Augen auf, aus denen Anmuth und ernſte Hoheit ſtrahlen, ſchaut Käthchen forſchend an, erhebt ſich und fragt das Knäblein: „Was führt Dich in mein Reich, Engel des Lichtes?“

Mit zarter Stimme ſpricht dieſer: „„Der Gott, der unſer Aller Vater iſt, den auch Du anbeteſt, wie

Alles, was ſein unendlicher Geiſt ins Leben rief, der ſendet mich, Dir zu ſagen, Du mögeſt dieſem ſchuldloſen Mägdlein helfen, ſie ſchützen vor der Tücke des Böſen, der ſie verfolgt, in nächſter Mitternacht ſie erfaſſen will als ſeine Beute. Eile, den Befehl zu vollziehen, denn oben beginnt ſchon das Abendlicht zu dämmern.““

Die hohe Frau verneigt ſich vor dem göttlichen Boten, erwiedernd: „Des höchſten Weſens Befehl wird ſeine Magd vollziehen.“

Sie winkt einem der Zwerge, eine Urne von Sardonix aus einem Kriſtall-Schränkchen zu bringen. Es geſchieht. Sie nimmt daraus ein Kreuz von blitzenden Diamanten, winkt Käthchen näher zu treten, und ſpricht: „Trage dies Kreuz ſtets auf Deiner Bruſt, dann wird der Böſe ſich Dir nie mehr nahen, noch Macht über Dich gewinnen.“

Sie reicht das Kreuz dem Zwerge, es Käthchen anzuhängen. Käthchen kniet vor dieſem nieder, und muß ſich tiefer noch beugen, damit er den Befehl vollziehen kann. Aus der Urne nimmt der Zwerg eine Schnur Perlen, zieht ſie durch den Ring des Kreuzes, wirft die Schlinge Käthchen über den Kopf, und auf ihrer Bruſt liegt nun das blitzende Kreuz.

Das Englein ſchwebt herbei, neigt vor der Herrin ſein Kreuz, und ſpricht:

„Hab' Gottes Lohn, Du hohe Frau der Berge.“

Da erklingen ſanfte, himmliſche Harmonien, wie Töne eines Geiſterchors, und begleiten Käthchen mit dem wieder vorausſchwebenden, Licht verbreitenden Knäblein, auf dem gekommenen Wege bis an das ſilberne Thor, das die ſieben alten Männer wieder öffnen. Durch den dunkeln langen Gang gehen ſie wieder, und ſtehen bald am Felſen, der ihn ſchließt.

Das Knäblein neigt ſein Kreuz gegen dieſen, augenblicklich ſpaltet er ſich, ſie treten hinaus ins Freie. Hinter ihnen ſchließt ſich die Kluft wieder. Auf Käthchens Stirn drückt ihr Führer einen leiſen Kuß, ſpricht: „Gehe getroſt nach Deiner Hütte, Du biſt in Gottes Hand,“ und — verſchwindet.

Es iſt ſchon finſter, und Käthchen bangt es, allein den Weg durch den dichten, dunkeln Wald zu finden, aber, ſo wie des Knäbleins Licht verſchwunden iſt, beginnt das Demantkreuz auf ihrer Bruſt zu ſtrahlen, und erhellt den Pfad.

Schon aus der Ferne ſieht Käthchen Licht in der Hütte. Das macht ſie gar froh, denn, denkt ſie, der Vater muß drinnen ſein. Und ſo war es. Freudig

ſpringt ſie ihm entgegen und ruft. „Ei Vater, das iſt gut, daß Du hier biſt, ehe Mitternacht kommt. Freue Dich, wir ſind gerettet aus des Böſen Klauen, er kann uns nun nichts mehr anhaben.“

„„Wie ſo?““ fragt erſtaunt der Vater, „„und wo biſt Du geweſen? ſchon glaubte ich, des Böſen Macht habe Dich entrückt.““

Nun erzählt Käthchen Alles, was ſie gehört, geſehen, und wie es ihr ergangen, und mit Verwunderung vernimmt er der glücklichen Tochter Worte. Dann ſpricht er:

„„Nun ſollſt auch Du wiſſen, was mir geſchah. Ich ſtieg mit trüben Gedanken an unſer Schickſal in den Schacht, denn mir war es, als ſtiege ich nicht wieder heraus, als würde mir hier der Tod. Ich arbeitete, aber die Arbeit wollte nicht gelingen. Ich fand kein Erz, nur taubes Geſtein. Da nehme ich unmuthig das Grubenlicht, leuchte umher, Erz zu ſuchen an anderm Ort, und ſiehe, da blickte mir aus einem Winkel Goldglanz entgegen. Ich beleuchte die Stelle, und finde — dies Jeſuskreuz.““ — Er zieht es aus dem Buſen, und zeigt es Käthchen. — „„Was iſt das, wer hat das hier verloren? ſo ſprach ich zu mir ſelbſt, und betrachtete es lange, ungewiß, was ich

thun, ob ich's nehmen, ob ich's liegen lassen solle. Da war es, als gäbe mir ein guter Geist den Gedanken ein: nimm es mit, das hilft Dir vielleicht um Mitternacht aus der Noth. Ich steckte es ein, bracht's hierher, aber morgen gehe ich zum Obersteiger, und zeige ihm den Fund an, denn unrecht Gut thut nicht gedeihen; ja, so thue ich.""

Als der Vater ausgesprochen, nimmt Käthchen das goldene Kreuz, hält es dicht an die Lampe, es zu beschauen, und dreht es hin und her.

„Ei sieh doch, Vater," schreit sie plötzlich freudenvoll auf, „da steht ja: den Gläubigen hilft Jesus Christ!"

„„Wo?"" ruft der Vater, und reißt das Kreuz aus Käthchens Händen. „„Wahrhaftig ja, da steht: den Gläubigen hilft Jesus Christ. Sonderbar!""

„Und hier," ruft Käthchen noch erfreuter, „da steht ja selbst Dein Name. Sieh doch Vater, hier! Das Kreuz soll Dir gehören, soll Dein eigen sein, das geht ja sichtlich hervor aus diesen Zeichen. Das ist noch keines Eigenthum gewesen, das sendet Dir Gottes Hülfe."

„„Amen!"" sprach der Vater, „„aber doch gehe ich morgen, meinen Obern den theuern Fund anzuzeigen, denn ohne das habe ich keine Ruhe in meinem Gemüth.""

Unter dieſen frohen Geſprächen und Begebniſſen ſind die Stunden ſchnell vergangen, und ſchon hat es eilf geſchlagen. Nicht mehr bangt Beiden vor der nahenden, grauſigen zwölften Stunde, denn die Hülfe Gottes war ja deutlich mit ihnen. Sie ſitzen daher ruhig beiſammen, und erwarten ohne Furcht, ohne Zagen die Mitternacht.

Endlich ſchlägt die Thurmuhr zwölf, und mit dem zwölften Schlage pocht es an das Fenſter, und brüllend ſchreit es wieder: „Heraus die Braut, heraus die Braut!“

Käthchen öffnet das Fenſter. Ihres Kreuzes Strahlen ſtrömen in hellem Lichtſchein heraus, und beleuchten das grauſe Ungethüm. Sogleich weicht dieſes zurück, und ruft mit gemäßigter Stimme:

„Dich, Braut, ſchützt Gottes Macht, Du biſt frei; — aber, heraus mit Dir, Günzer,“ brüllt es im vorigen Teufelstone, „heraus, daß meine Kralle Dich zerfleiſche, in mein Reich ich Dich ſchleudere!“

Da tritt Günzer getroſt ans Fenſter, hält den güldenen Jeſus Chriſt dem Böſen entgegen, und dieſer wendet ſich ab mit den Worten: „Gott iſt nahe, ich weiche.“

Doch nicht mit Ruhe weicht das Ungethüm. Es

beginnt Geheul und Zetergeſchrei; Sturm, Donner und Blitz raſen, toben, brechen Bäume des Waldes, und Hagel ſtürzt nieder mit fürchterlichem Gepraſſel. Als ſolle die Erde untergehen, ſo kracht und tobt es um die kleine Hütte. Schrecken und Entſetzen ergreifen Günzer und Käthchen. Jeden Augenblick erwarten ſie, daß ein Blitz ihre Hütte treffe, oder Sturm ſie niederſtürze, oder der daran hinbrauſende, zum Strom angewachſene Waldbach ſie wegſchwemme; aber das Haus ſteht in Gottes Hand. Es leidet nicht Noth, und als die erſte Stunde des neuen Tags tönt, ſchweigt plötzlich Sturm, Donner, Blitz und Hagel. Die finſtern Wolken fliehen, der Himmel klärt ſich, und helleuchtend ſchauet der volle Mond durch das Fenſter der kleinen Hütte, in welcher Vater und Tochter betend auf den Knieen liegen.

Sie erheben ſich. Günzer drückt Käthchen an ſeine Bruſt, und ruft freudig aus: „Nun, mein Kind, ſind wir gerettet, befreiet aus des Böſen Klauen; nun wollen wir uns des Lebens freuen nach ſo vielen in Kummer verlebten Wochen.“

Und das geſchieht. Zwei Jahre lang leben ſie in Ruhe und glücklicher Häuslichkeit, und kein Tag vergeht, wo nicht Käthchen mit der ſinkenden Sonne hin

zu dem Felſen wandert, durch den hindurch das leuchtende Knäblein ſie dahin führte, wo ihr Troſt und Hülfe ward. Hier wirft ſie ſich jedes Mal nieder, dankt Gott inbrünſtig für die ihr und dem Vater gewordene Hülfe und Erlöſung von dem Böſen.

Das dritte Jahr bringt neue Freude ins Haus. Ein Bergmann aus Frohnau wird Käthchens Ehemann. Günzer, alt und ſchwach, beſchließt von der Arbeit abzutreten, und er erlangt von den Obern, als Lohn für treue Dienſte, daß der Eidam ſeinen Poſten erhält. Zehn Jahre lebt das Kleeblatt glücklich und zufrieden beiſammen. Heut iſt's bei ihnen wie geſtern, und morgen iſt's wie heut. In ungetrübter Einfachheit verfließen ihre Tage. Da bricht der Tod eines der Blätter. Der alte Vater ſinkt dahin. Mit tiefem Schmerz ſenken ſie die Leiche in das Grab, das bei jenem Felſen ſie gruben. Und wenn nun Käthchen am Abend kommt, ihr Gebet zu verrichten, da betet ſie auf dem Grabe des Vaters zum Heile ſeiner Seele mit.

Die Jahre fliehen, Käthchen wird Mutter von drei Kindern, ihre Freude, ihr Glück; und wie die herangewachſen, nimmt ſie ſie mit zum Grabe des Großvaters, mit ihnen da knieend zu beten. Und dahin täglich

zu geben, läßt ſie nicht ab, auch als ihr Haar erbleicht, nur am Stabe ſie den Gang noch machen kann.

Einſt iſt ſie auch dahin gepilgert, kehrt aber nicht zur gewöhnlichen Zeit zurück. Schon naht die Nacht, und immer bleibt ſie aus. Da fragen die Kinder ängſtlich den Vater: warum heute die Mutter ſo lange ausbleibe? Dem Vater ſelbſt wird allmälig bange, fürchtet, es ſei Käthchen etwas begegnet, und geht hinaus nach dem Felſen. Als er dem naht, ſieht er den Felſen in lichtem Glanze, und, o Jammer, auf dem Grabe des Vaters — Käthchens Leiche. „O Gott, o Gott! Mein Weib, mein gutes Weib iſt todt!“ ruft er im höchſten Schmerz aus. Da ſchwebt vom Felſen hernieder das Knäblein im Roſenlichte, kniet nieder bei der Leiche, küßt die Entſeelte auf die Stirn, lößt das Kreuz auf ihrer Bruſt, nimmt es und ſchwingt ſich aufwärts in den dunkeln Aether.

Drauf naht ſich der Geſchiedenen der tiefgebeugte Gatte, umfaßt die kalte Leiche, drückt ſie an ſein gepreßtes Herz, und trägt ſie in die Hütte. Da knieen Vater und Kinder um die Heimgegangene, und klagen und jammern, daß Gott der Herr ſie ihnen ſchon genommen, die gute liebe Mutter, die treue ſorgſame Gattin.

Nun ſpricht der Vater: „Dort im Felſen, wo ſie einſt ihre Ruhe im Leben fand, dort ſoll ſie auch im Tode die Ruhe finden. Im Felſen will ich eine Grabesſtelle einhauen und dahinein ſie legen.“

Aus dem Schachte holte er Hülfe, und nach zwei Tagen war die Ruheſtätte bereitet. Am Abend des dritten tragen ſie den Sarg dahin, die Kinder folgen wehklagend. Als der Sarg drinnen ſteht, Alle davor knieen und beten und weinen, da wird es plötzlich hell, und ſanfte Trauertöne laſſen ſich vernehmen. Und ſiehe, ein Engel-Paar ſchwebte hernieder, das trug einen großen Stein. Alle weichen ehrerbietig und ſtaunend zurück. Engel fügten den Stein in die Oeffnung des Grabgewölbes, das er ganz und feſt ſchließt, ſo daß Niemand ſehen kann, wo er eingeſetzt iſt, und entſchwinden den Blicken der Trauernden, die zurückkehren in ihre Hütte, wo lange noch Mutter Käthchen überall vermißt wird.

Fort lebt ihr Name und wird fortleben immerdar, denn ſeit Käthchen in jenem Felſen ruht, nennt man ihn den Käthchen-, auch Kädelſtein, und ſo heißt noch zur Stunde der Felſen, gelegen unweit des Dorfes Frohnau bei Annaberg im Erzgebirge Sachſens.

Renatus von Hakpfiffel.

Hingestreckt auf weichem Rasen lag ich bei den Trümmern der Rotenburg, und schauete hinab in das weite gesegnete Thal, das man nennt: die goldene Aue, weil es die Natur übergoß mit Fruchtbarkeit, Anmuth und tausendfachem Reiz. Im Abendlichte glänzten die Kuppen der vor mir sich hindehnenden Kette des Harzgebirges, Schatten und Licht ihrer Wellenform bezeichnend, und über alle die Berge hinwegragend, leuchtete noch im vollen Sonnenlichte ihr König, der Brocken. Ruhe und Friede schwebte über den reizenden Gefilden des weiten Thales, über diesem Eden, über diesem gelobten Lande Thüringens, auf welchem der Segen des Herrn sichtbarlich ruht.

In lebensfrischer, fröhlicher Stimmung überblickte

ich die ſchöne Landſchaft. Nichts ſtörte mich in meinen Schwärmereien, die noch geſteigert wurden durch das Getön der Abendglocken, das, bald nah, bald fern, von Thürmen der Dörfleins mein Ohr berührte, zum Gebet an den Geber alles Guten ermahnte, und dem fleißigen Landmanne zurief: „Dein Tagewerk ſei vollbracht, kehre heim zur Ruhe!“

Die Sonne war geſunken hinter des Harzes Bergen. Ein kühler Abendhauch begann mich zu umwehen und im Gebüſch zu ſäuſeln, das in den ſchauerlichen, öden Trümmern der Rotenburg grünte. An Heimkehren dachte ich nicht, denn losreißen konnte ich mich nicht von den immer ſchöner ſich färbenden und ſchattirenden Bildern um mich her.

Da vernehme ich feſte Tritte hinter mir, drehe mich um, ſehe nichts, höre aber, daß man immer näher ſchreitet. Ich ſtehe auf. Da kommt um die Ecke der Mauer ein altes Weib keuchend am Stabe, mit ſchwerer Laſt im Korbe. Ihr Kopf hängt nieder, ſie ſieht mich nicht. Als ſie näher kommt, mich erblickt, thut ſie einen lauten Schrei, und will wieder umwenden. Ein freundlicher Gruß von mir, und die ſcherzhaft gegebene Zuſicherung, ich ſei kein Geiſt der alten Burg, hält ſie zurück. „Bin ich doch erſchrocken!“ ſpricht ſie,

und lehnt ſich mit ihrer Laſt an eine Mauer, als bedürfe ſie Erholung.

„„Wo kommſt Du her, Mütterchen?““

„Von Frankenhauſen; habe Salz geholt, bringe es nach Tilleda, ein Paar Groſchen zu verdienen. Ja, ja, lieber Herr, das wird einem ſauer; Salz wiegt ſchwer. Aber was machen Sie noch ſo ſpät hier bei der alten Rotenburg? s' geht ja auf die Nacht los.“

„„Es gefällt mir hier, man hat eine ſchöne Umſicht, und gern bliebe ich länger noch, dunkelte es nicht ſchon.““

„Das könnte Ihnen übel bekommen. Bei Tag iſt's hier gar anmuthig, aber in der Nacht, da bleibe ich um aller Welt Wunder nicht hier. Gar Manchem ſchon iſt's übel ergangen, denn ich ſage Ihnen“ — ſie ſah ſich überall ſcheu um, und flüſterte dann leiſe mir zu, — „Es ſpukt hier.“

„„So!““

„Ja, ja — Sie glauben's wohl nicht? O, da könnte ich Ihnen wunderbare Geſchichten erzählen, die hier vorgefallen ſind, Geſchichten, daß Einem die Haare zu Berge ſtehen.“

„„Wirklich? Nun ſo erzähle doch.““

„Nein Herr, ich muß fort, muß machen, daß ich

nach Haus komme, muß den Kindern Abendbrot geben. Ihnen aber rathe ich, machen Sie, daß Sie fortkommen; es wird dunkel, und dann geht der Spuk los."

„„Ich gehe mit Dir, Mütterchen; will auch nach Tilleda, da kannſt Du mir auf dem Wege von dem Spuk erzählen.""

„Wenn Sie dergleichen gern hören, da ſollten Sie einmal des Abend im Winter bei uns ſein, wenn wir zuſammen ſitzen und ſpinnen. Da werden lauter Spukgeſchichten erzählt von der Quäſtenburg, von der Rotenburg, vom Kyffhäuſer da drüben, wo der alte Rothbart gefangen ſitzt; und was da der Eine nicht weiß, das weiß der Andere. Da könnten Sie gar ſchauerliche Geſchichten hören, wobei es Einem kalt über den Rücken läuft. Eine davon will ich Ihnen erzählen, wonach Ihnen gewiß die Luſt vergehen ſoll, Abends oder gar des Nachts bei den alten Mauern der Rotenburg ſich nieder zu ſetzen."

Da oben in der goldenen Aue, da liegt ein Dorf, das heißt Hakpfiffel. Da hat einmal Einer gelebt, der hat geheißen Renatus, und iſt ein Schuhflicker geweſen, hat aber mehr noch gekonnt als Schuhe flicken. Des Nachts hat er bei der Lampe geſeſſen, in großen Büchern geleſen, dabei ein Feuer gehabt, Erze und

Kräuter zuſammengekocht, und das pure Gold daraus gemacht. Gar geſcheut iſt er geweſen; ja, die Leute haben von ihm geſagt, er hätte Hexen und — Gott verzeih mir meine Sünde — den Satan ſelbſt citiren können. Sie glauben gar nicht, was das für ein kluger Mann geweſen iſt, und was der Alles verſtanden. Auch die Zither hat er geſchlagen, und wenn es im Dorfe einen Tanz gegeben, wo er aufgeſpielt, da ſind die Leute wie närriſch herumgeſprungen, haben gar nicht aufhören können mit Tanzen, ſo wunderbar hat er mit der Zither aufzuſpielen gewußt.

Einſtmals geht er, mit der Zither auf dem Rücken, nach Rathsfeld, was da drüben über dem Berge liegt, bei einem Kindtaufſchmauſe aufzuſpielen. Wie er nun bei der alten Rotenburg vorbeikommt, wo es ſchon anfängt, ſchummerig zu werden, da ſchreit es mit Rieſenſtimme: „Renatus, ſtehe!“ Renatus fährt vor Schrecken in einen Klump; denn wenn er auch ein beherzter Mann geweſen, wohl zehn Mal ſchon mit dem Gottſeibeiuns verkehrt haben mag, ſo kommt ihm doch der Anruf aus der verſtörten Stätte, vor der er ſchon ſo oft bei Nacht und Nebel ungehindert vorüber gegangen, ſo ganz unerwartet, daß er zittert und bebt. Er bleibt ſtehen, ſieht und hört

aber nichts, und will ſchon weiter gehen; da ſchreit's mit ſtärkerer Stimme noch: „Renatus, ſtehe!“ Renatus ſteht, zitternd am ganzen Leibe. Plötzlich wird es hell und immer heller zwiſchen den alten Mauern. Aus einer Thüröffnung tritt eine große, lange, magere Geſtalt heraus, von feurigen Flammen rings umgeben. Ein langes ſchwarzes Kleid hat ſie an, das reicht bis auf die Füße, einen Strick um den Leib, eine hohe Mütze, wie unſer Kirchthurm ſo ſpitzig, auf dem Kopfe, und vorn auf der Bruſt einen weißen Todtenkopf. Ihr folgt ein großer ſchwarzer Bullenbeißer mit feurigen Augen.

Renatus iſt ſtarr vor Schrecken und Angſt, verliert faſt die Beſinnung, denn die Geſtalt ſieht ihn wohl an die fünf Minuten unverwandt und ſtumm an. Endlich ſpricht ſie:

„Renatus, ich habe Dich erkohren, ein wichtiges Werk mir zu vollbringen, denn ich weiß, Du biſt ein Mann, der in den Sternen leſen kann, und die verborgenſten Kräfte der Erde kennt. Gehe in jenes Gewölbe, da findeſt Du in einer Ecke ein todtes Kind, dem grabe, wo es liegt, ein Grab, und übergieb es der Erde.“

Renatus verbeugt ſich ſtumm, als Zeichen, zu thun

was verlangt werde, legt die Zither vor der Thür nieder und tritt in das Gewölbe ein, wohin ihm die Gestalt folgt. Im Hintergrunde sieht er das todte Kind an der Erde liegen, und dabei knieend eine weibliche Gestalt in tiefer Trauerkleidung, welche die Hände ringt, jammert und wimmert, und ein Mal über das andere Mal ausruft: „Wehe, wehe, er ist todt!"

Renatus ist unentschlossen. Da spricht der häßliche Mann zu ihm: „Thue, was ich verlange," und Renatus ergreift eine Schaufel und beginnt die Arbeit. Das wird ihm zwar leicht, denn locker ist der Boden, aber doch ist er in Angstschweiß gebadet. Als er mit dem kleinen Grabe fertig ist, nimmt die immer noch jammernde Frau das Kind auf, wickelt es in ein weißes Tüchlein, drückt es an die Brust, küßt und legt es in das Grab, wirft die erste Hand voll Erde auf die kleine Leiche und sinkt ohnmächtig zurück. Renatus bedeckt diese mit Erde, wölbt sie zu einem Grabhügel, und wirft dann ärgerlich die Schaufel weg.

„Gut, Renatus," spricht der Mann, „ich bin zufrieden mit Dir. Hier ist Speise und Trank. Stärke und erhole Dich, denn die Arbeit hat Dich angegriffen, wie ich gewahre. Dann besteige das Roß, das Du

draußen findeſt; es wird Dich ſicher und richtig dahin bringen, wohin Du wollteſt."

Renatus ſteckt in die Taſchen, was ihm gereicht wird, denn ihm iſt gar nicht ſo zu Muthe, daß er hätte eſſen mögen, dankt für das Erhaltene, dankt aber auch für das Roß, verſichernd: daß er gut zu Fuß ſei, auch gar nicht zu reiten verſtehe, und will zur Thür hinaus. Da faßt ihn der Mann beim Arm und ſpricht mit derber Stimme:

„Du ſollſt und mußt reiten, ich will es ſo. Das Roß iſt ſanft und gut, wirſt keinen Schaden leiden, wirſt es auch noch oft reiten, denn es ſoll Dein Eigenthum ſein. Das aber ſage ich Dir, berühre beim Reiten die Saiten Deiner Zither nicht, ſonſt biſt Du verloren; hörſt Du? Ich ſage es nochmals, ſonſt biſt Du verloren, es müßte Dir denn ein weißes Roß begegnen." Die letzten Worte ſprach er ganz langſam und mit bedeutungsvollem Tone.

Renatus nickt mit dem Kopfe, als wolle er thun, wie ihm befohlen, denkt aber bei ſich: bin ich nur erſt über den Berg, dann gehe ich auf Schuſters Rappen weiter, und laſſe das Pferd laufen wohin es will. Er tritt aus dem Gewölbe, hängt ſeine Zither um, und arbeitet ſich nun mit vieler Mühe auf das ruhig

ſtehende, kohlſchwarze Roß. Der Mann ſieht das mit an, ruft ihm nochmals zu: „vergiß meine Warnung nicht!“ und Renatus treibt den Gaul vorwärts.

Sichern Schrittes geht das Thier fort. Renatus beruhigt ſich allmälig, findet, daß er ganz gut reiten könne; auch, daß er ſo doch bequemer fortkomme, als zu Fuß, ſteigt nicht ab, als er auch über den Berg iſt, und beſchließt, bis zum Ort, wo er hin will, ſitzen zu bleiben. Immer mehr nimmt ſein Muth zu, da der Gaul ruhigen Schrittes vorwärts geht, und er wird endlich ſo dreiſt, daß er ihm die Zügel auf den Hals legt, und die erhaltene Zehrung aus der Taſche holt, ſich zu ſtärken. Gar trefflich ſchmeckt es ihm, denn er iſt abgemattet vor Hunger, und in der Flaſche, voll des ſüßeſten Weines, bleibt kein Tropfen. Der Trank macht ihn fröhlich und hoch wirft er die leere Flaſche in die Luft und ſingt ein Lied voll Luſt und Freude. Und als er in der Ferne die Lichter in Rathsfeld, ſeinem Ziele ſo nahe ſich ſieht, da bricht er in lauten Jubel aus. Des alten Mannes in der Rotenburg gedenkt er nicht mehr, noch weniger ſeiner letzten warnenden Worte. Im Taumel der Luſt ergreift er die Zither, reißt in die Saiten und beginnt ein Lied. — Ach, Du mein Gott, wie iſt's da dem Schuhflicker Renatus ergangen!

Kaum hört der Gaul die Töne der Zither, ſo ſchnaubt er, bäumt ſich, ſchlägt hinten und vorn aus, dreht ſich auf den Hinterfüßen rings um wie ein Kreiſel, wiehert wie toll und zittert. Renatus erſchrickt, will abſpringen, kann aber nicht, ſucht das Thier durch Zureden und Streicheln zu beruhigen, das hilft aber nicht. Der Gaul wird mit jeder Minute wilder und unbändiger, tummelt ſich, aber immer nur auf derſelben Stelle, herum, und kommt nicht vom Flecke. Nochmals verſucht Renatus ſich herunter zu werfen, es geht aber nicht, er iſt wie feſtgebannt auf den Sattel. Da wird er desperat, rennt mit den Hacken den Gaul in die Weichen, und nun ſprengt das Thier im ſchnellſten Galopp fort, bei Rathsfeld vorüber und immer im geſtreckteſten Laufe weiter. Als er bei der Stadt Frankenhauſen vorbeifliegt, ſchreiet er nach Hülfe, aber es geht ja im Hui! Wie kann man ihm zu Hülfe kommen? Nach einer Weile verſucht er es von Neuem, den Gaul zu halten, auch ſich herunter zu werfen, aber Alles umſonſt. Das Thier wird immer wilder und toller, und rennt im ſauſendſten Galopp fort über Stock und Block, über Berg und Thal, ohne zu ſtolpern, ohne zu ermüden, ohne zu raſten. Renatus ringt die Hände, ſtreckt ſie gen Himmel, betet zu Gott um Hülfe,

flucht alle Teufel zuſammen, jammert und wimmert; es hilft aber Alles nicht. Dabei drängt es ihn in Eins fort, auf der Zither zu ſpielen, und ſo oft er es auch verſucht, das auf ſeinem Rücken hängende Inſtrument zurückzuſchieben, ſo kommt es doch immer wieder vor; er muß ſpielen, er fühlt, daß Zauberkraft ihn dazu zwingt, er nicht mehr Herr ſeines Willens iſt.

Als es tagt, ſieht er in der Ferne einen großen breiten Strom. Da wird ihm die Hoffnung, daß hier der Gaul Halt machen müſſe. Aber mit nichten. Das Thier läuft quer über den Strom hinüber, auf der Oberfläche des Waſſers hin, wie auf feſtem Boden. Da ergiebt ſich Renatus in ſein Schickſal, erwartet ruhig ſein elendigliches Ende, und ſieht ſich nur ſehnlichſt um, ob ihm nicht ein weißer Gaul begegne; denn der garſtige Mann in der Rotenburg hatte ja geſagt, wenn er die Zither ſpiele, ſei er verloren, bis ihm ein weißes Roß begegne. Aber kein weißes Roß begegnet ihm.

So geht es nun fort, zwei Tage und zwei Nächte. Renatus wird ſchwach und matt, hängt zuletzt wie eine Leiche vom Roß herab, ohne herunter zu fallen. Da bringt ihn mit einem Male ein heftiger Stoß wieder zur Beſinnung; denn mitten im raſendſten Laufe ſteht das Roß

plötzlich still; er ſinkt ſanft herab von dem mit Schaum bedeckten Thiere, das ſogleich umwendet und zurück rennt. Vor Mattigkeit vermag er nicht aufzuſtehen, ſchauet aber ſitzend umher, zu erſpähen, was ſeine Befreiung vom Roß und deſſen Umkehr bewirkte. Aber nichts erſpäht er. Ringsum eine öde, menſchenleere Fläche ohne Ende; doch ſcheint es ihm, als ob ſich in weiter Ferne etwas bewege. Die Kräfte ſind ihm aber ſo entſchwunden, daß er die Annäherung des Gegenſtandes nicht abzuwarten vermag, und in einem ohnmächtigen Zuſtande niederſinkt.

Wie lange er hier gelegen, und was mit ihm vorgegangen, weiß er nicht. Als er aber aus der Ohnmacht erwacht, die Augen aufſchlägt, da liegt er auf ſeidenen Kiſſen, in einem ſchönen, prächtig aufgeputzten Bette, das in einem buntbemalten, großen Gemach ſteht. Neben dem Bette ſitzt auf der einen Seite ein Mann, auf der andern ein bildſchönes Mädchen, beide türkiſch gekleidet. Auf einem Tiſche am Fußende des Bettes ſtehen Gläſer mit Arzenei, Büchſen mit Salben.

Renatus ſieht ſich verwundert um, blickt die Beiden neben ſich an, und da dieſe nicht reden, ruft er aus: „Wo bin ich denn?“

Das ſchöne Mägdlein ſpricht: „„Du biſt in Aſien, Fremdling; viele tauſend Meilen von Deinem Dörfchen Hakpfiffel entfernt; biſt unter guten Menſchen, welche Dich pflegen werden, bis Du geneſen wieder heimkehren kannſt.““ Sie reichte dabei Renatus die Hand, der ſie dankbar drückte.

„Wie bin ich aber hierher gekommen?“ fragte er weiter.

„„Das will ich Dir ſagen,““ ſprach der Mann. „„Meine Tochter — er zeigte auf das ſchöne Mägdlein — beſitzt einen Spiegel, in welchem ſie erblickt, was Uebles im Dunkel der Verborgenheit geſchieht. Wo Hülfe und Rettung noch möglich ſind, da wirkt ſie mit ihrer weitreichenden Zauberkraft, und ich ſtehe ihr bei. In dieſem Spiegel ſah ſie, wie Du auf der Rotenburg das Werkzeug einer Frevelthat wurdeſt, ein böſer Geiſt ſich Deiner bediente, am Kaiſer Friedrich, der im Kyffhäuſer ſitzt, ſich zu rächen; wie er beim Entlaſſen Dich warnte, auf der Zither zu ſpielen, in den Dir mitgegebenen Trank die Kraft legte, Dich zu betäuben, damit Du dies Gebot übertreten mußteſt, und in Lebensgefahr ſchwebteſt, bis Dir ein weißes Roß begegne; denn er gedachte, dies werde nie geſchehen, Du, auf dem ſchwarzen Roſſe feſtgebannt, ſterben und

ſo kein Zeuge ſeiner Schandthat da ſein. Da lenkte ſie den Lauf Deines Roſſes hierher und ſendete ein weißes Roß Dir entgegen, die Bedingung zu löſen. Auf dieſem wurdeſt Du leblos zu uns gebracht; doch bald wirkten heilſame Waſſer und Balſam, und Du verfielſt in einen wohlthätigen Schlaf, der Dich vom Tode errettete.""

Renatus iſt hocherfreut, weiß gar nicht, wie er Beiden ſo recht vom Herzen danken ſoll, und drückt dem ſchönen Mägdlein viele Male die weiche Hand. Darauf verlaſſen Beide das Gemach, und zu ſeiner Pflege treten Sclaven ein. Von dieſen erfährt er, daß ihr Herr ein Fürſt des Landes ſei, der große Reichthümer beſitze, viele Sclaven habe, und mit ſeiner Tochter eine unumſchränkte Macht im Geiſterreiche ausübe, zaubern, verwandeln, verſchwinden laſſen und herbeiſchaffen könne, was er wolle. Das gefällt dem Renatus wohl, denn es ſchlägt in ſein Fach.

Nachdem er ſich erholt, ganz wiederhergeſtellt iſt, will er nach Haus und bittet den Fürſten, ihn durch die unbekannten Länder bis nach Thüringen geleiten zu laſſen. Da ſpricht der Fürſt: „Bleibe noch bei uns, wenn es Dir gefällt; es ſoll Dir an nichts mangeln, und wenn Du dann zurück willſt, ſo ſollſt

Du ſonder Gefahr den weiten Weg ſchnell zurücklegen.“ Renatus läßt ſich das nicht zwei Mal ſagen und bleibt, denn es gefällt ihm hier, weiß ſich aber nicht zu deuten, warum der Fürſt ihn noch bei ſich zu behalten wünſcht. Das geht aber ganz natürlich zu. Die Tochter des Fürſten findet Wohlgefallen an Renatus, denn Renatus iſt ein gutgeſtalteter Mann, und noch in den beſten Jahren. Sie hat dem Vater ihre Neigung geſtanden, ihn gebeten, den Renatus wieder zum Jüngling werden zu laſſen, und der Papa iſt das zufrieden, da er weiß, Renatus iſt ein guter und geſcheuter Mann, ſeiner Tochter würdig. Er wirkt daher mit ſeiner Zauberkraft auf Renatus ein, der gar nicht weiß, wie ihm geſchieht, als immer kraftvoller er ſich fühlt, immer jugendlicher ſich vorkommt, und nach einem Jahre wieder ſo hübſch und ſchmuck iſt, wie zwanzig Jahre früher. Daß ſeine Verjüngung ein Werk der Zauberei des Fürſten ſei, kann er ſich denken, weiß ſich aber nicht zu erklären, welche Abſicht dieſer dabei haben könne. Doch bald gehen ihm die Augen auf. Er ſieht, daß die Prinzeſſin Zoraide ihn gern mag, daß ſie immer freundlicher gegen ihn wird, und kurz, daß ſie in ihn verliebt iſt. Nun iſt er zwar nicht eigentlich in ſie verliebt, mag ſie aber

wohl leiden. Dankbarkeit und Ehrgeiz thun das Ihre, und so kommt es endlich so weit, daß die Leutchen mit einander einig werden, dem Vater ihren Wunsch der Vereinigung vorbringen, dieser Ja dazu sagt, aber zur Bedingung macht, daß Renatus bei ihm bleibe, in seine Heimath nicht zurückkehre. Das ist der auch zufrieden, denn in Hakpfiffel hat er nichts zu verlieren, und denkt: kommt Zeit, kommt Rath.

Die Hochzeitsfeier erfolgt, und Renatus ist nun der Eidam des Fürsten, lebt vergnügt mit seiner Frau, herrlich und in Freuden, und das sechs Jahre lang. Da stirbt der alte Papa.

An sein liebes Dörfchen Hakpfiffel hat Renatus immer gedacht, hat sich oft nach der schönen goldenen Aue zurückgesehnt, doch solche Sehnsucht nicht laut werden lassen. Durch den Tod des Schwiegervaters ist er aber von dem Versprechen, bei ihm zu bleiben, entbunden und beschließt, in die Heimath zurückzukehren. Als wieder ein Jahr verflossen ist, fragt er leise bei seinem Weibchen an, ob sie wohl mit ihm in sein Vaterland ziehen wolle. Ganz wider Erwarten erklärt sich Zoraide hierzu bereit, denn sie hat große Lust, andere Länder kennen zu lernen, andere Menschen, andere Sitten zu sehen, und da freut sich Renatus gar sehr.

Viele, viele Kameele werden mit ihren Koſtbarkeiten und Reichthümern bepackt, und aus Aſien zieht das Ehepaar mit drei Kindern nach dem Lande Thüringen. Lange Zeit bringen ſie auf der Reiſe zu, wohl an die vier Monden, denn das Kameel-Thier geht langſam, kommen aber glücklich in Hakpfiffel an. Dem Renatus wird es ganz warm ums Herz, als er in ſein Geburtsdörfchen einzieht, und die Hakpfiffler, die ſperren Maul und Naſe auf ob der langen Reihe bepackter Thiere, die ſie groß anſtaunen. Ein Theil meint, es müſſe ein großer König ſein, Andere aber erkennen Renatus, rufen: „J, das iſt ja unſer Renatus, der Schuhflicker!“ und dieſer ruft von ſeinem Kameel herab ihnen zu: „ja, ja, es iſt euer alter, wieder junggewordener Renatus mit ſeiner Frau, flickt aber keine Schuh mehr, iſt ein reicher Mann geworden, und bringt euch Allen aus Aſien etwas mit.“

Da iſt nun großer Jubel im Dorfe, daß Renatus wiederkommen iſt, den man ſchon für todt gehalten, und Jung und Alt zieht mit vor deſſen Häuschen, worin ſeine alte Mutter noch lebt, die vor Verwunderung und Freude ganz ſtarr iſt, ihren Sohn vornehm und reich wieder zu ſehen, den auch ſie ſchon lange todt geglaubt.

Man drängt ſich herbei, die Hand ihm zu reichen, und die Vettern und Baſen drängen ſich beſonders hin zur neuen Frau Muhme, begrüßen ſie nach ihrer Art, und beklagen nur, daß ſie nicht deutſch ſpreche, ihnen nur mit freundlichem Zunicken antworten könne. Dieſe aber packt ſogleich ihre ſchönen Sachen aus und beſchenkt Frauen und Mädchen und Kinder mit Korallen, Bändern, Muſcheln und andern Dingen. Auch die Kirche beſchenkt Renatus mit reichen Gaben, und läßt Dankgebete thun zu Gott, daß er glücklich in ſeinem Geburtsdörfchen wieder angelangt ſei.

Hier lebt er nun mit ſeiner Frau viele Jahre in Einigkeit und im Wohlſtande, theilt den Armen mit und hilft, wo er kann, kauft ſich Aecker und bebaut ſie, denn er hat die Hände nicht unthätig wollen in den Schooß legen, wie das ſonſt wohl die reichen Leute thun.

Beide haben ein hohes Alter erreicht, und als nun ihr Stündlein kommen, da iſt der liebe Herrgott ſo gnädig geweſen, hat ſie Beide an einem Tage zu ſich aufgenommen. Alles hat geweint und iſt traurig geweſen, die Wohlthäter des Dorfes verloren zu haben, welche man Beide in einem Sarge zu Grabe trägt, von der ganzen Gemeine begleitet. Auf das Grab ſetzte man

einen Stein, worauf geſchrieben ſteht: „Renatus und Zoraide,“ und der iſt noch jetzt zu ſchauen auf dem Gottesacker in Hakpfiffel.

„Sehen Sie, Herr,“ ſprach das Mütterchen mit dem Korbe voll Salz, „das iſt eine von den Spukgeſchichten von der Rotenburg. Ein anderes Mal mehr.“

Wir ſtanden vor Tilleda. Das Mütterchen ging ihrer Hütte zu, mir wünſchend eine gute Nacht.

Die Schloßjungfrau.

Auf dem Söller ſeiner Güntersburg ſaß Ritter Bodo mit treuen Zechkumpanen, wo Alle den Wein ſich trefflich ſchmecken ließen, den erſt Tags zuvor einem Nordhäuſer Bürger ſie abgenommen. Sie ſaßen hier auf der Lauer, lugten hinab in das Thal, zu erſpähen, ob ſich nicht neue Beute auf der vorüberziehenden Straße zeige. Die gab es aber heute nicht, denn wer nicht durchaus des Wegs mußte, mied ihn, da es landkundig war, daß Bodo wie ein Geier herabſchieße auf Jeden, den er hier anſichtig werde; auf ſeine feſte Burg den ſchleppe, der nicht gutwillig hergäbe, was er mit ſich führe.

Das ſchlechte Tagewerk des Raubens und Stegreiflebens hatte Bodo, nach damaliger Ritterart, viele

Jahre ſchon getrieben, hatte hohngelächelt, wenn kaiſerliche Befehle ins Land ergingen, ſolchen Unfug zu laſſen, ihrer nicht geachtet, denn er befand ſich wohl dabei, häufte Schätze auf Schätze. In der Umgegend aber war man empört über ſolch ſchändliche Gräuel, und ſann auf Rache. Beſonders erbittert waren ſeine nächſten Nachbarn, die Bürger der Reichsſtadt Nordhauſen. Ihnen hatte er gar zu oft und zu arg mitgeſpielt, ihre Kaufleute beraubt, ſie beigeſperrt, bis mit großem Löſegelde die Stadt ſie wieder frei gemacht. Zwei Mal hatten ſie es ſchon verſucht, ſeine Veſte zu berennen und zu zerſtören, aber immer vergebens; denn die Güntersburg war feſt, lag auf einem hohen Berge im dichten Harzwalde — an deſſen Fuße ſich jetzt das Städtlein Güntersberg ausbreitet — und war umgeben von dicken Mauern und doppelten Wällen. Durch ſolche mißlungene Verſuche ward Bodo aber immer dreiſter und ungezähmter, drückte und drängte dieſe Stadt immer mehr, und plagte ſie unaufhörlich.

Der Krug ging aber ſo lange zu Waſſer, bis er brach. Bodo beraubte nicht allein Vorüberziehende, ſchleppte ſie auf die Burg, ließ ſie auch wohl im Verließ elendiglich verſchmachten: er machte auch auf hübſche Dirnen Jagd, zwang ſie zu ſeinem Willen,

und fügten ſie ſich nicht, ſo mußten ſie eines ſchmähligen Hungertodes ſterben. Da nun alle Klagen und Beſchwerden beim Oberhaupt des Reichs nichts fruchteten, nirgends Hülfe zu erlangen war, die Nordhäuſer aber zu ſehr von ihm gedrangſalt wurden, ſo beſchloſſen ſie einen andern Weg einzuſchlagen, um ſich Ruhe zu verſchaffen.

Einige Stunden von der Güntersburg lebte in einer Felſengrotte des engen Thales, das der Bodefluß ſchäumend durchbrauſt, ein Zauberer, ein mächtiger Mann, der, mit allen Naturkräften vertraut, nach Belieben die Elemente beherrſchte. Aber nur Gutes zu wirken, dem Unglücklichen zu helfen, den Böſen zu ſtrafen, übte er ſeine Macht. Daher war er hochgeachtet und geehrt im ganzen Land, denn auf Hülfe durfte rechnen, wer mit gerechter Sache ihn darum anſprach, ſo wie er des Böſewichts Zumuthungen mit Zorn und Drohungen zurückwies.

Von dieſem Manne hatten auch die Nordhäuſer Kunde, und bei dieſem Hülfe zu ſuchen, beſchloſſen ſie. Sie ſchickten daher Abgeſandte an ihn, welche die Noth der Stadt ihm vorſtellten, um ſeinen Beiſtand baten. Schon längſt waren Bodo's Gräuelthaten dem Zauberer bekannt, und wartete er nur, daß Klage über

denselben bei ihm angebracht würde, um mächtig einzugreifen. Die Beschwerde der Nordhäuser kam ihm daher willkommen, und da sie eine gerechte war, so entließ er die Abgesandten mit der Zusage, daß ihnen geholfen werden solle.

Er begab sich in die Gegend der Güntersburg, ihr gegenüber, im Dickicht des Waldes, Bodo's Thun und Treiben zu beobachten, auf der That ihn zu ertappen. Aber lange Zeit war er hier vergebens, denn es zog, wie gesagt, gar selten Einer des verrufenen Wegs unter der Güntersburg hin. Endlich kam eines Morgens ein Handelsmann aus der alten Stiftsstadt Quedlinburg in frühester Dämmerung vorüber, nach Nordhausen zum Markte zu ziehen. Er saß auf einem Maulthiere, neben ihm ritt sein Töchterlein, klüglich und fein in Mannskleidung gesteckt, und hinterdrein folgte der Knecht mit zwei schwer mit Waaren beladenen Thieren. Noch vor Sonnenaufgang die verrufene Stelle zu passiren, hatte er es eingerichtet, meinend, der wilde Bodo werde da wohl noch nicht das Lager verlassen haben, und, im unglücklichen Falle, in dem Begleiter kein Mägdlein erkennen. Aber er irrte. Der Thurmwärtel lugte schon längst, und kaum gewahrte er die Vorüberziehenden, so gab er durch einen Stoß

in ſein Horn das Zeichen, daß Beute zu machen ſei. Flugs ſprengte die Rotte hinab in das Thal, und Bodo ſtürzte mit gezogenem Schwert auf den wehrloſen Handelsmann ein. Iduna, das verkleidete Töchterlein, ſchrie laut auf, verrieth durch ihre zarte Stimme ihr Geſchlecht, und ſank ohnmächtig vom Maulthier. Mit teufliſcher Freude gewahrte dies Bodo, befahl den Knappen, das Mägdlein auf die Burg zu tragen, und achtete nicht des Flehens und Jammerns des unglücklichen Vaters, der gern ſeine Waare als Löſegeld für ſein Kind bot. Er mußte ſehen, wie man Iduna leblos den Burgberg hinantrug und ſeine Waare dazu, und konnte es nicht wehren, der einzelne ſchwache Mann gegen ſolche Rotte. Nach Nordhauſen aber eilte er, dort Hülfe zu ſuchen, zur Wiedererlangung ſeines Kindes Alles aufzubieten.

Doch Hülfe war ſchon da. Aus ſeinem Verſteck hatte der Zauberer Alles mitangeſehen, und beſchloß ſchwere Strafe.

Die lebloſe Iduna hatte man in des Ritters Gemach auf ein Ruhebette gelegt, und Bodo ſtand eben davor, mit lüſternem Blicke die ſchöne Beute beſchauend, da trat der Zauberer ein.

„Was wollt Ihr, wer ſeid Ihr?“ fragte Bodo

mit barſcher Stimme, unwillig, ſich geſtört zu ſehen.

„„Ich bin Todislas, der Zauberer im Harz; komme Deine Schandthat zu beſtrafen, Deinem ſcheuslichen Leben ein Ende zu machen. Auf, bereite Dich zum Tode!““

Noch nie waren ſolche Worte zu Bodo geſprochen. Er ergrimmte vor Wuth, zog ſein Schwert und wollte auf den Zauberer eindringen. Der aber berührte ihn mit ſeinem Stäbchen, und Bodo erſtarrte in der Stellung, wie er eben zuſtechen wollte.

„„Böſewicht““, ſprach Jener, „„lange ſchon habe ich Deinem ſchändlichen Thun und Treiben zugeſehen, hoffte immer, Du würdeſt ablaſſen von Deinen Gräuelthaten, Buße thun und Gott erkennen; aber Du verſteckter Bube ſankeſt immer tiefer in den Pfuhl der Sünde, häufteſt Schandthat auf Schandthat. Das Mägdlein, das Du für ohnmächtig hältſt, erwacht nicht mehr. Es iſt todt. Sein Geiſt entfloh, als Du mit Deiner Rotte ihr nahteſt, vom Saumthier ſie fiel. Durch Dich verlor ſie das Leben. Du haſt es gemordet. Jetzt iſt das Maaß Deiner Sünden voll, jetzt ſollſt Du büßen.““

Der Zauberer kniete nieder an das Lager Jouna's.

betete und ſprach. „„Iduna, verklärter Engel, Dein Leben vermag ich nicht zurückzurufen, aber in meiner Macht ſteht es, Dir zu geſtatten, daß Du auf der Erde erſcheineſt, Gutes zu wirken, was Deinem Herzen ja immer ſchon wohl that. Die Umgegend dieſer Burg, wo Dein Mörder Elend und Unglück verbreitete, wo Jammergeſchrei und Fluch die Luft erfüllten, ſie ſei Dein Wirkungskreis; da ſollſt Du Segen und Glück verbreiten, da ſoll man Dich nennen den Schutzgeiſt dieſer Berge und Thäler, und Friede und Ruhe nur ſoll hier wohnen, wo ſonſt Bodo, der Teufel wüthete.““

Als er ausgeſprochen, erhob er ſich, machte mit ſeinem Stäbchen das Zeichen des Kreuzes. Da ward es blendend hell im Gemach. Harmonieen von Engelsſtimmen ertönten, die Thüren öffneten ſich, und herein ſchwebten vier Engelein, von Roſenlicht umfloſſen, hoben Iduna's Leiche auf, ſchwebten mit ihr zum Söller und hinüber auf den Gipfel des Berges, der Burg zur Seite. Hier betteten ſie ihr ein Grab, legten ſie in weiches Moos, überſtreueten die geknickte Blume mit Roſen, und ein Hügel von leichter Erde erhob ſich auf dem Grabe der Erblichenen.

Bodo ſtand während dem immerfort in Erſtarrung,

hörte und ſah was vorging, konnte nicht reden, aber in ſeinem Innern kochte und tobte es wie in einem Krater. Da trat der Zauberer vor ihn und ſprach:

„„Jetzt hinab mit Dir, Du Teufel in Menſchengeſtalt, hinab, in den Pfuhl der Hölle. Dort brenne Deine Seele in ewiger Qual, bis Gott gnädig iſt und Dir vergiebt. Fort, Ungeheuer!“ “

Drei Mal bewegte der Zauberer ſeinen Stab in Kreiſesform und verſchwand.

Da begann es zu blitzen und zu krachen. Der Berg bebte, die Burg wankte, ſtürzte zuſammen, ſank in die Tiefe hinab, und, zermalt mit ihr, Bodo. Ueber ihr ſchloß ſich der Felſen, und wenige Mauerreſte bezeichneten noch die Stätte, wo die Sündenburg ſtand.

Die Kunde von der Vernichtung der Burg und von der wohlverdienten Strafe, die Bodo getroffen, verbreitete ſich bald in der Umgegend, und Alles freuete ſich deſſen. Nun zog man wieder ruhig der ſo lange verrufenen Straße, und wer vorüber kam, dankte im Stillen dem, der das Land von jenem Unhold befreiete. Mancher hielt an, beſtieg aus Neugierde die Höhe, wo die Burg geſtanden, eilte aber beſtürzt herab, wenn ein Mägdlein in weißer Kleidung ihm erſchien, das

ein Schlüſſelbund an der Seite hängen hatte, in der Hand einen Blumenſtrauß hielt. Das war Iduna, die nun hier waltete; den, der ſich nicht fürchtete, ihr freundlich nahte, mit ihr ſprach, beſchenkte, aber mit dem Schlüſſelbunde ſchlug, der ihr übel wollte, ihrer ſpottete. Die Schloßjungfrau nannte man ſie, denn in der Nähe der Burgſtätte ließ ſie ſich gewöhnlich ſehen.

Von ihrem Erſcheinen, ihrer holden Geſtalt und ihrer Freigebigkeit hörte auch ein Mönch im nahen Kloſter Hagenrode, das im Selkethale lag. Neugierde, die Schloßjungfrau zu ſehen, vielleicht auch unlautere Abſichten, veranlaßten den alten Graukopf, den Berg der Günterſburg zu erſteigen. Mit Mühe hinangekeucht, ſetzte er ſich auf einen Stein, Kräfte zu ſammeln und lugte dabei links und rechts; aber es ließ ſich keine Jungfrau ſehen. Nach einer Weile ſtand er auf, durchkroch das Gebüſch hin und her, aber keine Jungfrau ließ ſich ſehen. „Hm", ſprach er, „ſie kommt nicht, weil ich kein junger Burſche bin; aber du ſollſt ſchon kommen!" Er zog unter der Kutte den Höllenzwang hervor, las Zauberformeln laut daraus ab, und citirte die Jungfrau zu erſcheinen, wenn ein guter Geiſt ſie ſei.

Nicht lange dauert es, da trat Iduna hinter einem Buſche hervor und ſprach mit ernſter Miene: „„Hier bin ich, was willſt Du von mir?““

Der Mönch war etwas betroffen von der Erſcheinung, ſammelte ſich jedoch bald, grinzte mit ſeinem faltigen Geſichte die holde Jungfrau an, und lud ſie ein, ſich zu ihm auf den Stein zu ſetzen. Die Jungfrau ſchüttelte.

„Du willſt Dich nicht zu mir ſetzen“, ſprach er, „fürchteſt Dich wohl, weil ich alt bin?“

Die Jungfrau ſchüttelte.

„Nicht? Nun ſo ſchenke mir was von den ſchönen Sachen, die Du haſt, zum Andenken an Dich.“ — Die Jungfrau ſchüttelte wieder.

„Auch nicht? Du ſcheineſt heute übel gelaunt.“ — Sie ſchüttelte.

Da ſtand der Mönch auf, näherte ſich der Jungfrau, blickte verliebt ſie an, blinzelte gar ſchmachtend mit ſeinen grauen Augen, und wollte mit den dürren Händen die weißen feinen Patſchchen der Jungfrau faſſen; aber das nahm ſie ſehr übel, machte eine böſe Miene, ergriff ihr Schlüſſelbund, ſchlug es dem Mönch ins Angeſicht, daß es blutete, und jagte ihn den Berg hinab. Niemals iſt er wieder gekommen, der alte

Sünder, die Jungfrau zu ſehen, hatte mit dem einen Male genug.

Freundlicher war ſie einem Hirten, der auf des Berges Höhe ſeine Ziegen weidete. Hingeſtreckt auf den Raſen lag er, freuete ſich der ſchönen Weide, die ſeine Heerde mit den feinen Glöckchen hier fand, dachte an nichts weniger als an die Schloßjungfrau, wiewohl er oft ſchon von ihrem Erſcheinen gehört. Da ſieht er ſie aber mit einem Male hinter einem Buſche hervortreten, wie ſie Blumen in der Hand hält, zu einem Strauße ſie ordnet. Er rührt ſich nicht, lauſcht aber unterm Hute hervor, was die ſchöne Dirne wohl weiter beginnen werde. Da entfällt ihr eine Blume, was ſie nicht zu bemerken ſcheint. Flugs ſpringt er hinzu, hebt die Blume auf, giebt in ſeiner Einfalt der Blume einen Kuß, ſteckt ſie an den Hut, tritt einen Schritt zurück und ſagt mit freundlicher Beſcheidenheit:

„Jüngferchen, Sie hat eine Blume verloren, will Sie ſie wieder haben? hier iſt ſie.“ Er hält Hut und Blume hin. Die Jungfrau ſchüttelt.

„Nicht? Nun ſo behalte ich ſie zum Andenken an Sie.“ Die Jungfrau nickt freundlich.

„Bedanke mich.“ Er küßt die Blume nochmals, und ſetzt den Hut auf. Da winkt die Jungfrau,

ihr zu folgen. Sie geht, und dreist folgt ihr der Hirt.

Einige hundert Schritte sind sie schweigend gegangen, da stehen sie vor einer hohen Felsenwand. Die Jungfrau schlägt mit ihrem Schlüsselbunde dran, und auf thut sich der Felsen. Viele Stufen führen hinab in die Tiefe, auf denen sie hinunter steigen. Unten geht es in einem langen, dunkeln Gange fort. Dem Hirten kommt das ganz kurios vor, doch ist er ohne Furcht und tappt ins Dunkele mit hinein. Die Jungfrau steht endlich still, klirrt mit ihren Schlüsseln, und augenblicklich öffnen sich die Flügel eines großen Thores, aus welchen eine Helligkeit strömt, die den Hirten Anfangs ganz blendet. Als sein Auge sich daran gewöhnt, tritt er durch das Thor ins Freie, und sieht vor sich ein großes schönes Schloß mit vielen hohen Thürmen.

„Ah," ruft er aus, „das ist einmal schön, so was hab' ich mein Lebtage noch nicht gesehen; da wohnt wohl ein König?"

„„Nein"", spricht die Jungfrau, „„da wohne ich. Tritt ein, sieh Dich um, und nimm von dem, was Du darin finden wirst, so viel Dir beliebt.""

„Das thue ich wohl, schönes Jüngferchen, aber Sie muß mitgehen."

„„Geh nur allein; guten Menſchen, wie Du einer biſt, widerfährt kein Leids darin.““

„Aber ich fürchte mich, Jüngferchen; gehe Sie doch mit, mir zu gefallen.“

Die Jungfrau lächelt. „„Geh nur allein,““ ſpricht ſie, und — fort iſt ſie.

Der Hirt tritt leiſen Schrittes ein, geht aus einem großen Gemach in das andere, verirrt ſich faſt, ſo viele ſind deren, und ſtaunt die Pracht und den Schmuck an, die er überall erblickt. Menſchen ſieht er nirgends, hört aber Vögelein zwitſchern, als wäre er im Walde. In einem der letzten Gemächer liegen Koſtbarkeiten aller Art auf Tiſchen ausgebreitet; Perlen, Ringe, Korallen, güldene Spangen und mehr ſo was Schönes. Das betrachtet der Hirt Alles genau, und da es ihm erlaubt iſt, nimmt er eine Schnur Perlen und ein güldenes Ringelein. Nachdem er alle die ſchönen Sachen angeſehen, geht er wieder durch alle Gemächer zurück. Vor der Thür des Schloſſes findet er die Jungfrau wieder.

„Jüngferchen“, ſpricht er mit gar freundlicher Miene, „in Ihrem Schlößchen iſt's hübſch, da gefällt's mir, da wohnte ich gleich auch.“

Die Jungfrau lächelt. „„Haſt Du Dir etwas mitgenommen?““

„O ja, dieſe Perlenſchnur, die will ich meiner Braut geben, wenn ich einmal eine habe, und dieſen Ring, den will ich dem Jüngferchen zum Andenken immer am Finger tragen.“

„„Mehr haſt Du nicht genommen?““

„Nein.“

„„Du biſt genügſam, das muß belohnt werden. Komm, nimm mehr, ich gehe mit Dir.““

Sie gehen in das Gemach zurück, wo die Koſtbarkeiten liegen. „„Hier““, ſpricht die Jungfrau, „„nimm mehr, nimm ſo viel als Du fortbringen kannſt.““

„Jüngferchen, Sie iſt doch allzu gut, Sie will mich zum reichen Manne machen.“

„„Nimm nur, nimm.““

„Nun, wenn Sie es nicht anders haben will, ſo nehme ich.“

Er öffnet ſeinen Ranzen, wirft weg was darin iſt, und füllt ihn mit Koſtbarkeiten, ſo auch ſeine Taſche, und zuletzt den Hut, den er umgekehrt in den Arm nimmt. Daß hierbei die Blume vom Hute fällt, bemerkt er nicht. Als er genug hat, will er ſich bei der Jungfrau bedanken; aber die iſt nicht mehr da.

„Hm", ſpricht er, „das Jüngferchen iſt doch gar zu gut, will nicht einmal einen Dank annehmen."

Er geht. Kaum iſt er aus dem erſten Gemach, ſo ruft es: „Vergiß das Beſte nicht!" Einen Augenblick ſteht er, horcht, und geht weiter. Im zweiten Gemach ruft es wieder: „Vergiß das Beſte nicht!" Er ſteht wieder ſtill, horcht, und da er nichts weiter vernimmt, geht er durch das dritte Gemach. Da hört er zum dritten Male dieſelben Worte.

„Was ſoll denn das heißen", ſpricht er, „was ſoll ich denn nicht vergeſſen? Dächte doch der ſchönen Sachen genug zu haben, verlange gar nicht mehr." Aber ſtärker ruft es jene Worte und immer ſtärker, bis er vor des Schloſſes Eingang ſteht. Da vernimmt er nichts weiter, geht durch den dunkeln Gang zurück, die Stufen hinan, tritt aus der Felſenkluft ins Freie und kommt wieder zu ſeinen Ziegen.

Um alles Mitgenommene genau zu betrachten und durchzumuſtern, ſetzt er ſich unter einem ſchattenden Baume nieder und öffnet zuerſt den ſchweren Ranzen. Aber wie wird ihm, als dieſer nicht mehr die eingeſteckten Koſtbarkeiten, ſondern nur Früchte aller Art enthält, als er nichts Anderes auch aus den Taſchen hervorzieht, und ſelbſt im Hute nur kleine ſaure Kirſchen liegen.

„Was iſt das?“ ruft er verwundert aus. „Hat mich das Jüngferchen zum Beſten haben wollen? Das wäre nicht fein. Ich verlangte ja nichts von ihren Koſtbarkeiten, war ja mit den Perlen und dem Ringlein zufrieden; oder hat ſie die vielleicht auch in Beeren verwandelt!“ Schnell greift er in die Seitentaſche und zieht zu ſeiner großen Freude Perlen und Ring hervor. „Immerhin“, ſpricht er weiter, „ſind auch die andern Koſtbarkeiten keine mehr, ſo habe ich doch noch, was ich zuerſt nahm. Bin zufrieden damit, wollte ja ohnehin nicht mehr.“

Er ſteht auf, nach Haus zu treiben, denn der Abend dunkelt heran. Die ſchlechten Kirſchen wirft er aus dem Hut, dreht dieſen, nach der Blume zu ſehen, aber — die war fort. „O, meine ſchöne Blume, die habe ich verloren, die muß ich wieder haben.“ Er geht ſie zu ſuchen, bis an den Felſen hin, findet ſie aber nicht. Er pocht am Felſen an; der öffnet ſich nicht. Er ruft: „Jüngferchen, ich habe in Ihrem Schloſſe die Blume verloren, gebe Sie ſie mir wieder!“ aber es antwortet Niemand. Betrübt geht er zurück, und folgt der Heerde ſtill nachdenkend. Da fällt es ihm wie Schuppen von den Augen, und er ruft aus: „Nun weiß ich, was ich nicht vergeſſen ſollte.

Die Blume war es, die ſchöne Blume. Ja, ja, ſo iſt's, und da ich des Zurufs nicht achtete, ſo hat das Jüngferchen, mich zu ſtrafen, ihre Koſtbarkeiten in Früchte verwandelt. Nun, ich will zufrieden ſein mit dem was ich habe; warum habe ich nicht Acht gehabt auf die Blume, und, hat mir das Jüngferchen auch nichts von ihren ſchönen Sachen gelaſſen, 's iſt drum doch ein gutes Jüngferchen."

Als er aus dem Walde tritt, dreht er ſich, ruft nochmals mit wehmüthiger Stimme: „Jüngferchen, gebe Sie mir doch die Blume wieder!" Aber keine Jungfrau erſcheint. Die Blume iſt fort und bleibt fort. Und ſo oft er auch ſeine Heerde dahin treibt, wo die Jungfrau erſchien, ſo oft er auch zum Felſen geht, die Blume zurück verlangt, nur das Echo giebt ihm die Worte zurück, und nie ſah er die Jungfrau wieder.

Der Stock im Eisen.

Wer in Wien war, den leitete der Führer gewiß auch nach dem „Stockimeisenplatz," hier ihm eines der Wahrzeichen der großen Stadt schauen zu lassen, den „Stock im Eisen." Es ist dieses ein sieben Fuß hoher Baumstamm, der mittelst eines eisernen Ringes und eines Schlosses, das Niemand öffnen kann, an ein Haus befestigt ist. Ueber und über ist er mit eingeschlagenen Nägeln bedeckt, und das schon längst so ganz, daß vom Holze gar nichts mehr zu sehen ist, und selbst für das kleinste Nägelchen kein Plätzchen mehr zu finden sein würde.

Der Fremde fragt: „Was ist das, was bedeutet dieser Stamm?" und der Führer, ist er gut unterrichtet, erzählt ihm Folgendes vom Stock im Eisen.

Herzog Leopold der Heilige ließ ſich ein Jagdſchloß im Wiener Walde erbauen, der damals über die ganze Fläche ſich ausbreitete, welche jetzt die Häuſer der großen Kaiſerſtadt bedecken. Alles wurde darin auf's Prächtigſte eingerichtet, viel Gold und Silber dabei verſchwendet, denn der Herzog hatte dergleichen genug. Unter den vielen Arbeitern befand ſich ein Schloſſerlehrling, ein pfiffiger, verſchmitzter Burſche. Der mußte eines Tags ein Käſtchen mit vielen übergüldeten Nägeln nach dem Bau hintragen, welche an den Schlöſſern der Thüren verwendet werden ſollten. So viel hatte er ſchon gelernt, Meſſing von Gold zu unterſcheiden, und da gewahrte er auch alsbald, daß der Meiſter ihm Koſtbares anvertrauet hatte. Mit lüſternen Blicken beſah er auf dem Wege den Schatz, überzählte die Nägel und fand, daß es ein und ſechszig waren. „Da hat ſich gewiß der Meiſter verzählt", ſprach er; „ein Schock wird er haben einlegen wollen und hat einen zu viel eingelegt. Den werde ich für mich behalten, das kann er nicht merken," und flugs ſpazierte der in ſeine Taſche. Als er zur Stelle kam, lieferte er das Käſtchen ab; der Meiſter überzählte die Nägel, bemerkte nichts dabei, und ſo mochte wohl die Vermuthung des Burſchen richtig ſein.

Nach dem Feierabend ging er den gewöhnlichen, ihm wohlbekannten Weg durch den Wald nach seiner Wohnung zurück. Als er eine ganze Weile gegangen, kam es ihm vor, als wäre er vom rechten Wege abgekommen. Er kehrte wieder um, gerieth aber mehr noch ins Dickicht hinein, wußte nun gar nicht, wo er war, und kam immer wieder an einen großen, starken Baum zurück, von dem er zwei Mal schon rückwärts gegangen zum Auffinden des Wegs. Als er nun zum vierten Male dabei stand, war er von Angst und vom vielen Laufen so erschöpft, daß er sich unter dem Baume niedersetzte, weinte und jammerte, die Nacht hier zubringen zu müssen. Furcht vor den Wölfen, die es im Walde gab, ließ ihn nicht schlafen, und dazu gesellten sich bald auch Gewissensbisse. Er sah ein, daß er sich durch die Entwendung des Nagels sehr vergangen, und weinte gar bitterlich. Wie er es anfangen solle, sein Gewissen zu beruhigen, das Geschehene wieder gut zu machen, darüber konnte er mit sich nicht auf's Reine kommen. Behalten wollte er den verdammten Nagel nicht, er brannte ihm in der Tasche wie eine Kohle; ihn aber dem Meister zurückgeben, seine Sünde gestehen, das wollte er auch nicht; der würde ihn aus der Lehre jagen und dann sei er

für ſeine ganze Lebenszeit ein geſchlagener Menſch. Mit dieſen Gedanken quälte er ſich die ganze Nacht hindurch, und ſchlief nicht.

Als der Tag anbrach, ſtand er auf, nahm den Nagel aus der Taſche, beſah ihn lange wohlgefällig, ſchwankend, was er nun thun, wegwerfen, zurückgeben, oder ihn als Eigenthum behalten ſolle. Endlich rief er aus: „Behalten mag ich ihn nicht; zurückgeben auch nicht; alſo — wegwerfen? — Nein, das wäre ſchade. Ich ſchlage ihn in den Stamm des Baums, unter welchem ich die Nacht zugebracht; das beruhigt mein Gewiſſen, und damit ſei die Sache abgethan.“ Er ſchlug den Nagel unten in den Stamm. Als er den letzten Schlag gethan, ſich umdrehte zu gehen, da ſtand der leibhafte Satanas neben ihm.

Der Burſche that vor Schrecken einen gewaltigen Schrei und wollte fortlaufen. Da ſprach Satanas: „Bleibe, ich thue Dir nichts.“ Der Burſche blieb, und Jener ſprach weiter: „Den geſtohlnen Nagel haſt Du eingeſchlagen, das iſt keine Kunſt. Könnteſt Du aber wohl einen ſolchen Nagel machen, ſo wie ein Schloß, welches dieſen Baum vor Art und Säge ſchützten, ſo wäre Dir für immer geholfen.“

Der Burſche hatte Muth gewonnen und antwortete: „„Hätte wohl Luſt, dergleichen zu machen, aber ich verſtehe es nicht. Willſt Du es mich lehren?““

„Topp“, ſagte der Böſe, „das will ich, komm.“

Im Hui waren Beide in des Teufels Schmiede. Da ſchloß der Böſe einen Bund mit dem Burſchen auf Leben und Tod, und nun lernte dieſer Schlöſſer machen von ſo wunderbarer Einrichtung, wie kein Schloſſermeiſter in der Welt es je vermocht hat. Dieſe Geſchicklichkeit des Burſchen wurde bekannt, und da hatte dieſer, nun Meiſter ſeiner Kunſt, gewaltigen Zulauf und verdiente viel Geld, denn Jeder wollte ſolch ein Schloß haben. Auch einen goldenen Nagel, wie der ſeinem ehemaligen Meiſter entwendete, fertigte er, zu zeigen, daß er auch ſolche Arbeit liefern könne. Dieſen ſchlug er neben jenem Nagel in denſelben Baumſtamm, ſägte dann den Baum in der Höhe von einer Elle vom Boden ab, ſo daß nur ein Stock davon ſtehen blieb, umgab dieſen mit einem ſtarken eiſernen Ring und hing ein künſtliches Schloß daran, das Niemand zu öffnen vermochte.

Der Burſche lebte herrlich und in Freuden, denn an Gelde fehlte es ihm nicht. Daß er aber mit dem Satan den Vertrag eingegangen, das ging ihm doch

zuweilen im Kopfe herum. Er bereute das gethan zu haben, und wäre gern des Vertrags quitt geweſen, obgleich die Zeit, auf welche er abgeſchloſſen, noch lange nicht abgelaufen war. Die verging aber auch, und je näher der Termin rückte, wo der Böſe ihn als ſein eigen heimführen konnte, deſto fleißiger ging er, und täglich wenigſtens ein Mal, in die Kirche, die Meſſe zu hören, wohl wiſſend, daß er dadurch jedes Mal auf vier und zwanzig Stunden gegen die Anfechtungen des Böſen geſchützt ſei. Konnte dieſer nun aber auch ihm nichts anhaben, ſo lauerte er ihm doch ſtets auf, ihn mit Liſt zu fangen.

Eines Tags, als der Burſche auch in die Kirche gehen wollte, die Meſſe zu hören, ward er durch Bekannte veranlaßt, mit dieſen einen Weinkeller zu beſuchen. Da wurde gegeſſen, getrunken und geſcherzt in luſtiger Compagnie, und der Meſſe vergeſſen. Endlich fiel es ihm ein, daß er dieſe verſäumen könne, und flugs ſprang er auf, und rannte fort. Unterwegs begegnet ihm ein altes Weib, die fragt: „Wohin ſo ſchnell?“ In die heilige Meſſe. „Da kommt ihr zu ſpät, die iſt ſchon geleſen.“

Der Schloſſer läßt ſich bethören, glaubt, wie die Alte ſagt, kehrt um, und geht wieder in den Keller,

noch ein Glas zu trinken. Die früher mit ihm zechten, sind fort. Er setzt sich allein hin. Da tritt zur Thür herein das alte Weib, läßt ihre Hüllen fallen, und der leibhafte Satanas grinzt den Schlosser an, der erschrocken aufspringt, zu entfliehen. Aber fest hält ihn mit der Kralle das Ungethüm, spricht hohnlächelnd: „Jetzt, Bursche, sollst Du mir nicht entgehen," dreht im Hui ihm den Hals um, und hängt ihn an einen Haken in der Wand.

Lange Zeit darnach, als die Stadt Wien immer größer geworden, verschwand der Wiener Wald ganz, und Häuser standen nun da, wo er sich früher ausbreitete. Den Baumstamm mit den Nägeln hatte man stehen lassen als ein Wahrzeichen, bis wie weit der Wald gegangen. Unter den Schlossern weit und breit war dieser Stamm oder Stock im Eisen bekannt als eine Merkwürdigkeit der Kaiserstadt, und wenn ein Schlosser auf der Wanderschaft nach dieser großen Stadt kam, so suchte er den „Stock" auf, und schlug einen Nagel in denselben. Das versäumte Keiner, und es wurde zur Ehrensache unter den Schlossern, dies gethan zu haben. Der Stamm ward hierdurch nach und nach so ganz mit Nägeln bedeckt, daß endlich für keinen Nagel mehr Raum übrig blieb,

und mit einer Rinde von Nagelköpfen er umgeben war.

Das kunſtvolle Schloß, das zu ſeiner Zeit der Schloſſermeiſter an den Ring um den Baumſtamm gelegt, war ſpäter abhanden gekommen, man wußte nicht wie. Damit nun der alte Ring fernerweit den Baumſtamm umgäbe, nicht auch abhanden käme, beſchloß der hochweiſe Rath der Stadt Wien, ein neues Schloß fertigen zu laſſen, und daran zu legen. Ein fremder Schloſſer, der aus weiter Ferne her war, deſſen Vaterland Keiner kannte, hörte das und bat, man möchte ihm die Arbeit übertragen, er wolle ein Schloß fertigen, und an den Ring legen, das Niemand ſolle öffnen noch davon ſtehlen können. Der hochweiſe Rath war das zufrieden, übertrug ihm die Arbeit, und binnen wenigen Tagen hing das Schloß am Stamm. Es wurde beſehen, gut und ſchön gearbeitet gefunden und der Schloſſer gefragt, was er für ſeine Arbeit verlange. Da machte der eine ſolche hohe und ſchier unerſchwingliche Forderung, daß die Rathsglieder erſchraken und ſich des weigerten. Und wie ſie nun feſt dabei verblieben, daß ſolche Forderung ſie nie bewilligen würden, da nahm der Schloſſer den Schlüſſel, warf ihn mit einem ſchweren Fluche hoch in die Luft,

und — verſchwand zum Entſetzen Aller, denn der Schloſſer war kein Menſch, es war der Teufel ſelbſt. Der Schlüſſel ſoll noch heute zur Erde fallen.

Nun lag zwar ein Schloß am eiſernen Reif, aber Keiner vermochte es zu öffnen, ſo viele Schloſſer es auch verſuchten. Da machte der Magiſtrat bekannt, daß derjenige, welcher einen Schlüſſel zum Schloſſe fertige, womit es zu öffnen ſei, einen hohen Preis erhalten ſolle. So viele Schloſſer nun auch damals in Wien waren, alle verſuchten ihr Heil, den Preis zu gewinnen, aber keinem gelang es. Denn wenn ſie einen Schlüſſel ſo weit hatten, daß er zur Vollendung noch einmal in das Kohlenfeuer mußte, ſo war der Bart jedes Mal umgedreht, wenn ſie ihn wieder herausnahmen. Jedem der Schloſſer ging das ſo, und wenn er auch zehn Mal noch den Schlüſſel von Neuem bearbeitete. Da wurden alle tückiſch und ärgerlich, und meinten: der Teufel müſſe dabei im Spiel ſein. Und ſo war es auch. Der Teufel wollte nicht, daß ſein Schloß ſolle geöffnet werden können, drum ließ er keinen Schlüſſel gerathen.

Bei einem der Schloſſermeiſter war ein Lehrburſche, auch ein pfiffiger, verſchmitzter Kopf. Der denkt und denkt darüber nach, ob es denn gar nicht möglich ſei,

einen Schlüſſel, der ſchließen müſſe, zu fertigen, und, wenn der Teufel wirklich den Bart immer herumdrehe, wie dies zu hindern ſei, denn den ausgeſetzten Preis zu verdienen und zugleich alle Schloſſermeiſter zu beſchämen, das reizte ihn gar zu ſehr. Nachdem er ſo einige Tage ſimulirt hat, wie das anzufangen ſei, geht ihm plötzlich ein Licht auf, und er hat es weg. In den Abendſtunden, wo nicht mehr gearbeitet wurde, Meiſter und Geſellen ausgegangen ſind, arbeitet er ganz in der Stille einen Schlüſſel, ſetzt mit dem Loth den Bart verkehrt an, und bringt ihn ſo in das zur Gluth angeblaſene Kohlenfeuer. Der Böſe, unſichtbar auflauernd, wo ein Schlüſſel verfertigt ward, war gleich bei der Hand, drehte den Bart herum, und — da war er betrogen, denn nun ſaß der Bart an der rechten Stelle, wo er ſitzen mußte. Als der Burſche nun den Schlüſſel aus dem Feuer nimmt, und ſieht, daß er recht ſpekulirt hat, der Schlüſſel iſt, wie er ſein muß, ſpringt er deckenhoch vor Freuden. Andern Tags läßt er ſich beim ehrſamen Magiſtrat anmelden, legt den hochweiſen Herrn den Schlüſſel vor. Dieſe ſenden ſogleich eine Deputation nach dem Stock im Eiſen, zu prüfen, ob das Schloß mit dem Schlüſſel zu öffnen ſei, und da die Nachricht zurückkommt: der

Schlüssel schließe, so wird dem Burschen auf der Stelle der ausgesetzte Preis gezahlt, ihm auch das Meister- und Bürgerrecht ertheilt. Die Schlosser aber, die wollen schier schwarz werden vor Aerger, daß ein Lehrbursche klüger gewesen ist als sie alle.

In neuern Zeiten ist jedoch dieser Schlüssel auch wieder verloren gegangen, und kein neuer angefertigt worden. Der Stock im Eisen steht aber noch auf den heutigen Tag, und, findet auch der wandernde Schlossergeselle kein Fleckchen mehr daran, einen Nagel einzuschlagen, so besieht er doch den Stock, um sagen zu können: ich habe das Schlosser-Wahrzeichen von Wien gesehen.

Der Hennegraben auf Burg Windeck.

Es war im Jahre 1370, als durch den Tod des Biſchofs von Straßburg der Stuhl dieſes hohen fürſtbiſchöflichen Stiftes erledigt ward. Sich darauf niederzulaſſen, mit dem Krummſtabe das ſchöne Land zu regieren, darum ſtritten der Domprobſt und der Dechant des Stiftes. Erſterer hieß Hanemann von Kyrburg, Letzterer Johann von Ochſenſtein. Jenem ſtanden ſeine Brüder, die Grafen von Kyrburg, dann Reinhard von Windeck und Andere noch bei, und dieſer hatte nicht minder großen Anhang und Hülfe auf ſeiner Seite. Beider Heere kämpften mächtig gegen einander an, doch ohne den Streit dadurch zu entſcheiden, denn ihre Kräfte waren ſich ſtets gleich. Da ſuchten die Kyrburger durch Liſt die Oberhand zu gewinnen und beſchloſſen, den Ochſenſtein auf gute Manier zu fan-

gen und wegzuſchleppen. Es gelang ihnen Einige fanden ſich im Hofe ſeiner Wohnung in Straßburg ein, gaben vor, dem Domdechant Ochſenſtein ein geheimes Schreiben, aber nur in ſeine eigenen Hände, übergeben zu wollen, und veranlaßten dadurch, daß dieſer ſonder Argwohn herab und in den Hof kam. Kaum war er aber über die Schwelle der Thür, ſo fielen ſie über ihn her, verſtopften ihm den Mund, trugen ihn durch Seitenſtraßen bis an die Ill, wo er in einen bereit gehaltenen Kahn geworfen, dem Rheine zugefahren und auf die Burg der Windecker gebracht ward, wo man ihn ſtark bewachte.

Unter der Burg Windeck, im Dörfchen Wolfhag, wohnte um dieſe Zeit ein altes Mütterchen. Sie kannte viele verborgene Dinge, beſonders die geheimen Kräfte der Wurzeln und Kräuter, heilte damit Kranke und Gebrechliche, und hieß daher in der ganzen Umgegend das kluge Waldweiblein. Selbſt die wilden Thiere des Waldes ſchienen ſie zu achten, näherten ſich ihrer Wohnung nie, noch thaten ſie dem, wie ein verklärtes Weſen umherſchleichenden Weiblein etwas, deſſen ganzer Reichthum einige weiße Hühner von ungewöhnlicher Größe waren, die ihre Nahrung im nahen Walde fanden.

Eines Tags saß die Alte vor ihrer Hütte, sich Wurzeln reinigend zu ihrem Mittagsbrote. Da kamen zwei wunderschöne Knaben, durch des Waldes Dickicht sich drängend, vorüber, und blieben stehen, die alte Gestalt zu betrachten.

„Grüß Euch Gott, Kinder", sprach diese. „Ihr scheint müde und ermattet zu sein. Wartet, ich will Euch Brot und Milch geben, Euch erquicken."

Die Knaben blieben gern, denn sie hungerte, und die Alte kam bald zurück und brachte was sie geboten. Die Kinder setzten sich. Das jüngere, gegen dreizehn Jahre alt, ließ es sich wohlschmecken, und da die Alte fragte: wie sie hierher in diese Einsamkeit kämen, und was sie bei ihr wollten, antwortete dieses: „„Wir wollen auf die Burg Windeck und suchen den Weg dahin.""

Der ältere Knabe aß nicht, sah ernst und betrübt vor sich hin, und zuweilen rollte ihm eine Thräne über die Wange. Dies zu verbergen, ging er zu einer in der Nähe sprudelnden Quelle, und feuchtete mit dem frischen Bergwasser seine Augen, und die mit Jugendfrische glänzenden Wangen. Dem Mütterchen fiel das auf; es schaute dem blonden Knaben in seine großen himmelblauen Augen, hob den Zeigefinger auf

und ſprach, ihm freundlich drohend: „Hör' einmal, Du biſt kein Knabe, Du biſt ſicher ein Mägdlein."

Die Knaben ſchwiegen und ſahen ſcheu zur Erde.

„Na", fuhr jene gutmüthig fort, „habt Zutrauen zu mir, Kinder. Sagt, wie heißen Eure Eltern, und entdeckt mir, was Ihr auf Burg Windeck wollt."

Da weinten die Knaben beide, und der ältere ſprach: — „„Wohl bin ich ein Mädchen, heiße Imma von Griſtein, und das da iſt mein Bruder. Unſer Ohm, der Dechant von Straßburg, hat uns erziehen laſſen, und väterlich für uns geſorgt. Jetzt haben ihn aber die böſen Menſchen gefangen, und da oben auf die Burg Windeck gebracht, und da wollten wir hin, den Burgherrn zu bitten, daß er unſern Wohlthäter frei laſſe.""

„Ihr guten, lieben Kinder! bringt Ihr auch das Löſegeld mit?"

„„Ach nein! Aber ich habe hier ein Kreuz von Diamanten, das meine ſelige Mutter mir gab, — ſie zog es aus dem Buſen, und zeigte es, — das will ich dem Windecker Herrn geben. Es iſt viel werth."

„Aber noch nicht ſo viel, als der Windecker verlangen wird."

„„Nun, dann bitte ich ihn, daß er uns ſo lange als Geißeln behält, bis ſich mein Ohm gelöſt haben wird.““

„Ihr ſeid gar liebe, gute Kinder, die Gott beſchützen und ſegnen wird. Als Geißeln aber Euch anzubieten, nein, das ſollt Ihr nicht. Ich will Euern Ohm loskaufen.“

„„Ihr?““ riefen verwundert die Kinder aus.

„Ja, ja, ich. Hört mich. In voriger Nacht habe ich zwei Kundſchafter, welche die Straßburger ausgeſchickt, belauert. Sie ſchlichen um die Burg herum, und aus ihren Reden konnte ich vermerken, daß ſie die ſchwächſte Stelle der Burg erforſchen wollten; denn die Straßburger wollen nächſtens ausrücken, die Burg zu nehmen. Sie hatten auch richtig dieſe Stelle aufgefunden, welche dort am Tannenwalde iſt, wo das ſteinerne Kreuz ſteht. Ich will Euch nun den Weg zeigen, der Euch ſicher zur Burg leitet. Seid Ihr oben, ſo laßt Euch zum Ritter Reinhard bringen und ſagt ihm: er ſolle eiligſt, und wo möglich heute noch, an jener ſchwachen Stelle einen tiefen Graben aufwerfen laſſen, denn die Straßburger kämen gewiß in nächſter Nacht ſchon.“

Da ſprachen die Kinder: „„Das wollen wir wohl thun. Wird aber auch der Ritter unſern Ohm losgeben?““

„Ich gebe Euch ja das Löſegeld mit", erwiederte die Alte, und klatſchte zugleich in die Hände. Im Augenblick flogen und liefen von allen Seiten ihre weißen Hühner herbei. Eines davon nahm ſie und gab es Imma mit den Worten: „hier iſt das Löſegeld. Bringt die Henne dem Ritter Reinhard, und er wird gewiß euern Ohm frei geben."

Die Kinder ſahen ſich und die Alte verwundert an, nicht wiſſend, ob ſolche Rede Scherz oder Ernſt ſein ſolle. Das merkte die Alte und ſprach:

„Ja, ja, das iſt mein voller Ernſt, kein Spaß. Thut nur, wie ich Euch ſage. Sagt ihm auch, er ſolle heut Abend, nach Untergang der Sonne, die Henne beim Kreuz niederſetzen, wo die Feinde den Angriff machen würden, denn ich wüßte recht gut, daß er auf der Burg nicht Hände genug habe, ſchnell den Graben ſo tief und breit als nöthig machen zu laſſen, meine gute Henne werde das aber ſchon zu Stande bringen."

Dabei ſtreichelte ſie das Thier, und ſang ihm mit leiſer Stimme ins Ohr.

Höre, was ich ſag:
Wenn ſich neigt der Tag,
Wenn die Eule ſchreit,
Gräbſt du tief und breit.

Scharrſt die Erd' heraus
Bis zu des Todten Haus,
Bis zu dem Heldenſchwert,
Das nie der Roſt verzehrt.
Geh, und noch vor Mitternacht
Haſt du ſchon das Werk vollbracht.

Nun reichte ſie Imma die Henne hin, ſie auf die Burg zu tragen, was dieſe mit einigem Widerwillen und Grauen vor dem wunderbaren Thiere that, und nur, weil die Alte ſo freundlich, ſo mütterlich und herzlich gegen ſie war. Der Bruder aber war ohne Furcht, und freuete ſich ſchon des Schauſpiels, das die Henne geben werde.

Die Kinder gingen nun den Burgweg hinan. Kaum hatten ſie die Hälfte des Wegs zurückgelegt, als ihnen ein junger, ſchlanker Ritter begegnete. Er war von hoher edler Geſtalt, und obgleich der ſtille Ernſt in ſeinem Weſen der Jungfrau einige Bangigkeit verurſachte, ſo benahm ihr doch bald der milde Ton ſeiner Stimme jede Beſorgniß.

„Wer ſeid ihr, liebe Kinder", redete er ſie an, „was wollt ihr auf meiner Burg?"

Imma antwortete nicht ohne Aengſtlichkeit: „„Edler Herr, Ihr haltet unſern Ohm, den Dechant von Straßburg, auf Eurer Burg gefangen, der uns Vater

war, denn unsere Eltern sind todt, und er sorgte väterlich für uns. Bitte, gebt ihn frei, und behaltet uns dafür als Geißeln.""

Thränen liefen ihr bei diesen Worten über die Wangen, und auch der Ritter konnte seine Rührung nicht verbergen. Mit liebevollen Blicken betrachtete er die Kinder, besonders Imma, und reichte ihnen die Hand.

„Ihr seid brave, liebe Kinder", sprach er, „dafür wird Gott es euch auch wohl ergehen lassen auf Erden, so lange ihr lebt."

Drauf fragte er, was sie mit der weißen Henne wollten, und Imma erzählte, was die Alte ihr gesagt, und wo sie nicht recht fort konnte, da half der Bruder ein, denn Imma wurde verlegen, da der Ritter mit steigender Aufmerksamkeit die Worte von ihren holden Lippen nahm, und gleich ihr erröthete, als sie des Umstandes gedachte, ein Mägdlein zu sein.

„Edle Jungfrau", sprach der Ritter mit dem zärtlichsten Ausdruck in seinen Mienen, und faßte dabei Imma's Hand; „unter Gottes Geleite seid ihr bis hierher gekommen, unter seinem Schutze und dem meines Armes sollt ihr auf meiner Burg weilen und auch wieder zurückkehren. Ich bringe euch jetzt zu Euerm

Ohm, daß er durch den Anblick ſeiner guten, lieben Kinder überraſcht, erfreuet werde, an ſeine Bruſt euch drücke."

Sie ſtiegen nun mit dem Ritter aufwärts der Burg zu, und Imma hielt die Henne im Arm. Ueber Wälle und Graben gingen ſie, durch enge Pforten, unterirdiſche Gänge, und endlich über die Zugbrücke in den Burghof. Auf einer Wendeltreppe führte ſie der Ritter hinan über einen langen Gang und durch viele Gemächer, bis vor die Thür des Gemachs, worin ſich der Dechant befand.

Der Ritter ſchob die Riegel weg, ſchloß die Thür auf und öffnete ſie. Der Dechant ſtand eben am Fenſter, und blickte hinaus in die herrliche, am Fuße des Berges ſich lagernde Landſchaft. Da ſtürzten ſich die Kinder zu den Füßen des von ſtummem Staunen ergriffenen Ohms, umfaßten, vor Freude weinend, ſeine Knie, ſagten ihm ſchluchzend, daß ſie als Geißeln für ihn hier bleiben wollten, und dieſer, in Freude und Entzücken aufgelöſt, drückte ſie, die guten Kinder, mit höchſter Rührung an ſeine Bruſt. Da brach dem Ritter das Herz. Er ſprach:

„Traun, ehrwürdiger Herr, Ihr ſeid frei; weilet aber hier noch bis morgen, wo ich meine Feinde auf's

Haupt geſchlagen haben werde, dann aber zieht in Frieden gen Straßburg mit euern Engelskindern."

Und nun eilte er hinaus, die Vertheidigungsanſtalten der Burg zu leiten. Die ſchwache Seite derſelben am Tannenwalde kannte er ſehr gut, ließ daher ſchon ſeit einigen Tagen an einem Graben arbeiten, war aber nicht ohne Beſorgniß geweſen, daß der Feind früher heranrücke, als er damit fertig ſein werde. Des Waldweibleins Sendung und Botſchaft war ihm daher ſehr willkommen. Und da er die lange Erfahrung der ſteinalten Nachbarin, und ihre tiefen Kenntniſſe der unerklärbaren Kräfte der Natur kannte, wußte, daß ſie ſchon oft kurzſichtigen Menſchen mit Rath und kräftiger, an das Unbegreifliche reichender, That da ausgeholfen, wo kein Ausweg mehr zu finden ſchien, ſo hatte auch er das größte Zutrauen zu ihren Worten, und folgte ohne Weiteres ihren Anſchlägen.

Als nun die erſten Sternlein am Himmelsbogen blinkten, da nahm er die weiße Henne auf den Arm und ſprach zu ihr:

Nun ſcharre, liebes Hennelein,
Scharr fleißig in die Tiefe 'nein,
Damit der Feinde Macht ich breche
Und meines Ahnen Schwert mich räche.

und trug ſie hinab zum Todtenkreuze, das den Ort

bezeichnete, wo ſein Großvater im Zweikampf mit einem Straßburger gefallen und beerdigt war. Hier ſetzte er ſie nieder, und, ſo wie ſie den Boden berührt hatte, begann ſie zu ſcharren und zu kratzen, daß Erdhaufen und Felsſtücken nur ſo umherflogen, Höhen und Tiefen bildeten zu einem breiten Graben und ſteilen Walle.

Als auf dem Burgthurme die Uhr zwölf geſchlagen, ging der Ritter hinab, zu ſchauen, wie weit die Henne mit ihrer Arbeit gekommen. Aber wie erſtaunte er, als er gerade hier, wo ſeine Veſte am wenigſten geſichert war, einen ſo tiefen, breiten Graben mit völliger Bruſtwehr, fix und fertig fand. Unten im Graben ſaß die Henne und ruhte. Sie liebzukoſen und ihr in ſo kurzer Zeit vollendetes Rieſenwerk näher zu beſchauen, ſtieg er hinab. Indem er ſich nun bückte, das Thier zu ſtreicheln, gackerte es, und ſcharrte immer fort auf einer Stelle. Dem Ritter fiel das auf, er ſah ſcharf dahin, und gewahrte, daß die Henne ein Schwert von der Erde entblößt hatte. Als er es hervorzog, erkannte er es, nicht ohne große Freude, als das ſeines Großvaters, welches man dieſem, dem hier Gefallenen, mit in das Grab gegeben. Von tiefer Rührung ergriffen, küßte er das ihm theure Klei-

noch, wollte nun auch noch der Henne durch Streicheln ſeine Dankbarkeit für das Aufdecken deſſelben bezeigen, aber — die war fort.

Der Ritter kehrte in die Burg zurück, verwahrte ſorgfältig das Schwert ſeines Ahnen, und traf ſofort alle Vorkehrungen zur Vertheidigung ſeines Sitzes; denn, daß die Straßburger bald anrücken würden, davon hatte er ſichere Kunde. Sie kamen auch wirklich mit anbrechender Morgenröthe, ihre Hauptkräfte auf die ihnen bekannte ſchwachverwahrte Stelle der Burg richtend. Doch wie erſtaunten ſie, gerade hier, wo ſie leicht einzudringen hofften, die ſorgfältigſte Verwahrung, unüberſteigliche Hinderniſſe zu finden. Das hielt ſie indeſſen nicht ab, den Sturm zu beginnen. In großen Maſſen ſtürzten ſie ſich in die Gefahr, fanden aber den Tod. Alles ward niedergemetzelt, und nur wer floh, rettete das Leben. Um die Mittagszeit war kein lebender Feind mehr zu ſehen, der Todten aber lagen genug im Hennegraben.

Als der Kampf vorüber, der Ritter ſiegreich in die Burg zurückgekehrt war, wo Alles jubelte und große Freude herrſchte, da trat er in das Gemach des Dechanten, der mit den Kindern dem Kampfe aus dem Fenſter zugeſehen hatte.

„Ehrwürdiger Herr", redete er ihn an, „der Feind iſt geſchlagen, der Sieg mein und Viele der Straßburger ſind geblieben, dennoch halte ich mein Wort; Ihr ſeid frei. Zieht in Frieden. Ich laſſe Euch heim geleiten, auf daß kein Leids Euch widerfahre. Eins aber müßt Ihr mir gewähren, das ich bitte."

„„Gern"", erwiederte der Dechant, „„ſo es in meinen Kräften ſteht, denn dankbar möchte ich mich gern gegen Euch, biederer Mann, bezeigen. Sprecht, was ſoll ich thun?""

„Gebt mir Imma zum Weibe!"

Betroffen trat der Dechant einen Schritt zurück, denn ſolche Bitte hatte er nicht erwartet. Mit forſchendem Blick ſah er den Ritter an, und Imma, die hocherröthend an des Ohm Bruſt ſich warf.

Der Ritter ſprach wieder: „Ihr habt Vaterſtelle bei dieſen lieben Kindern vertreten, von Euch nur kann ich daher das väterliche Jawort erhalten. Sprecht es aus und — Ihr macht mein Glück, denn nur im Beſitze dieſes Engelkindes kann ich glücklich ſein." Dabei wandte er ſich zu Imma, ergriff ihre Hand, und drückte ſie an ſeine Bruſt mit den Worten: — „Nicht wahr, Imma, Du biſt mir gut wie ich Dir? Du willſt mein Weib ſein?"

Forſchend ſchauete der Dechant in die ſchönen Augen der Imma, zu leſen, was er thun, was er dem Ritter antworten ſolle. Da umſchlang Imma ihren Ohm, flüſterte leiſe ihr „Ja" ihm zu, und dieſer ſprach es laut aus dem glücklichen Ritter.

Ein fröhliches Mahl gab dieſer noch ſeinen lieben Gäſten; dann trugen drei Saumroſſe, geleitet von Reiſigen, ſie nach Straßburg. Vier Wochen ſpäter ward der Dechant als Erzbiſchof von Straßburg eingeſetzt, und bald darauf legte er ſelbſt im hohen Münſter die Hände des Ritters von Windeck und ſeiner Imma in einander.

Noch jetzt führt eine Stelle bei der Burg Alt-Windeck im Lande Baden den Namen: Der Hennegraben.

Der Ring ehelicher Treue.

Auf einer Wanderung durch den ſchauerlichen Schwarzwald in Schwaben überfiel mich, in der Nähe des Dorfes Kirchgarten, ein heftiges Gewitter, von Regen und Hagel begleitet. Ich flüchtete in das Dorf, und in das erſte Haus, das ich erreichen konnte. Es war die Wohnung des Küſters des Oertchens, der gaſtfreundlich mich aufnahm, mit Milch und Brot mich erquickte, und durch Mittheilungen über ſein Dörfchen und deſſen Umgebung die Zeit mir zu kürzen ſuchte. Das Wetter hielt lange an, und der Unterhaltungsſtoff ging ihm aus.

Gegenüber dem Hauſe lag die Kirche des Dorfes, im Aeußern ein hohes Alter bezeichnend.

„Ihre Kirche ſcheint ein Bau der grauеſten Vorzeit

zu ſein", ſprach ich; „giebt es darin nichts Alterthümliches, das des Beſchauens werth wäre?"

„„Ei ja wohl"", erwiederte der Küſter, mit freudiger Aufwallung, daß durch meine Frage ihm neuer Stoff gegeben war, mich zu unterhalten. „„Eine große Merkwürdigkeit beſitzt dieſe Kirche, einen Grabſtein aus dem vierzehnten Jahrhundert, den muß ich Ihnen zeigen.""

Wir traten ein in die Kirche, und der Küſter führte mich zu einem in die Wand eingemauerten Denkſtein. Darauf ſtand, auf einem Löwen, ein Ritter im Panzerhemde mit Schild, Schwert und Dolch, das Haupt an einen Helm gelehnt, worauf zwei Vögelköpfe waren. Im Schilde zeigte ſich ein Falke. Den Rand des Grabſteins umgaben in Mönchsſchrift die Worte: **Anno domini 1343 4to idus maji, obiit dominus Cuno de Valkenstein, miles.**

„„Dieſer Kuno von Falkenſtein, deſſen Gebeine hier ruhen"", ſprach der Küſter, „„war Herr der Burg Falkenſteig, deren Ruinen noch jetzt auf der Anhöhe über unſerm Dorfe zu ſehen ſind. Eine wunderbare Begebenheit im Leben deſſelben, worauf die Vögelköpfe auf dem Helm, und der Löwe, auf dem er ſteht, deuten, macht dieſen Grabſtein zu einer Merkwürdigkeit, und

erhält bei der Nachwelt das Andenken an das ſeltſame, übernatürliche Schickſal dieſes Ritters.““

Ich war begierig, dies kennen zu lernen, bat den Küſter um Mittheilung, wozu er bereit war. Wir ſetzten uns in der Kirche nieder und er erzählte:

Am Schluſſe des dreizehnten Jahrhunderts lebte auf jener Burg Falkenſteig Ritter Kuno von Falkenſtein. Auf einem unzugänglichen Felsgipfel hatte er ſich dieſe Veſte erbauet, feſt und gewaltig, wie die damalige Zeit, geſichert durch Wall und Gräben gegen jeden Ueberfall. In glücklicher Ehe lebte er mit ſeiner Hausfrau viele Jahre lang, denn ſie hatten Alles, was ihr Herz wünſchte, kannten nicht Mangel, nicht Noth, waren dabei gottesfürchtig, und gaben der Armuth Viel von ihrem Ueberfluſſe. Eines nur fehlte ihnen, ihr Glück vollſtändig zu machen, Eines, das mit Gold ſich nicht erkaufen läßt, und mehr dem Armen als dem Reichen zu Theil wird — Kinder. Von Jahr zu Jahr hatten ſie darauf gehofft, hatten der Kirche reiche Spenden zugeſagt, wenn ihre Wünſche, ihre Gebete zu Gott darum erhört würden, aber umſonſt. Ein Jahr nach dem andern verfloß, ein Jahrzehend verging, und Ritter Kuno ſah mit Schmerz, daß mit ihm ſein alter Stamm erlöſchen werde.

Niedergebeugt durch ſolche Gedanken geht er einſt im einſamen Forſte umher, beklagt ſein hartes Geſchick, daß ihm ſo Vieles, nur kein Kind gab, und wirft ſich unter einer Eiche nieder. Zur Erde blickt er, und ſieht nicht, was um ihn her vorgeht. Da hört er mit einem Male im Gebüſch ein Rauſchen, ſteht auf, und vor ihm ſteht ein Jäger von ſeltener Geſtalt und widriger Geberde, der ſpricht: „Ritter Kuno, ſeid fröhlich und guter Dinge! Ihr ſollt eine zahlreiche Nachkommenſchaft haben, wenn Ihr Euch mir zum Eigenthum verſchreiben wollt.“

Dem Kuno läuft es eiskalt über die Haut, denn jetzt erkennt er an den Pferdefüßen des Jägers, daß der „Gottſeibeiuns“ vor ihm ſteht. Er ſpringt auf, macht ein Kreuz mit zwei Fingern der rechten Hand, und — weg iſt das Bild des Satanas.

In Trübſinn ſchleicht er langſam ſeiner Burg wieder zu, denn die Erſcheinung des Böſen hat einen tiefen, widrigen Eindruck auf ſein Gemüth gemacht. Der Ehefrau ſagt er Nichts davon, bewahrt ſie als Geheimniß in ſeiner Bruſt. Aber Abends und Morgens betet er zu Gott, ihn zu ſchützen gegen die Anfechtungen des Teufels.

Um dieſe Zeit war es, daß Kaiſer Ludwig der

Fünfte einen Kreuzzug nach dem heiligen Lande beſchloß, Ritter und Edle des Reichs zur Theilnahme aufforderte. Die Kunde davon kommt auch zu Kuno, und er beſchließt, Theil zu nehmen an dieſem Zuge, zu zerſtreuen ſeine Kümmerniß im blutigen Kampfe gegen die Ungläubigen, zu beten um Erhörung ſeiner Wünſche am Grabe des Erlöſers. Mit Schmerz und Thränen hört die edle Hausfrau, Jutta, dieſen Entſchluß. Sie bittet, ſie beſchwört den Gatten, abzulaſſen von dieſem Vorhaben, der ſie gewiß auf ewig trennen werde; doch Kuno's Entſchluß ſteht feſt, und die Trauernde muß ſich in den Willen ihres Herrn ergeben.

Der Scheidungstag bricht an. Die Roſſe für Kuno und drei Knappen, die ihn begleiten ſollen, ſtehen bereit im Burghofe. Das trauernde Weib begleitet den Gatten bis dahin. Hier umarmt Kuno ſie noch einmal, zieht den Trauring vom Finger, bricht ihn entzwei, und reicht die eine Hälfte ſeiner Jutta hin, ſprechend: „Nimm hin die Hälfte unſeres Ringes ehelicher Treue, den prieſterliche Hand weihete; er möge der wiedervereinigten Liebe Probe ſein. Harre meiner, bis ich wiederkehre, harre ſieben Jahre. Bin ich dann aber noch nicht heimgekehrt, ſo denke — daß ich bei Gott ſei, und — unſer Eheband iſt gelöſt. Dann

mache einen Andern ſo glücklich, wie Du mich glücklich machteſt."

Er wendet das Geſicht, denn eine Thräne drängte ſich hervor, die er dem tief trauernden Weibe nicht ſehen laſſen will. Aber dieſe fällt ihm an die gepanzerte Bruſt, laut ſchluchzend, mit angeſtrengter Kraft ausrufend: „„Nein, Kuno, Dir ewig treu, Dir allein, bis in den Tod!"" —

Da reißt ſich Kuno, vom Schmerz der Trennung erſchüttert, los, ſchwingt ſich auf ſein Roß, und dort fliegt er über die Zugbrücke den Burgberg hinab, bald verlierend aus dem Geſicht ſeine Burg Falkenſteig. Die niedergeſunkene Jutta, erſchöpft und wehklagend, bringt man in ihr Gemach, und Monden vergehen, ehe ſie ſich wieder ſtark genug fühlt, außerhalb der Burg ſich zu ergehen.

Kuno hat ſich am Orte, den man zur Verſammlung beſtimmt, mit den übrigen Edeln und ihren ſtreitbaren Mannen vereint. Sie ziehen, eine große Schaar, die immer mehr anwächſt, je weiter ſie kommen, bis zur deutſchen Grenze, wo das Hauptheer mit Jubel ſie empfängt, und nach einem Raſttage den weiten Marſch durch fremde Länder antritt. Viel Freunde und alte Kampfgenoſſen findet Kuno unter den edlen

Rittern; aber weder ſie, noch die Zerſtreuung des Marſches, noch der Anblick fremder Länder und ihm unbekannter Völker, vermögen den Trübſinn aus ſeinem Gemüthe zu verſcheuchen. Gedankenvoll zieht er mit, ſieht nicht um, nicht neben ſich, denn immer ſteht Jutta vor ihm, an die er nur denkt. Dieſe trübe Stimmung nimmt zu, als zwei Mal wieder der Böſe in der Geſtalt eines Mönches vor ihn tritt, ihm die Erhaltung ſeines Lebens unter den Sarazenen und die Erfüllung des Wunſches, Kinder zu haben, darbietet, wenn er ſich ihm verſchreiben wolle. Aber Kuno weiſt jedes Mal den teufliſchen Bund zurück und verſcheucht den Fürſten der Hölle durch lautes Anrufen Gottes.

Nach vielem Ungemach und Strapazen iſt er endlich mit dem Heere im Lande der Ungläubigen angelangt, und der Kampf beginnt. Sein Schwert wüthet in den Eingeweiden der wie raſend kämpfenden Feinde; ſeine Schaar iſt immer Sieger, und er hat das Glück, ſtets unverletzt aus jedem harten Kampfe, ſelbſt aus dem wüthendſten Gemetzel unverletzt hervor zu gehen. Aber in ſeine Bruſt kehrt der Friede nicht zurück.

So verfließen einige Jahre; Kuno bleibt immer unverletzt, wird aber gefangen und fällt in des Sultans Hände. Seinem Tode, einem ſchmählichen Tode

ſieht er entgegen, denn was kann er von der Blutgier des Oberhauptes der ungläubigen Anderes erwarten? Doch er irrte. Der Sultan läßt ihn vor ſich kommen, reißt ihm das heilige Kreuz vom Mantel, ſchmäht und ſchimpft ihn, befiehlt ihn ſich niederzuwerfen, tritt ihn mit dem Fuße, und nun läßt er ihn in den tiefſten Kerker ſperren. Kuno, ſchäumend vor Wuth, aber gebunden und wehrlos, muß die Schmach ertragen, muß, getrennt von ſeinen Knappen, in ein finſteres, unterirdiſches Gefängniß ſich werfen laſſen. Da liegt er auf Stroh, ſeufzt zum Himmel um Erlöſung, weint und jammert, denkt ans liebe Vaterland, an ſein Weib, und nur um dieſer Willen erhält er ſein elendes Leben mit der dürftigen Nahrung, die ihm alle drei Tage gereicht wird.

Einſt, als er in ſchrecklichſter Verzweiflung auf den Knieen liegt, zu Gott fleht um Hülfe oder um den Tod, da wird es plötzlich lichter Tag um ihn her, ſo daß er das daran nicht mehr gewöhnte Auge ſchließen muß. Als er es allmählig öffnet, ſiehe, da ſteht der Satanas vor ihm in leibhafter Geſtalt. Schnell ſchließt er die Augen wieder, wendet ſich hinweg, und macht eine Bewegung mit der Hand, andeutend: der Böſe ſolle ſich entfernen. Der aber ſpricht: — „Ich

befreie Dich aus Deinem Kerker, gebe Dir des Sultans Tochter zum Weibe, und eine Krone zur Mitgift, wenn Du Deine Seele mir verſchreibſt."

Kuno antwortete nicht, blieb weggewandt von dem Satansbilde. Jener fährt fort: „Oeffne Dir eine Ader. Hier iſt Griffel und Pergament, ſchreibe flugs mit Deinem eigenen, warmen Blute, und im Hui biſt Du frei."

Da ergrimmte Kuno im Zorn, und mit donnernder Stimme rief er aus: „„Hebe Dich weg von mir, Satanas. Ehe ſoll das Gewürm in dieſem Kerker meinen Leichnam zernagen, als daß ich mich Dir ergebe. Fort, weiche!"" Er ſchlägt ein Kreuz, ruft den Namen Gottes an, Satanas verſchwindet und mit ihm der helle Schein.

In Elend und Jammer vergehen wieder zwei Jahre dem unglücklichen Kuno, der ſich nun darein ergiebt, hier im Kerker das Ende ſeiner Tage erleben zu müſſen.

Doch ſo ſoll es nicht ſein. Eines Morgens verkündet der Kerkerknecht ihm, daß der Sultan Leben und Freiheit ihm ſchenke, unter der Bedingung, ſogleich dies Land zu verlaſſen, nie mehr gegen die Sarazenen das Schwert zu ziehen.

Kuno ſtaunt den Kerkerknecht an, weiß nicht, ob

er wache oder träume, und vermag nicht zu antworten, denn gar zu unglaublich iſt ihm die Kunde.

„Nun, was beſinnt Ihr Euch!“ fährt jener heraus; „macht, daß Ihr fortkommt, der Sultan iſt ein wunderlicher Mann, beſinnt ſich oft in einer Stunde zehn Mal anders. Hier iſt Euer Schwert und ein Stück Brod; glückliche Reiſe!“ Dort geht er hin.

„„Meine drei Knappen, wo ſind die?““ ruft Kuno ihm nach.

Keine Antwort.

Da ſteht nun Kuno unter Gottes freiem Himmel, zum erſten Male wieder beſchienen vom Sonnenlichte; iſt frei, darf heimkehren in ſeiner Väter Land, aber allein, ſchwach und ſiech, ohne Gefährten. In ſeiner ganzen Größe fühlt er das Troſtloſe ſeiner Lage, hebt die Hände gen Himmel und bittet Gott um Kraft und Stärkung ſeines Körpers, die weite Reiſe vollbringen zu können.

Er nun ſie an, ſchleppt ſich aber mit Mühe nur eine Stunde weit. Da ſinkt er ſchon ermattet unter einem Delbaume nieder, und ſchläft ein.

Als er erwacht, iſt es Morgen. Die ganze Nacht hindurch geſchlafen, fühlt er ſich geſtärkt durch Ruhe, wie durch die lang entbehrte reine Luft. Einen

Wanderſtab hauet er ſich von dem Baume, unter welchem er ſchlief, und ſchreitet nun getroſt vorwärts.

Wohl iſt's ihm wehe um's Herz, ſo ganz verlaſſen, allein, ohne ein Weſen, das mit ihm lebte, den weiten, weiten Weg durch unbekannte Länder gehen zu ſollen, aber er muß ſich in ſein Schickſal finden. Er vertraut auf Gott und auf gute Menſchen, die es überall noch giebt, die er auch findet, die ihm Nahrung reichen, auf den rechten Weg ihn leiten. Unter dichtem Laubdache ruht er Nachts, und Quellen erfriſchen ſein Blut im heißen Lande. So geht er mehrere Tage lang fort durch große Steppen und wüſte Felder, und je mehr er vorwärts ſchreitet, deſto mehr ſtärkt ihn die Hoffnung und die Ausſicht, das weite Ziel doch endlich zu erreichen.

Eines Tages kommt er in einen dichten Wald. Er geht und geht, der Wald nimmt kein Ende. Er geht zwei Tage lang darin fort, und immer kein freies Feld. Endlich, als er am dritten Tage früh den Wanderſtab ergriffen, kaum tauſend Schritt gegangen iſt, befindet er ſich auf einer großen waldloſen Stelle, und ſieht, zu ſeinem Erſtaunen, drei Männer in der Kleidung ſeines Landes in der Entfernung gehen. Raſch eilt er ſie einzuholen. Als er nahe genug iſt, ruft

er ſie an, ſie drehen ſich um, und wen erblickt Kuno? — Seine drei Knappen. Sein Erſtaunen, ſeine Freude iſt grenzenlos. Mit ausgebreiteten Armen läuft er auf ſie zu, das Verhältniß des Herrn zu den Dienern verſchwindet, und mit heißer Liebe und jauchzend drückt er ſie an ſeine Bruſt. Da erzählen nun Alle ihre Schickſale dem Ritter, wie dieſer den Knechten, was ihm begegnete. Wie wohl ward ihm, unter den Seinen wieder zu ſein, mit ihnen den noch weiten Gang zur Heimath fortzuſetzen. Friſch und neubelebt fühlte er ſich, und geſtärkt durch die kräftigen Lebensmittel, mit welchen ſeine Knappen auf mehrere Tage verſehen ſind.

Unter traulichen Geſprächen über das Erlebte, und über die ihnen bevorſtehenden Freuden des Wiederſehens der Ihrigen, verfliegen ihnen Stunden und Tage, und täglich nimmt Kuno an Kraft des Körpers zu wie an Freudigkeit des Gemüthes. Aber immer fort geht es durch Wald, der gar kein Ende nehmen will, obgleich ſie ſchon ſechs Tage darin wandern. Sie werden ängſtlich, denn der Mundvorrath iſt verzehrt; ſie müſſen ſchon Wurzeln zur Nahrung aufſuchen, und was ihre Sorge noch vermehrt: es zeigen ſich in der Ferne reißende Beſtien, die ſie nöthigen, des Nachts auf Bäumen zuzubringen, von wo ſie mit Aengſtlichkeit das

gräßliche Geſchrei und Gebrüll derſelben hören. Endlich am ſiebenten Tage erblicken ſie des Waldes Ende. Da freuen ſie ſich über die Maßen. Doch, als ſie aus dem Walde treten, da erblicken ſie vor ſich eine hohe, hohe Mauer, die ſich rechts und links in unabſehbarer Länge hinzieht. Verwundert ſtehen ſie und ſtaunen, nicht begreifend dieſe Erſcheinung in ſolcher Wüſte. Sie gehen rechts daran hin eine Stunde lang, zu ſuchen eine Oeffnung, durch die ſie könnten; aber keine finden ſie, ſehen nur, daß die Mauer in gerader Linie immer fort ſich ziehet. Sie kehren zurück auf die Stelle, wo ſie an die Mauer kamen, und gehen nun links daran hin, ob vielleicht da ein Durchgang ſei. Da iſt es aber eben ſo wie dort, und auch da zieht die Mauer in unabſehbar gerader Linie ſich fort. Ermattet werfen ſie ſich nieder und berathſchlagen, was zu thun ſei. Da ſpricht Kuno zu einem der Knappen: „Klettere die Mauer hinan, und ſieh, was jenſeit iſt.“ Der thut's. Auf der Schulter des Andern ſteigt er hinan, hilft ſich weiter, gelangt bis zur Höhe der Mauer und ſetzt ſich oben drauf. „Nun, was ſiehſt Du?“ fragt ihn Kuno. Der Knappe ſieht ihn lächelnd an, macht mit der Hand eine Bewegung, als ſage er „Lebewohl“, und — fort iſt er.

„Was iſt das!“ ſpricht Kuno; „iſt er hinabgeſtürzt?“ Geſchwind, klettere Du, Konrad, hinan, zu ſehen, was ihm begegnet.

Konrad trat, wie der Erſte, anfangs auf die Schultern des Dritten, half ſich dann weiter, und bald ſaß er auf der hohen Mauer.

„Nun“, fragte Kuno haſtig, „ſiehſt Du Deinen Kameraden?“

Konrad lächelte ſeinen Herrn an, machte dieſelbe Bewegung mit der Hand wie Jener, und — verſchwand.

„Gott im Himmel“, rief Kuno aus, „was iſt das? Verläßt mich denn Alles? Nun habe ich Dich noch, Götz. Verläſſeſt auch Du mich, ſo bin ich wieder allein in wegloſer Wüſte, eine Beute wilder Thiere.“

„„Ich bleibe Euch treu bis in den Tod““, erwiedert der Knappe, „„ich verlaſſe Euch nicht““, ergreift Kuno's Hand, und drückt ſie an ſeine Bruſt. „„Helft mir nur auf die Mauer, und ich ſage Euch redlich, was ich ſehe.““

Kuno tritt dicht an die Mauer, Götz auf die Schultern des Herrn, ſteigt dann den gefährlichen Weg an der Mauer hinan, und ſitzt nun oben darauf. Voll Angſt und Bangigkeit ſchaut Kuno hinan, harrend

der Kunde des ihm noch einzig gebliebenen Dieners; siehe, da blickt auch dieser lächelnd auf den Herrn zurück, nickt ihm zu, und — fort ist er.

Kuno schaudert, sein Haar sträubt sich, denn er wittert die unsichtbare Nähe des Satanas. Zitternd an allen Gliedern, sinkt er auf die Kniee, und spricht andächtig ein frommes Gebet. Dabei ruft er mit lauter Stimme drei Mal den Namen Gottes um Hülfe.

Ein laues Lüftchen umsäuselt ihn. Wie Sphärenmusik tönt es an sein Ohr. Die hohe Mauer schwindet; Wald liegt vor ihm, aber vergebens sieht er sich nach den drei Knappen um. Daß der Böse dies Blendwerk ihm vorgezaubert, wird ihm nun klar. Klar, daß nicht seine Knappen es wirklich waren, nur teuflische Gestalten, ihn zu locken in des Bösen Reich, das jenseits der Mauer lag, und daß, wäre auch er zur Mauer hinangestiegen, er unwiderbringlich in des Teufels Gewalt gewesen sei.

Mit angestrengter Kraft flieht Kuno die unheimliche Stelle, und schreitet rasch vorwärts, ohne zu wissen, ob er sich nach der Gegend seiner Heimath wende oder nicht. Bis zu einbrechender Nacht wandert er fort, da aber werfen Hunger und Ermattung ihn nieder. So erschöpft, daß er sein Ende nahe glaubt,

liegt er unter einem Baum und ſchläft ein. Da ſieht er im Traum ſeine Burg Falkenſteig vor ſich; ſieht, wie darin viel Menſchen hin und her beſchäftigt ſind, ein großes Feſt vorzubereiten ſcheinen, Alles in prunkenden Anzügen iſt und auf dem Söller ſeine Jutta am Arm eines fremden Ritters ſteht. „Jutta, mein Weib!“ ſchreit er, und erwacht. Hoch ſchlagen ihm alle Pulſe, er tappt in der Dunkelheit umher, wird inne, geträumt zu haben, und ſchlummert wieder ein. Da zeigt ſich ihm ein neues Traumbild. Er ſieht, wie ſein Weib von einem Ritter zum Traualtar in die Kirche geführt wird, ein langer feſtlich geſchmückter Zug ihnen folgt, und das zuſchauende Volk laut jubelt. Von Neuem erwacht er mit hochklopfendem Herzen. „Gott“, ruft er aus, „auch bei Nacht keine Ruhe, und welche ſchreckliche Traumbilder! Zaubert der Böſe ſie mir vor, oder ſehe ich träumend, was jetzt wirklich auf Falkenſteig ſich begiebt? Schrecklich, wenn es ſo wäre!“ Da fällt ihm bei, daß eben jetzt die ſieben Jahre, die ſeine Jutta auf ihn harren ſollte, verfloſſen ſein könnten. Er rechnet nach, und zu ſeinem Entſetzen findet er, daß heute und gerade heute das letzte der ſieben Jahre zu Ende gehe. Da ſpringt er in höchſter Verzweiflung auf, ringt weinend die

Hände, und jammert, denn wie kann er den noch vor ihm liegenden ungeheuer weiten Weg ſo ſchnell zurücklegen, um zeitig genug da einzutreffen, wo ſein Liebſtes auf Erden ihm eben entriſſen werden ſoll? Ohne Entſchluß läuft er hin und her in Eins fort jammernd und wehklagend.

Es war noch nicht der Tag angebrochen, finſtere Nacht deckte den Wald, aber plötzlich entſteht in der Ferne ein heller Schein, der naht ſich ihm und leuchtet immer heller und glänzender. Und als er ganz nahe iſt, da tritt daraus hervor — der ihm wohlbekannte, ſchon oft ihn verſuchende Jäger mit den Bocksfüßen.

„Hu", rief Kuno dem Schreckensbilde wild entgegen, „was willſt Du, Satanas?" Er zittert am ganzen Körper.

„„Dir ſagen"", war die Antwort, „„daß morgen Dein Weib eines Andern Weib wird. Tauſend Stunden haſt Du noch bis Falkenſteig. Verſchreibſt Du Dich mir mit Deinem Blute, ſo ſollſt Du morgen zu rechter Zeit auf Falkenſteig ſein. Jetzt wähle!""

Kuno iſt ergriffen von der ſchrecklichſten Verzweiflung. Mit unausſprechlicher Liebe hängt er an ſeinem Weibe, aber mit eben ſo unausſprechlicher Liebe an Gott und deſſen Lehre. Was ſoll er thun!

Da spricht Satanas: „„Noch Eins will ich Dir gewähren. Schläfst Du auf der weiten Reise nicht ein, so sollst Du des Bündnisses quitt sein, und ich habe keine Ansprüche mehr auf Deine Seele.““

Zwar warfen diese Worte einen Strahl von Hoffnung in sein bekümmertes Gemüth; fürchterlich aber erschien ihm doch der Abgrund, in den er sich stürze, wenn er, selbst bei solchem Zugeständniß, dem Bösen sich ergäbe. Aber die Liebe zu seinem Weibe, und das Vertrauen zu Gott, der ihm Kraft verleihen werde, des Schlafs sich zu erwehren, lösten nach langem Zaudern seine Furcht, zu unterliegen; und er spricht es aus mit bebender Stimme: daß er das Bündniß unter der zugesagten Bedingung eingehen wolle.

Flugs reicht der Böse ein Pergamentblatt ihm und Griffel, öffnet im Hui am linken Arm Kuno's eine Ader. Kuno taucht in sein Blut und schreibt, sinkt aber sogleich ohnmächtig nieder. Kaum sind die unglücklichen Schriftzüge in des Bösen Klauen, grinsend, mit glühender Miene von ihm die blutigen Worte überlesen, als die Hülle des Jägers von ihm fällt, und in der Gestalt eines gewaltigen Löwen er vor dem noch liegenden Kuno steht.

„„Erwache Kuno, setze Dich auf““, ruft das wilde

Thier. Kuno ſchlägt die Augen auf, und mit einem Schrei des Entſetzens rafft er ſich empor zu entfliehen. „„Bleib““, ſpricht der Löwe, „„fürchte Dich nicht, ich thue Dir nichts. Setze Dich auf, ich trage Dich ſicher.““

Kuno ſchwankte noch in ſeinem Entſchluſſe. Da brüllte das Thier: „„Setze Dich auf, ſonſt kommen wir zu ſpät.““ Da ſetzte ſich Kuno mit chriſtlichem Muth und Vertrauen zu Gott auf des Löwen Rücken.

Nun ging es fort im ſauſendſten Galopp über Berg und Thal, über Felder und durch dichten Wald. Schneidend pfeift die Luft in Kuno's Locken, und feſt muß er ſich halten in des Löwen Mähne, um nicht zu taumeln oder von Zweigen im Walde herab geriſſen zu werden. Oft ſchwindelt ihm, wenn alle Gegenſtände pfeilſchnell ihm vorüber fliegen, und da auch die Furcht, herab zu ſtürzen und an Felſen im Wege zu zerſchellen ihn ergreift, ſo iſt er immer ängſtlich wach, ſpürt keine Müdigkeit. Als er aber je länger je mehr an die Strapaze des Rittes ſich gewöhnt, keine der gefürchteten Gefahren eintritt, da beginnt eine Erſchlaffung bei ihm; und, als die Nacht eintritt, muß er recht aufmerken, daß die Augenlider ihm nicht ſinken. Aber je tiefer hinein in die Nacht, deſto ſchwerer

wird ihm dies. Alle Kraft muß er anwenden gegen die Anfechtungen des Schlafs. Mit immer höherer Anstrengung muß er sich aufraffen, wach zu bleiben, aber er vermag es nicht mehr; die Augenlider sinken, und wollen sich schließen. Da ergreift ihn Angst und Verzweiflung. Laut schreit er Gott um Hülfe und Rettung an. Und die kam. Von hellem Schimmer umgeben, schweben zwei Falken daher, umflattern Anfangs in weiten Kreisen den höllischen Renner, dann setzt sich der eine auf Kuno's Haupt, der andere auf dessen Fuß. Was dies sagen will, weiß Kuno nicht zu deuten, aber die Spannung, in welche diese Erscheinung ihn versetzt, erhält ihn wieder eine lange Zeit munter. Doch bald gewahrt er in den, immer Licht verbreitenden Vögeln, die von der Gottheit ihm zugesendete Hülfe. Denn so wie, von der Müdigkeit überwältigt, die Augen ihm zufallen wollen, flattern die Vögel um ihn her, picken ihn mit den Schnäbeln, schlagen ihn mit den Fittigen ins Antlitz, und Kuno bleibt wach. Satanas ergrimmt gewaltig, rennt schneller seit der Ankunft der Falken, ihnen zu entrinnen, aber die Falken fliegen schneller noch, als er rennt, und der Böse kann es nicht hindern, ist an den blutigen Vertrag gebunden, muß fortrennen.

Keiner Anreizung zum Wachbleiben bedarf es mehr bei Kuno, als er auf dem Boden seines Vaterlandes ankommt, bekannte Gegenden ihm vorüberfliegen, und in der Ferne der hohe Thurm seiner Stammburg Falkenſteig ihm ſichtbar wird. Aengſtliche Freude hält ihn nun völlig munter. Da beugt der Löwe um eine Waldecke herum und Kuno's Dörfchen, Kirchgarten, liegt vor ihm. Raſch ſpringt er vom grimmigen Renner, ruft ihm triumphirend zu: „Ich blieb wach, bin meines Wortes quitt; fort von mir Satanas, Deine Macht iſt zu Ende.“ Dabei umkreiſten ihn ſeine Schutzengel, die Falken, immerfort. Aber der Löwe, der brüllt fürchterlich und — verſchwindet, zurücklaſſend einen peſtartigen, ſtinkenden Geruch.

Kuno fällt betend auf die Kniee. Die Falken erheben ſich zur Burg hinan, ſetzen ſich auf die oberſte Mauerzinne, und nach Kirchgarten hinein eilt nun unter heftigem Herzklopfen der Gerettete, der glücklich Angelangte. Die Kirchthurmglocken läuten. „Was bedeutet das?“ fragt er haſtig einen vor ihm Gehenden.

„„Wißt Ihr es denn nicht?““ war die Antwort. „„Unſere Herrin hat ſich ſo eben in der Kirche mit dem Ritter von Brunshauſen vermählt.““

„Eure Herrin!“ wiederholte Kuno mit zitternder Stimme. „Lebt denn Ritter Kuno nicht mehr?“

„„Der iſt geblieben im Kampfe gegen die Sarazenen. Sieben Jahre ſind es, als er auszog nach dem heiligen Grabe. Sechs traurige Jahre harrte die Herrin, aber vergebens; er kam nicht wieder, und ſie hatte ihn doch ſo lieb. Da brachte endlich der Ritter von Brunshauſen der trauernden Frau die ſichere Kunde, daß ihr Eheherr todt, ſie Wittwe ſei. Nach fünf Monden warb er um ihre Hand, aber ſie ſagte immer, Nein. Wenn das ſiebente Jahr vorüber ſei, dann erſt wolle ſie die Seine werden. Jetzt iſt dieſes ſiebente Jahr zu Ende, und da hat ſie Ja geſagt. Eben hat des Prieſters Hand in unſerer Kirche das Paar vereint. Seht, da kommt der Hochzeitszug aus der Kirche zurück.““

Kuno war erſtarrt. „„Kommt doch näher““, ſpricht der Mann, „„ſeht's doch mit an.““ Unwillkührlich geht er mit.

Den Zug beginnen der Reiſigen und Knappen viele, alle in feſtlichen Gewändern mit Speer und Lanze. Dann kommen Heerpauker und Trompeter. Ihnen folgt das neuvermählte Paar; Er, ein jugendlich ſchöner Ritter, freudig umherblickend, die Menge grüßend; Sie, feſtlich gekleidet, mit goldenen Ketten

und Spangen geſchmückt, ſenkt den Blick zur Erde, und nicht Frohſinn noch Heiterkeit lieſt man in ihren Zügen. Den Schluß machen Hochzeitsgäſte, Männer wie Frauen.

Dicht an Kuno geht der Zug vorüber. Er zittert. Als Jutta, nur zwei Schritte von ihm, am Arm des Ritters Brunshauſen, ihm naht, meint er niederzuſinken vor Wehmuth und Gram; ermannt ſich aber, und folgt dem Zuge hinan auf ſeine Burg. Ohne erkannt zu werden, — denn wer hätte in ſeiner einfachen Kleidung, in ſeiner von Kummer und Unglück abgemagerten Geſtalt, den vor ſieben Jahren im rüſtigſten Mannesalter ausgezognen Ritter Kuno von Falkenſteig wieder erkennen ſollen — trat er in den weiten Prunkſaal, unter die Menge ſich miſchend.

Da ging nun unter Trompetengeſchmetter, nach alter deutſcher Sitte, gaſtfreundlich der große Pokal herum bei Allen, und hatte er die Runde gemacht, dann traten Minneſänger hervor und ſangen mit Begleitung der Laute ein Lied von Liebe und Leben und Wein, bis der Pokal, von Neuem gefüllt, dem jungen Ehemanne zuerſt wieder gereicht ward, und weiter kreiſt. — Kuno entreißt einem der Sänger die Laute, tritt vor und ſingt ein Lied von einem Ritter, der ausge-

zogen iſt in den Kampf gegen die Ungläubigen, viele Jahre hier gefochten hat, zurückkehrt, ſein Weib zu finden hofft, aber als Eheweib eines Andern ſie findet, jammert und ſtirbt. Er ſingt dies Lied mit ſolch eindringlicher Wehmuth, daß Alle ergriffen ſind, und Jutta ſich ermannen muß, ihre Thränen zu erſticken. Dem Ritter Brunshauſen mißfällt dieſe Störung des Feſtes, und um die frühere Stimmung allgemeiner Heiterkeit wieder eintreten zu laſſen, reicht er, zum Dank für das Lied, dem Kuno den Pokal. Kuno trinkt, und läßt dabei unvermerkt die wohlverwahrte Hälfte des Ringes der ehelichen Treue in den Pokal fallen. Als er getrunken, reicht er den Pokal der Braut. Sie ſetzt ihn an den Mund, blickt dabei zufällig in den Pokal, ſieht des Ringes Hälfte, erſchrickt, ſieht Kuno ſtarr und prüfend an, greift in ihren Buſen, zieht die andere Hälfte des Ringes vom Bande das ihn umſchlingt, hervor, wirft ſie in den Pokal, und — welch erfreuliches Wunder! — die Hälften vereinigen ſich feſt zu einem Ringe. Laut ſchreit Jutta auf, von Entſetzen und Freude ergriffen, und, zum Erſtaunen der Hochzeitsgäſte, wirft ſie ſich in Kuno's Arme, ausrufend: „Verzeihe, mein Gatte, den Gott mir wieder giebt! verzeih meinen Irrthum! Nimm als liebendes Weib

mich wieder auf, das nur der Tod von Dir trennen wird! O mein Kuno!"

Und Kuno drückt die Wiedergefundene an seine Bruſt, und ſpricht: „„Treu biſt Du mir geblieben ſieben lange Jahre. Der Herr hat, nach vielen Gefahren, nach großer Prüfung und Leiden uns wieder vereint, und nun ſoll keine Macht auf Erden uns trennen, bis der Ewige uns abruft.""

Alles ſteht erſtaunt und ſchweigend. Niemand wagt zu reden, ſelbſt nicht Ritter Brunshauſen. Da tritt Kuno auf dieſen zu, ſprechend: „„Ritter, Ihr ſeht die Fügung Gottes; Ihr hört, daß Jutta nur mein Weib ſein und bleiben will. Fügt Ihr Euch in den Willen des Höchſten, tretet freiwillig zurück, macht Ihr keine Anſprüche auf mein Weib, ſo bleiben wir Freunde, und ich rechne es Euch nicht zu, daß Ihr die falſche Kunde von meinem Tode verbreitet und benutzt habt. Denkt Ihr aber anders, meint Ihr, daß der ausgeſprochene Segen der Kirche Euch ein Recht auf mein Weib gäbe, dann entſcheide zwiſchen uns der Zweikampf auf Leben und Tod.""

Brunshauſen, der die Nachricht von Kuno's Tode abſichtlich erfunden, um Jutta's zweiter Gatte zu werden, und wohl wiſſend, daß der Ausgang des gottes-

gerichtlichen Zweikampfes den Tod nur ihm bringen müsse, reicht mit freundlicher Geberde Kuno die Rechte mit den Worten: „Jutta ist Dein Weib und bleibe es. Seid glücklich!“ Er wendet sich, und verläßt schleunig den Saal. Die Hochzeitsgäste folgen.

Kuno und Jutta waren allein. Unaussprechlich glücklich fühlen sich Beide durch ihre Wiedervereinigung. Sie treten hinaus auf den Söller. Da liegt die schöne Landschaft vor ihnen im Glanze der scheidenden Sonne. Ihr Gemüth ergreifen heilige Gefühle. Sie sinken auf ihre Kniee, beten zu Gott, und danken dem Höchsten für Erhaltung und Wiedervereinigung. Und als sie aufgestanden, siehe, da schweben zu ihnen herab von des Burgthurms hoher Zinne die beiden Falken, umkreisen sie drei Mal, und setzen sich bei ihnen nieder. Ruhig dulden sie das Streicheln und Liebkosen des Paares; dann erheben sie sich hoch in die Luft, und höher und höher, und verschwinden im blauen Aether den ihnen folgenden Blicken Kuno's und seiner Jutta. Ein Gott wohlgefälliges, stilles Leben führen nun diese. Im Wohlthun finden sie ihr Glück; Kirchen und Arme bedenken sie reichlich. Vor Allem nahm Kuno sich armer Wanderer an; die ließ er speisen und erquicken, wohl wissend, wie es thut, auf saurer Reise gute Menschen

zu finden; die ermahnt er, ihr Vertrauen ſtets auf Gott zu ſetzen, um den Verſuchungen des Satans gewiß zu entgehen. Und ſo vergeht dem Paare im Ueben der Chriſtenpflichten eine lange Reihe von Jahren. In hohem Alter legt man Beide ins Grab, und die Nachwelt ſpricht Kuno heilig.

Hier endete der Küſter ſeine Erzählung von der wunderbaren Begebenheit des Ritters Kuno von Falkenſteig und des Ringes der ehelichen Treue, betheuernd, daß, ſo unglaublich auch ſie erſcheine, doch gewißlich wahr ſie ſei. Ich ſtörte ihn nicht in ſeinem Glauben, den guten Alten, dankte ihm für ſeine Erzählung, und verließ den alten freundlichen Mann mit einem herzlichen Händedruck.

Das Schrötlein.

Als Weimar noch der reichen Grafen von Orlamünde Eigenthum war, da lag eine kleine Burg im Städtchen Weimar, dicht an der vorbeifließenden Ilm, die hieß der Hornstein. Drinnen wohnte seiner Zeit Graf Wichmann von Orlamünde, ein hoher Fünfziger, der weder Frau noch Kind hatte. Damit es nicht zu einsam um ihn wäre, hatte er seine Nichte, Hedwig von Querfurt, ein fröhliches, frisches Mägdlein, zu sich genommen, so wie eine arme Waise, Anna, des Ritters von Etzdorf Kind, welche Beide Jutta, eine junge bedächtige Wittwe, als Hofmeisterin beaufsichtigen mußte. Das war sein Frauenzimmer. An Männern waren auf Hornstein: der Burgkaplan, der mit dem Burgherrn betete und auch zechte; ein Sänger, der die Mägdlein das Zitterspiel und Gesang lehrte;

ein Luſtigmacher, der Kurzweil treiben, Schwänke erzählen mußte; und an niedern Dienern waren da: ein Koch, ein Kellermeiſter, und ein Rüſtmeiſter, welcher letztere der Knappenſchaar vorſtand, mit dieſer die Gäſte, die auf Hornſtein eingeſprochen, geleiten mußte, bis Arnſtadt, Erfurt oder Gotha. Dies war das ganze Häuflein ſeines Hausſtandes, mit welchem Graf Wichmann friedfertig und leutſelig in Einfachheit lebte, denn Gelage und lärmende Vergnügungen liebte er nicht mehr, war am liebſten unter den Seinen, ſah es aber gern, wenn alte Freunde bei ihm einſprachen.

Eines Tages ſitzt Graf Wichmann im Erkerfenſter, verzehrt ſein Abendbrot und trinkt einen Becher Wein dazu. Da ſieht er, wie unten am Ufer der Ilm ein ganz kleines Männlein immer hin und her wandelt, zur Erde ſchauend, als ſuche es etwas. Er ſieht dem lange zu, und da das Männlein immerfort hin und her geht, zuweilen etwas aufnimmt, auch wieder wegwirft, ſo wird er gar begierig zu wiſſen, was der Kleine da mache, erhebt ſich, öffnet das Fenſter, und will ſchon das Männlein fragen, da — iſt's mit einem Male fort. „Hm, kurios!“ ſpricht er für ſich. — Indem tritt ſein Schalksknecht Kunz ein, dem er erzählt, was er eben geſehen.

„„Und Ihr wißt nicht, Graf, was das für ein Männlein iſt?““

„Wie ſoll ich das wiſſen!“

„„Ich wills Euch ſagen: das iſt das Schrötlein, der Berggeiſt, der unter dem Hornſtein, in den Felſenklüften wohnt. Den kenne ich ſchon lange, der läuft gar oft an der Ilm herum und ſammelt Goldkörner im Sande.““

„Goldkörner? Ei, führt die Ilm dergleichen? das wußte ich noch nicht. Da werde ich nachſuchen laſſen, denn die kommen mir als Herrn des Landes zu.“

„„Bah! könnt lange ſuchen laſſen, die findet Keiner, die finden nur die Bergmännchen. Andere Augen ſehen ſie für Sandkörner an.““

„Was mag er damit machen?“

„„Ja, wer weiß es! das weiß der Kluge nicht, vielweniger der Narr. Auch der Kaplan weiß es nicht, und iſt doch ein Hochſtudirter, der Alles zu wiſſen meint, hat das Schrötlein ſchon oft geſehen, ganz in der Nähe.““

„Hat er es denn nicht angeredet?“

„„Oho, das thut kein Pfaffe nicht; die glauben ja, das ſei eine Art kleiner Teufel.““

„Da iſt der Kaplan weit links. Es giebt ja

auch Erd-, Luft- und Waſſergeiſter, das wiſſen wir ja."

„„Möcht' wohl einmal ſehen, wo ſolche Geiſterchen wohnen.""

„Höre Kunz, wenn Du einmal das Schrötlein in der Nähe ſiehſt, ſo rede es an und frage es, wo es die Goldkörner hat, was es damit mache. Du mußt es aber pfiffig anfangen, gar freundlich mit ihm thun."

„„Daran ſoll's nicht fehlen, aber es könnte mir übel bekommen. Die Berggeiſter haben vor dem Narren nicht ſolchen Reſpekt wie Eure Burgleute. Nein, darauf laſſe ich mich nicht ein. Ich will's aber dem Kellermeiſter ſagen. Vor dem alten Graukopf hat das Schrötlein vielleicht Reſpekt, da es ein ehrenfeſtes Erbſtück Eures Hauſes iſt.""

Indem tritt Frau Jutta mit Hedwig und Anna ins Gemach, das Abendbrot einzunehmen, und Graf Wichmann ſetzt ſich mit hinzu, wiewohl er ſchon einen Eierkuchen verzehrte. Kunz füllt die Becher und nimmt auch Platz an der mit Speiſen voll beſetzten Tafel. Alle ſitzen in gewöhnlicher Ordnung, und Kunz will eben, da der Kaplan ausbleibt, das Tiſchgebet ſprechen, da klopft es ganz fein an die Thür. Kunz ſteht

auf, öffnet dieſe, und herein tritt das Schrötlein. Die Frauen thuen einen lauten Schrei, Kunz aber ſpringt hinter den Stuhl des Grafen, ſich zu ſichern. Das Männlein bückt ſich zierlich und ſpricht:

„Edler Graf und Herr. Dieweil es ſo Sitte iſt und Herkommens auf Eurer Burg, ſo thue ich Euch melden, daß in einem halben Jahre hier auf Hornſtein eine Hochzeit ſein wird, und große Feſtlichkeit in dieſem Saale. Ich gehe daher ſchon längſt umher und ſuche im Sande der Ilm Goldkörner auf zu den Ringen für das Brautpaar. Denn alſo iſt's geſchehen von unvordenklichen Zeiten her, daß Brautpaare auf Hornſtein von uns ihre Ringe erhalten, als einen ſchuldigen Tribut der Dankbarkeit für die Herrn der Burg, die uns ſchon ſeit Jahrhunderten ruhig hier unten in der Erde duldeten, nie ſtörten. Das iſt es, was ich Euch, geſtrenger Herr, melden wollte."

Das Männlein bückt ſich und will gehen, aber der Graf ſpricht mit freundlicher Miene: „„Männlein, wie nennt man Dich?""

„Ich heiße Schrötlein, zur Ehre Gottes, unſeres Schöpfers."

„„Den preiſeſt Du auch!""

„Ich, und wir Alle preiſen ihn mit Geſang und

Arbeit zum Beſten der Menſchen, die nicht unſerer Natur ſind.“

„„Darf man Dir einen Trunk kredenzen laſſen?““

„Das wohl, doch wiſſe: das Gefäß, das ich mit meinen Lippen berühre, wird mein Eigenthum.“

„„Es ſei.““

Der Graf wendet ſich zu Kunz, heißt ihm, mit dem beſten Wein den Becher füllen, ergreift ihn und ſagt, zu den Frauen ſich wendend: „Welche von euch will ihn dem Schrötlein reichen?“

Da ſteht Anna auf, nimmt den Becher, verneigt ſich und ſpricht züchtiglich: „„Ich bitte Dich, liebes Männlein, Du wolleſt dieſen Becher leeren mir zu Liebe und zur Ehre.““

Schrötlein nimmt den Becher, trinkt und ſpricht: „Gott gebe Euch, holdes Fräulein, Alles zum Segen und einen wackern Hausherrn.“ Drauf neigt es ſich, dankt und geht mit dem Becher hinaus.

Kunz ſpringt hoch auf und jauchzt: „Hurrah, da giebt es eine Hochzeit. Aber wer mag wohl die Braut ſein? Ich meine Hedwig; doch kann es auch Frau Jutta ſein.“

Alle ſchlagen die Augen nieder, und der Graf

ſpricht: „Ich glaube, es iſt Anna, weil ſie den Becher ergriff, dem Schrötlein ihn reichte.“

„„Ach““, erwiedert dieſe mit unterdrücktem Seufzer — „„wer ſollte wohl mich armes Mädchen heimführen?““

„Wer anders, als der Bräutigam“, ſpricht Kunz.

Das Abendbrot iſt unter luſtigen Scherzen über das Kapitel: wer wohl die Braut ſein werde? verzehrt, und man ſitzt noch ein Stündchen beiſammen und plaudert; da tönt des Thurmwärtels Horn, und gleich darauf meldet ein Knappe: Eitelfritz, der Kirchberger, Graf von Arnshaug, auf dem Wege zum Turnier nach Eiſenach begriffen, laſſe für ſich, zwei Edelknechte und drei Knappen um ein Nachtlager bitten.

„Er ſei willkommen“, ſpricht der Graf.

Eitelfritz, ein ſtattlicher, ſchöner Mann, tritt ein, freundlich begrüßt von Allen. Das Frauenzimmer beſorgt ein Abendbrot für den Gaſt, und man ſcherzt und plaudert noch bis tief in die Nacht.

Früh am andern Morgen zieht, wohlbewirthet, der Gaſt ſeiner Straße, und der Graf bittet, auf dem Rückwege wieder bei ihm vorzuſprechen. Der Narr aber will bemerkt haben, daß Hedwig gezittert, als ſie dem Gaſte den Ehrentrunk gereicht, hänſelt ſie da-

mit, meint auch, daran ſei wohl der ſchöne Eitelfritz ſchuld, was Hedwig aber nicht zugeſtehen will.

Der Graf läßt darauf den Burgkaplan zu ſich entbieten, und erzählt ihm, was Abends zuvor auf der Burg geſehen und gehört worden, beſonders vom Schrötlein. Da ſchüttelt der Pfaffe bedenklich ſein graues Haupt und ſpricht: „Ei, ei, edler Herr, das ſind böſe Dinge, nichts als Teufelsſpuk und Teufelsſpiel. Das iſt der Satan, der in allen Geſtalten erſcheinen kann, ja ſogar in der eines Engels des Lichts. Mit den Geſchöpfen, die im düſtern Erdengrund leben, mag ich nichts zu thun haben, und ich warne Euch, nie wieder das Schrötlein vor Euch zu laſſen, denn — es iſt der Böſe in Zwergengeſtalt."

„„Der Meinung bin ich nicht, Herr Väter"", entgegnet der Graf. „„Vor acht Jahren war ich in Bamberg beim Biſchof. Bei der Tafel kam man auch auf dergleichen ſeltſame Erſcheinungen zu reden. Mit uns ſpeiſte der hochgelehrte Adalbertus aus Mailand, der, wie Ihr wiſſen werdet, vom Kaiſer ſo geachtet ward, daß er ihm mit eigner Hand die goldene Gnadenkette mit ſeinem Bruſtbilde umhing. Der ſprach: Nichts in der Welt iſt leer, ſondern ewig belebt, daher auch jedes Element, jeder Planet beſetzt iſt mit Geſchöpfen,

die da leben in ihrer Art. Und Alle an der großen Tafel stimmten ihm bei.'"

„Auch der Bischof?" fragte der Vater.

„„Auch der, so wie die geistlichen Herrn, die noch zugegen waren.""

„Daß sich Gott erbarme", rief der Vater, „so müssen sie wohl des guten Weines zu viel genossen haben. Mögen diese jedoch glauben was sie wollen, ich bleibe dabei, daß diese Erdzwerge nichts Anderes sind, als von Teufeln mit Hexen erzeugtes Teufelsgesipp, vor dem ich Euch, edler Herr, nochmals väterlich warne."

Kaum ausgesprochen, tritt Schrötlein ins Gemach. Der Vater erschrickt, schlägt ein Kreuz, wird leichenblaß, und der Graf ist auch etwas betroffen von der unerwarteten Erscheinung in diesem Augenblicke.

Das Schrötlein aber spricht mit ernster Miene: „Ei, ei, Herr Vater, wie könnt Ihr so unchristliche Worte reden? Haben wir nicht Alle einen Schöpfer und Gott, der uns Leben und Dasein gab? Kommt mit mir hinunter zu den Meinen und Ihr sollt sehen —"

„„Ich mag nichts von Euch sehen"", fällt der Vater ins Wort.

„Nun so hütet Euch, uns Teufelskinder zu nennen, sonst soll es Euch schlecht bekommen."

„„Ha, ha, ha, was könnt ihr kleinen Wichte uns thun?““

„Das ſollt Ihr erfahren.“

„„Oho, mich ſchützt das Kreuz.““

„Auch uns, und Gottes Macht dazu. Unſere Macht iſt größer als die der Menſchen, denn wir ſind Elementargeiſter, was Eure Weisheit freilich nicht verſteht noch begreift. Das Innere der Erde iſt nicht ſo leer wie Euer Kopf.“

Da ergrimmt der Pfaffe, wirft ſich in die Bruſt, ſchlägt ein Kreuz und ſpricht mit hochfahrender Stimme: „„Hebe dich weg von hier, du Kind des Satans!““

„Wenn's der edle Burgherr befiehlt; — auf Euer Geheiß aber nicht. Ein Pfaffe hat mir nicht zu gebieten. Und das ſage ich Euch, mäßigt Eure Zunge, ſonſt ſollt Ihr es bitter bereuen!“

Braun im Geſicht vor zurückgehaltenem Aerger, fährt bei dieſen Worten der Pfaffe auf das Schrötlein, das ſich entfernt, los, es zu faſſen, aber der Graf tritt, es nicht duldend, dazwiſchen und ſpricht:

„Vater, Ihr predigt ſo oft von Duldung und Selbſtbeherrſchung, thut aber nicht nach Euern Worten. Auch würdet Ihr wohl thun, über Dinge, die des Menſchen Verſtand nicht zu begreifen vermag,

zu ſchweigen, ſtatt ſie für Werke des Teufels zu halten."

Ohne den gewöhnlichen Abſchiedsgruß gegen den Burgherrn, verläßt der Vater das Gemach, iſt böſe und kommt in der ganzen folgenden Woche nicht in die Burg. Der Graf aber lacht bei dieſer Ungnade ſeines Kaplans, und es freuet ihn gar ſehr, daß dieſer vom Schrötlein ſo abgetrumpft worden.

Andern Tags, wie Alle zuſammen beim Frühſtück ſitzen, kommt ein Bote von Erfurt mit Brieflein an Frau Jutta, das iſt überſchrieben:

„An die wohledle, züchtige Frau Jutta, ehrbare Wittwe des edlen Tautenburger Schenken Mangold, auf dem Hornſtein."

Frau Jutta erröthet beim Empfang des Briefleins, und da ſie fühlt, daß etwas darin liege, das wohl ſie nur wiſſen ſolle, ſo will ſie auf ihr Kämmerlein, es da zu öffnen. Der Narr aber läßt ſie nicht fort, ſie muß das Brieflein hier öffnen. Es geſchieht. Drinnen liegt ein goldenes Herzchen an einem Halskettchen, und geſchrieben ſteht: — „Frau Jutta, wie das Gold ſo rein, ſoll meines Herzens Wille ſein. — Eitelfritz." —

„Da haben wir's", — ſchreit Kunz — „der Kirchberger will eine Frau, eine Erfahrne."

Frau Jutta wird blutroth, denn Alle wünſchen ihr Glück. Sie aber ziert ſich zimpferlich, ſagt, ſie ſei noch gar nicht gemeint, das Geſchenk zu behalten, man müſſe ſich doch erſt kennen lernen, und ſo geſchwind gehe das nicht.

„Warum nicht?“ ſpricht der Graf. „Eitelfritz iſt zwar kein Jüngling mehr, paßt aber in den Jahren recht gut zu Euch, Frau Jutta; iſt ein wackerer Rittersmann und ſucht in Euch eine zweite Hausfrau. Ich dächte, Frau Jutta behielte das Herz. Meinſt Du nicht auch, Kunz?“

„„Ei freilich! Frau Jutta behält das Herzchen, trägt's auf ihrem Herzchen, und läßt durch den Burgſänger antworten: — Dein bin ich wie der Blitz, mein edler Eitelfritz.““ — Alles lacht.

Frau Jutta ziert ſich noch ein Weilchen, will nicht gleich das Jawort von ſich geben, läßt ſich necken, zureden, erklärt nach einigem Sträuben, dem Eitelfritz eine gewierige Antwort geben zu wollen, und geht mit dem Burgſänger auf ihr Kämmerlein, von dieſem ſolche ſchreiben zu laſſen. Ehe es aber zum Schreiben kommt, giebt es zwiſchen dieſen Beiden noch einen ſtarken Wortwechſel. Frau Jutta war nämlich dem Burgſänger nicht ganz abhold, und er ihr auch

nicht. Da gab es nun bittere Klagen von diesem, daß so schnell sie ihn lassen wolle, der er doch auch ein wackerer Mann, wenn auch kein Ritter, aber ihr gewiß aufrichtiglich ergeben sei. Frau Jutta wußte ihn indessen zu besänftigen, meinte, es ließe sich das nun nicht mehr ändern, mache sich auch vielleicht in der Folge, daß er auf Kirchberg als Burgsänger sich aufhalten und in ihrer Nähe sein könne. Wiewohl nun eine solche Vertröstung dem Sänger gar nicht genügen wollte, so mußte er sich doch drein finden, und war noch obendrein so gutmüthig, für Frau Jutta an den Gitelfritz zu schreiben: „daß sie das Kreuzchen „annähme, doch nicht als Mahlschatz, sondern als ein „Andenken." Mit dieser Antwort wurde der Bote zurückgeschickt, und, geschmückt mit dem Geschenk um ihren Hals, kam Jutta in das Gemach zurück, wo der Narr ihr lachend entgegen rief: „Nun wissen wir doch, wem Schröterlein die Ringe bringt."

Nach dem Mittagsmahle saßen die Frauen beisammen im Erker; der Kaplan stand bei ihnen, erzählte die grausame Begebenheit von dem schmählichen Tode der eilftausend Jungfrauen, und Graf Wichmann ging, die Hände auf dem Rücken, etwas überlegend, auf und ab. Plötzlich blieb er bei den Frauen stehen

und ſprach: „Hört an, Kinder, übermorgen ziehe ich hinüber gen Eiſenach zum Turnier, wollt ihr mit, ſo richtet euch ein.“

„„Ach ja,““ riefen dieſe freudig aus, „„zum Turnier, da wollen wir mit.““

Weiter ſprach der Graf zum Rüſtmeiſter, den er herbeirufen ließ: „Von meinen Lehnsleuten ſollen mich begleiten: der junge Krausdorfer und Volkrad von Volkerode. Zehn Knappen ſollen aufſitzen, Kunz und der Koch ſollen im Wäglein folgen. Uebermorgen früh mit Tages Anbruch geht's fort. Beſorgt Alles, ſetzt Waffen und Rüſtung in Stand, und Ihr, Herr Kaplan, laßt die Meſſe eine Stunde früher als gewöhnlich beginnen.“

In der Burg war nun Alles munter und rege, und richtete ſich ein. Der Sänger aber nahm ſeine Zitter und wanderte am andern Morgen ſchon voraus.

Abends vor der Abreiſe ſtand der Graf auf dem Söller, Kunz mit ihm, und erquickten ſich an dem friſchen Wieſengrün, durch welches die Ilm ſich ſchlängelt, und an dem hellen Buchenlaube des dichten Waldes dahinter. Wie ſie nun ſo hinſchauen, da gewahren ſie, wie, aus dem Walde kommend, ein langer Zug kleiner Männer, wie das Schröterlein, alle ſchwarz

angethan, ſich vorwärts bewegt, in der Mitte des Zugs ein kleiner Sarg getragen wird, dem viele Weinende folgen. Der Zug kam gerade auf den Hornſtein zu und zog in die Grundfelſen deſſelben ein.

„Edler Herr", ſprach Kunz, „das gefällt mir nicht, das deutet auf nichts Gutes. Ich dächte, wir blieben daheim."

„„Warum?"" erwiederte der Graf. „„Was uns dort widerfahren kann, können wir auch hier erleben. Nein, nein, es bleibt dabei. Sagt aber den Frauen nichts von dem was wir geſehen, ſie möchten ſich ängſtigen.""

Als es am andern Morgen fortgehen ſollte, tobte ein fürchterliches Unwetter, und die Abreiſe mußte aufgeſchoben werden, was den Frauen gar nicht recht war, und ſie glaubten ſchon um das Vergnügen zu kommen. Nachmittags war der Himmel wieder heiter und da ging es fort. Gegen Abend war man in Erfurt, wo Vorbereitungen zu einem Turnier bei Fackelſchein getroffen wurden, das für die von Eiſenach Zurückkehrenden Ritter gehalten werden ſollte. Da ſprach der Graf: „So können wir hier bleiben und ſehen dieſes mit an; 's wird wohl eben ſo ſchön ſein wie das in Eiſenach;" und man blieb.

Andern Tages, um die Mittagsſtunde, tönten die

Glocken von den Thürmen der Stadt. Mit Trauerhörnern und Todtengesang kam die breite Angerstraße herab ein Leichenzug. Auf der Bahre lag ein Ritter, geharnischt und Waffen neben ihm. Das Volk begleitete die Leiche in Haufen, und aus den Fenstern schauete man traurig hin. Auch die Hornsteiner thaten das.

„Wen trägt man da ins Paradies?“ fragte Kunz den Hauswirth.

„„S' ist die Leiche des Kirchbergers, des Gitelfritz. Er wurde gestern auf dem Turnier zu Eisenach von der Lanze des wilden Sizzo von Käfernburg durchstochen. Man trägt ihn in die Gruft seiner Väter.““

Frau Jutta schrie laut auf: „Mein Gitelfritz todt!“ und sank ohnmächtig nieder. Alles war verstimmt, besonders der Graf, der nun kein Turnier sehen wollte, und man kehrte nach Weimar auf den Hornstein zurück.

„Kunz“, sprach der Graf unterwegs, „weißt Du nun, was der Leichenzug der Kleinen bedeutete?“

„„O ja, des Kirchbergers Tod““, entgegnete dieser. „„Ja, so geht's in der Welt! Alles ist eitel. Heute roth, morgen todt. Gestern war Frau Jutta Braut, heute wieder Wittwe. Ihr Sänger wird dem Gitelfritz ein schönes Grabeslied singen.““

Frau Juta aber war in tiefe Trauer versenkt, legte ein schwarzes Kleid an, umgab mit schwarzem Schleier ihr Haupt, wallfahrtete acht Tage lang nach St. Gangloff, und ließ Seelenmessen lesen für den erblichenen Gitelfritz. Dann kam der Sänger wieder, und auf dem Hornstein ging es in alter Weise fort wie zuvor.

Eines Abends saß Graf Wichmann allein auf dem Söller und simulirte, da trat das Schrötlein ins Gemach, einen guten Abend bietend.

„Hi, Schrötlein, was bringst Du noch so spät?"

„„Ich wollte Euch melden, edler Herr, daß morgen um die Mittagsstunde der Bräutigam auf Hornstein eintreffen wird.""

„Der Bräutigam? Was für ein Bräutigam? Wer ist der?"

„„Werdet's erfahren. Laßt Euch aber nicht irren, wenn er angezogen kommt in seltsamer Tracht; öffnet ihm das Thor; es ist ein junger Rittersmann, alten, edlen, turnierfähigen Geschlechtes. Den Namen wird er Euch selbst sagen.""

„Und wer ist die Braut?"

„„Werdet's erfahren. Hier sind die Ringe für sie und ihn. Verwahrt sie wohl, hört Ihr!""

„Aber warum sagst Du nicht, wer Braut und Bräutigam sind?"

„„Ich höre unsere Bergglocke, muß fort. Gott behüte Euch!"" und zur Thür schlüpfte das Schrötlein hinaus.

Graf Wichmann schüttelte bedenklich den Kopf, wußte nicht, was er zu der Neuigkeit sagen sollte. Wie er nun so weiter darüber nachdachte, trat der Burgkaplan ein, und sprach ereifert darüber, daß es doch unerhört sei, ihm noch nichts davon gesagt zu haben, daß auf Hornstein eine Hochzeit sein werde, was er als Burgkaplan doch zuerst wissen müsse.

Der Graf war verwundert ob dieser Rede und fragte: „Wer spricht denn von einer Hochzeit?"

„„Nun"", erwiederte der Pfaffe: „„Draußen sitzen die Frauen, der Küstmeister und der Narr, und sprechen ganz laut von einer Hochzeit, die bald sein werde.""

„Und das wundert Euch? Von Hochzeiten sprechen die Frauen gern, und der Narr wird ihnen wohl was weiß gemacht haben, der hat sie ja immer zum Besten. Ich weiß nichts von einer Hochzeit."

„„Ich muß das aber Alles voraus wissen, um mich mit der Traurede darauf vorzubereiten.""

„Nun, dann laßt Euch von den Weibern sagen,

wer Braut und Bräutigam, und wann der Hochzeitstag iſt. Gute Nacht!"

Der Graf war verdrießlich über das Geſchwätz des neugierigen Pfaffen, und verließ das Gemach, hörte aber draußen von Kunz, daß er dem Pfaffen ein Mährchen von einer Hochzeit aufgebunden.

Andern Tags ſaß man eben beim Mittagsmahl, wobei auch der Pater war, da ertönte des Thurmwarts Horn, und dem Grafen wurde gemeldet: ſein Vetter Wilhelm, der Rotenburger, begehre Einlaß.

„Man laſſe ihn ein", ſprach der Graf.

Wilhelm trat in's Gemach. Der Graf ging ihm mit einem „Willkommen, Vetter!" entgegen, und reichte ihm die Rechte. „Wie geht's auf Rotenburg?"

„„Wie immer, ſtill und ruhig. Wir haben nichts zu fechten, nichts zu ſtreiten, ſchauen vergnüglich in die goldene Aue, und leben mit den Kyffhäuſern in guter Freundſchaft""

„Was führt Euch zu mir auf den Hornſtein?" fragte der Graf, der, eingedenk der Verkündigung des Schröleins, im Vetter Wilhelm den Bräutigam zu ſehen meinte.

„„Ich wollte Euch melden, daß morgen ein Waller bei Euch einſprechen wird, den ich bei Wöllnitz traf

als er auf dem Wege nach St. Gangloff war. Ich kenne ihn und bitte Euch, ihn gaſtlich aufzunehmen, es iſt ein braver Mann.""

„Er ſoll willkommen ſein."

„„Nehmt keinen Anſtoß an ſeiner ſonderbaren Kleidung. Er trägt eine graue Kutte, worauf drei rothe Kreuze ſind, und auf der Bruſt, da hat er was Glänzendes, als wäre es ein Stern.""

„Schon gut, er ſoll willkommen ſein, auch in der grauen Kutte."

Da erhob ſich der Kaplan und ſprach:

„Edler Herr! Seht Euch vor und heißt nicht gleich Jeden willkommen, den Ihr noch nicht näher kennt. Wer weiß, was das für ein Landſtürzer iſt, der Euch in grauer Kutte berücken will. Ich würde den Burſchen erſt prüfen laſſen, ehe ihm die Burgpforte geöffnet wird."

„„Ei, ei, Herr Pater"", ſprach Wilhelm entrüſtet, „„Ihr wollt ein Diener der Kirche ſein, ſollt Nächſtenliebe predigen, und redet Euerm Herrn Mißtrauen ein? Das ziemt Euch nicht.""

„Habt recht, Vetter", fiel der Graf ein, und wendete ſich zum Pfaffen: „Ich werde und will den grauen Waller ſehen und ſprechen."

Die Ritter ſetzten ſich zum Zechen nieder. Der Pfaffe nahm Theil daran, und ſo kräftigen, daß nach einer Stunde er fortgetragen werden mußte. Stammelnd ertheilte er den Trägern Abſolution.

Am andern Morgen klopfte der graue Waller mit den drei rothen Kreuzen auf der Kutte an die Pforte, die ihm geöffnet wurde, da der Graf hierzu ſchon Befehle ertheilt hatte. Auch wurde er ſogleich zu dieſem geführt. Nach Ritterſitte grüßte er und ſprach:

„Edler Ritter und Herr. Mir iſt geweiſſagt worden von einem Kundigen in den Sternbildern, es ſei vom Schickſale eine brave Jungfrau zum Weibe mir beſchieden, eine Waiſe edlen Stammes, welche auf ihrer rechten Hüfte drei rothe Kreuze, ein Muttermaal habe. Ausgehen müſſe ich in Pilgertracht, mit drei rothen Kreuzen auf der Kleidung, wie ich hier vor Euch ſtehe, und ſie ſuchen, die Waiſe. Da bin ich nun gezogen durchs Schwabenland, durch Franken, durchs Vogtland und hierher ins ſchöne Thüringen. Ueberall hab' ich gegrüßt als Pilger die Ritterſtätten nach Ritterſitte, habe Edle, in Klöſtern, der Kirche Diener gefragt: ob ſie mir nicht Kunde geben könnten von dem Mägdlein, der Waiſe edlen Stammes mit den drei rothen Kreuzen auf der rechten Hüfte; aber

Keiner konnte mir Kunde geben, Keiner. Da bin ich nun auch gekommen nach Hornstein, Euch, edler Herr, zu fragen: ob Ihr vielleicht mir sagen könnt, wo ich das Ziel meiner Wallfahrt finde?"

Graf Wichmann schüttelte bedenklich den Kopf. Ihm fielen Schrötleins Worte wieder ein, und da Anna eine Waise und edlen Stammes war, so meinte er bei sich: möglich, daß die es ist, die der Waller suchen muß. Nach einigem Besinnen sagte er: „Wellet hier, edler Pilger, bin gleich wieder bei Euch; laßt Euch indessen einen Becher kredenzen."

Er ging in das Kämmerlein der Frau Jutta, erzählte ihr, was der Pilger zu ihm gesprochen, und fragte: ob sie nicht wisse, daß Anna ein solches Maal an sich trage?

Jutta erröthete jungfräulich und sprach: „Ja, Eure Anna hat solch Muttermaal von drei Kreuzen auf der rechten Hüfte mit auf die Welt gebracht.""

„„Nun"", sprach der Graf, „„so geschehe des Herrn Wille! Geht zu Anna, kleidet sie festlich an, und führt sie in mein Gemach.""

Er ging dahin zurück und sprach zum Pilger:

„Edler Ritter, denn das seid Ihr doch gewiß, Ihr habt das Ziel Eurer Wallfahrt erreicht. Die Waise

mit den drei Kreuzen, die Tochter des Ritters von Eydorf, erzog ich in meiner Burg. Sie ist ein gutes, häusliches Kindlein, an der ich viel Freude erlebte, und eines braven Mannes werth. Da das Schicksal sie Euch bestimmt, so habe ich, ihr Pflegevater, nichts dagegen, daß sie Euer Weib werde, doch nur, wenn ihr eigener Wille es ist, Euch als Mann zu erkiesen."

Hohe Freude glänzte im Auge des Wallers. Nach oben hob er, dankend dem Himmel, die Hände; dann fiel er an Wichmann's Brust und küßte ihm die Stirn. Indem trat Jutta mit Anna ein.

„Anna", sprach der Graf, „dieser da wirbt um Deine Hand. Sieh ihn an, ob er Dir gefällt."

Anna erröthete, sah den Pflegevater bedeutungsvoll an, als wolle sie sagen: einem Pilger soll ich meine Hand reichen? — Der Pilger schien das zu erlauschen, warf seine Kutte schnell ab, stand im ritterlichen Schmucke vor der höchst überraschten Anna, blickte diese mit liebetrunknen Augen an, und sprach: „Anna von Eydorf, vor Euch steht der Ritter Mühlheim, den Euch ein höheres Gebot zum Ehemann beschied. Hier biete ich Euch meine Rechte zur Wanderung durch das Leben an meiner Seite; werdet Ihr sie von Euch weisen?"

Mit dem Ausdrucke höchſter Zärtlichkeit ſprach er die letzten Worte langſam aus, prüfend die Miene der ſchüchtern abwärts ſehenden Anna.

Sie ſchwieg. Da erfaßte der Graf ihre Hand und ſprach:

„Mein Kind, Du haſt freie Wahl; Dein Wille wird der meinige ſein, nie von mir beſtimmt werden; gefällt Dir der Mühlheimer, glaubſt Du mit ihm glücklich zu ſein, ſo ſage ich gern Ja dazu.“

Da fiel Anna ihrem Pflegevater um den Hals, flüſterte ihm leiſe zu: „er ſei mein Gemahl!“ Der Graf legte die Hände der Glücklichen in einander, und hielt eine Thräne der Freude nicht zurück. Alle Bewohner der Burg mußten nun herbei, dem Brautpaare Glück zu wünſchen, wobei Kunz nicht unterließ, ſein Späslein drein zu miſchen und auszurufen: „J, wie hat ſich denn das ſo geſchwind gemacht? ſo hat das Schrötlein doch recht.“

Andern Tags führte der Graf die Braut zum Altare. Der Pater ſprach den Segen, des Schrötleins Ringe wurden gewechſelt, und bald darauf ſetzte man ſich zum Mittagsmahle nieder. Hoch ging es dabei her; der Sänger ſang Lieder von Liebe und Freude, Kunz gab Scherzreden, neckte Frau Jutta mit dem

Sänger und andern Freiern, und dabei kreiſte der Pokal fleißig, dem der Vater nicht unſanft zuſprach.

Als es Abend war, die Kerzen brannten, trat Schrötlein in den großen Saal, verneigte ſich und ſprach zu Graf Wichmann: „Edler Herr, wir haben da unten im Felſen, der Eure Veſte Hornſtein trägt, vernommen, daß Ihr heute ein großes Feſt feiert, und da bin ich gekommen, Euch zu bitten, daß Ihr uns geſtattet, auch dabei erſcheinen zu dürfen, dem Brautpaare viel Glück ins Leben zu wünſchen, und ihm ein geringes Andenken an uns zu reichen."

„„Das ſei Dir gern gewährt, mein treues Schrötlein"", erwiederte der Graf. „„Komme herbei mit Allen, die hier ſein wollen, ſie werden uns willkommen ſein.""

Da ging das Schrötlein hinaus, und nach einem Weilchen trat es wieder ein, gefolgt von vielen hundert Männlein und Fräulein ſeiner Art und Größe, und vielen Spielleuten, ſo, daß der Saal ſchier zu enge war. Paarweiſe zogen ſie vor Braut und Bräutigam vorüber, verneigten ſich, und jedes Paar rief dieſen zu: „Glück auf!" dann umſchloſſen ſie es mit einem großen Kreiſe, und tanzten luſtig und jauchzend um ſie herum, drehten ſich ſchnell und ſchneller, und zuletzt kauerten ſich Alle nieder. Nur das Schrötlein

blieb ſtehen, zog aus ſeinem Buſen eine goldene Roſe mit ſilbernen Blättern, trat zur Braut hin und ſprach: „Anna, Frau des edlen Ritters Mühlheim, wir überreichen Dir hier eine kleine Gabe, die mögeſt Du bewahren als ein Andenken an uns. Biſt Du in Gefahr, bedroht Dich ein Unglück, bedarfſt Du Hülfe oder guten Rath, ſo ſtecke ſie an Deine Bruſt, und Einer von uns wird zum Beiſtande erſcheinen, wo Du auch ſein magſt. Bewahre es aber wohl, dieſes Kleinod, denn ohne ſolches vermögen wir nicht Dir zur Hülfe zu ſein. Leb' wohl, ehre Gott und ſeine Gebote und ſei uns freundlich eingedenk immerdar."

Anna nahm die Roſe, drückte dem Schrötlein die Hand, küßte ihm die Stirn, und nickte Allen ihren Dank zu.

Da erhoben ſich die Kleinen, ſprangen noch einmal um das Brautpaar herum, zum Saale hinaus und hinab in ihre Felſenklüfte.

Die goldene Roſe aber bewahrte das Geſchlecht der Mühlheimer fort und fort, als ein koſtbares und ſchützendes Kleinod, das ſeine Kraft bewährte, bis das Geſchlecht erloſch, und ſie in fremde Hände überging.

Die weiße Jungfrau.

Auf dem Thüringerwalde, dem sagenreichen Gebirge, da liegen zwei Dörfer, Ruhla und Liebenstein. Jenes, belebt durch Fabriken und Gewerbe; dieses, durch Gesunde und Kranke, welche Heilung suchen, und diese, wie Vergnügen, bei seiner wohlthätigen Quelle finden.

Der Fußweg von dem einen zum andern führt über eine Berghöhe, welche „die Wallfahrt" heißt. Auf dieser stand vor grauen Jahren ein Nonnenkloster, ein prächtiger Bau, der mit seinen vier hohen Thürmen weit hinein ins Land schauete. Drinnen ward ein wunderthätiges Muttergottesbild verwahrt, das bei der Grundlegung des Klosters man aufgefunden hatte. Wer das mit seinen Lippen berührte, und treu gläubig

um Befreiung von ſeinen Uebeln die himmliſche Jungfrau bat, der verließ den Tempel, geheilt von allen Leibesgebrechen. Drum ward es aber auch berühmt und hochgeehrt, das Kloſter. Aus Nah und Fern wallfahrtete man dahin, und Keiner trat aus dem Tempel, ohne der wunderthätigen Maria reichliche Gaben zu ſpenden. Dies verſchaffte dem Kloſter einen ſolchen Reichthum, daß immer mehr noch es erweitert, immer prachtvoller noch es ausgeſchmückt werden konnte, und viele Stunden im Umkreiſe gab es kein ſchöneres, kein reicheres Kloſter.

Einige Jahrhunderte ſtand es ſo im höchſten Glanze und Anſehen. Das Volk ſtrömte zahllos herzu, ſich zu heilen, und mehrte dadurch den Reichthum des Kloſters ſo, daß die Nonnen faſt nicht wußten, wie ſie dieſen verwenden ſollten. Aber die Worte des weiſen Jeſus Sirach: „Alles währet ſeine Zeit, Alles geht zu ſeiner beſtimmten Stunde wieder vorüber", trafen auch hier ein. Zur Zeit, als die tollen Bauern umherzogen, Kirchen und Klöſter plünderten und zerſtörten, da verwandelten ſie auch dieſes Kloſter in einen Steinhaufen. Den Nonnen blieb kaum ſo viel Zeit, ihre großen Schätze im Kloſtergarten zu vergraben, dem Raubgeſindel ſie zu entziehen, und nur Eine, in

der Kleidung einer Bäuerin, blieb zurück, sie unbemerkt zu überwachen, während die andern sich flüchteten. Als nun die Bauern nicht so viele Kostbarkeiten fanden, wie sie in dem reichen Kloster zu erbeuten hofften, von den zurückgebliebenen Dienern des Klosters auch vergebens Auskunft verlangten, wohin die Schätze gebracht worden: so erbitterte sie das so, daß sie Alle und auch die zurückgebliebene Nonne mordeten. Da erbarmte sich die Gottesmutter der unglücklichen Himmelsbraut, rief sie ins Leben zurück, und gestattete ihr, als Wesen höherer Art, versehen mit übermenschlichen Kräften, auf der Höhe, wo das Kloster stand, den Menschen sichtbar zu sein und Gutes zu wirken. Seitdem wandelt diese bei der „Wallfahrt" umher, ist weiß gekleidet, von einem zarten weißen Schleier rings umflossen, und trägt an ihrer Seite ein Schlüsselbund. So sahen sie schon oft Vorübergehende, besonders am ersten Osterfesttage, oder am Tage der Himmelfahrt der Muttergottes. Grüßten sie sie, so nickte sie ihnen immer mit freundlicher Miene zu. Näherte sich aber Einer, der verlaute Absichten hatte, so hielt in gewisser Entfernung eine unsichtbare Macht ihn zurück, und er konnte nicht weiter. Es näherte sich ihr daher selten Jemand. Alle sieben Jahre aber,

in der Mitternachtsſtunde des Tags, an welchem das Kloſter zerſtört ward, da ſteigen die Schatten der im Kloſter beerdigten Nonnen aus ihren Gräbern. Von zartem Nebelſchleier umgeben, iſt das Kloſter in ſeiner ganzen alten Pracht und Herrlichkeit ſichtbar, ſein harmoniſches Glockengeläute ertönt, und paarweiſe ziehen die Schatten, von der weißen Jungfrau angeführt, in die von tauſend Kerzen erleuchtete Kirche, man hört die Orgel und den Geſang: O Sanctissima ꝛc. Um ein Uhr ziehen ſie wieder heraus, ſingend und betend, ſteigen in ihre Gräber, die ſich ſchließen, und das Kloſter ſinkt in die Tiefe. Leute, welche um dieſe Zeit des Wegs kamen, die geiſterhafte Erſcheinung ſtaunend mit anſahen, ſich näherten, genauer ſie zu betrachten, wurden von einem heftigen Fieberſchauer gerüttelt, und ſtarben jedes Mal Tags darauf. Seitdem geht Jeder raſch vorüber, der zufällig genannten Tags Zeuge der Erſcheinung iſt, und wagt es kaum, ſeitwärts danach hin zu blicken.

Einſt geht einmal eine arme Bauersfrau aus dem nahen Dorfe Steinbach auf die „Wallfahrt", ſich Holz da zu leſen, und nimmt in ihrem Korbe ihr ſechsjähriges Mägdlein mit, es nicht allein zu Haus zu laſſen. Als ſie vor dem Walde anlangt, thut ſie ihm einen

Laken um, damit es nicht friere, denn es hatten die Bäume noch kein Grün, kein Blümchen blühte, kein Grashalm war noch hervorgesproßt, und der Wind pfiff herbe durch die unbelaubten Zweige. Dabei sagt sie dem Kinde: „Bleibe hier sitzen bei dem Korbe bis ich wieder komme. Gehe ja nicht in den Wald, ich kehre bald zurück.“ Das Kind verspricht es. Als ihm aber die Mutter zu lange ausbleibt, es zu frieren beginnt, da weint es und ruft die Mutter, und weint immer mehr, da die Mutter nicht kommt. Mit einem Male steht eine weiße Jungfrau vor ihm; das Kind erschrickt, will fortlaufen. Da redet die Jungfrau ihm freundlich zu, streichelt ihm die Wange und spricht: „Weine nicht, Kind, ich thue Dir nichts. Hier hast Du schöne Blumen, Kirschen und Erdbeeren. Komm mit in meinen Garten, da gebe ich Dir noch viel mehr Blumen und Beeren, und wenn die Mutter zurückkehrt, bringe ich Dich wieder hierher.“

Das Kind ist sehr erfreuet über die schönen Blumen und Früchte, weint nicht mehr und geht mit der weißen Jungfrau, die es an ihrer Hand in den Wald hinein führt. Lange gehen sie nicht, da kommen sie in einen großen Garten, wo Alles grünt und blüht, die schönsten Blumen in Menge umher stehen, an den

Bäumen Früchte hängen, auf einem Teiche Schwäne herum kreisen und Goldfischchen darin leben. Da freut sich das Kind gar sehr, hüpft und springt, pflückt Beeren und Kirschen, ißt, was ihm beliebt, und denkt nicht an die Worte der Mutter noch an diese selbst.

Die Jungfrau führt das Kind im ganzen Garten herum, zeigt ihm die Fischchen im Wasser und die kleinen Kaninchen, die im hohen Grase herumspringen, bricht ihm Aepfel von den Bäumen und füllt ihm die Taschen mit Kirschen. Dann spricht sie: „Nun, liebes Kind, will ich Dich wieder zurückbringen, Deine Mutter möchte sonst in Angst gerathen, wenn sie Dich nicht bei ihrem Korbe fände."

„„O nein"", spricht die Kleine mit trüber Stimme, „„noch nicht fortgehen. Laß mich noch hier, es ist schön in Deinem Garten und so hübsch warm. Draußen vor dem Walde beim Korbe ist's kalt.""

Aber die Jungfrau sagt mit liebevoller Stimme: „Nein, liebes Kind, Du mußt jetzt fort, sonst weint und grämt sich die Mutter um Dich. Du kannst alle Tage wieder in meinen schönen Garten kommen und Dir Aepfel und Beeren und Blumen holen."

Sie giebt ihm noch einen großen Blumenstrauß, nimmt es bei der Hand und führt es aus dem Garten.

Die Mutter war indessen mit einem Holzbündel zurückgekommen, findet ihr Kind nicht und ist ganz in Verzweiflung. Sie ruft das Kind, jammert und weint und ringt die Hände. Eben will sie wieder in den Wald hinein, es aufzusuchen, da tritt an der andern Seite die weiße Jungfrau mit dem Kinde an der Hand aus dem Walde. Einen lauten Schrei thut vor Schrecken und Freude die Mutter, denn daß sich die weiße Jungfrau hier zuweilen zeige, das wußte sie. Das Kind läßt die Hand seiner Führerin, die augenblicklich verschwindet, und läuft mit freudiger Miene auf die Mutter zu, und ruft: „Sieh einmal Mutter, die schönen Blumen und die Aepfel und Kirschen, die ich hier habe."

Die Mutter steht erstaunt, weiß nicht, was sie sagen soll, freuet sich aber gar sehr, ihr Kind wieder zu haben, und drückt es freudig an die Brust.

„Kind", sagte sie, „wo bist Du gewesen, wo hast Du die schönen Blumen und Früchte her?"

Und nun erzählt ihr das Kind voll Leben und Lust Alles, was ihm begegnet, was es gesehen, erhalten; von dem schönen Garten, den Fischchen, den Schwänen und von der weißen Frau, die es dahin gebracht.

„Die hat gesagt", so schließt es seine Worte, „ich soll alle Tage in ihren Garten kommen, sie will mir immer Beeren und Kirschen geben. Das ist gar eine gute Frau. Hörst du Mutter, alle Tage soll ich kommen; Du mußt aber mit gehen. Ach, da ist's schön in dem Garten, viel schöner als in unserm."

Auf dem Nachhausewege kann das Kind gar nicht aufhören zu reden von dem schönen Garten, und als es zum Vater kommt, wird diesem auch Alles erzählt.

Andern Tags schon will das Kind gleich frühmorgens in den schönen Garten, muß aber bis Nachmittag warten. Vater und Mutter gehen mit, denn die weiße Jungfrau zu sehen, von der sie viel sprechen gehört, sind sie sehr begierig.

Sie kommen beim Walde an, gehen eine Strecke hinein, sehen aber keinen Garten, überall noch unbelaubte Bäume, todte Natur. Sie gehen noch eine Strecke weiter, da zeigt sich mit einem Male in einiger Entfernung der prächtige Garten.

„Da ist er, da ist er!" ruft das Kind freudig aus, und läuft hurtig dem Eingange zu, den ein hoher Bogen von Rosen und bunten Winden bildet, und bis in die Mitte eines langen Ganges, wo die Jungfrau steht, es willkommen heißt, und ihm sogleich

Blumen und Erdbeeren reicht. Die Eltern bleiben am Eingange ſtehen, rufen dem Kinde zu, bei ihnen zu bleiben, worauf dieſes nicht achtet. In den Garten einzutreten fürchten ſie ſich. Die Jungfrau winkt, zu ihr zu kommen, das Kind ruft, ſie möchten doch hereinkommen; aber ſie thun es nicht, und ſehen, wie die Jungfrau ihr Kind bei der Hand nimmt, mit ihm weiter in den Garten geht, und endlich ihren Blicken entſchwindet. Je länger das Kind ausbleibt, deſto beſorgter werden ſie, und als es nach einer Stunde noch nicht da iſt, da macht eins dem andern Vorwürfe, daß ſie ſich durch ihre Neugierde verleiten laſſen, hierher zu gehen, und daß keines daran gedacht, das Kind nicht von ihrer Hand zu laſſen.

„Die weiße Jungfrau ſoll zwar Niemand ein Leid's thun", ſpricht die Mutter, „man hat das wenigſtens noch nie gehört, kann aber doch nicht wiſſen."

Und der Vater ſpricht: „„Nun, wenn wir das Blitzmädel nur erſt wieder haben, dann ſoll es gewiß nicht wieder her. Die Angſt wollen wir uns nicht wieder machen. Die Jungfrau mag wohl recht gut ſein, 's iſt aber doch ſo eine Art Zauberin; wie könnten ſonſt Blumen hier blühen und reife Früchte an den Bäumen hängen, da unten im Dorfe noch nir-

gends ein grünes Blatt ist. Nein, nein, das ist nichts. Ich lasse das Mädel nicht wieder her.""

Ihre Angst ist schon aufs Höchste gestiegen, denn auch eine zweite Stunde war vergangen, da erblicken sie endlich in der Ferne die weiße Jungfrau, das Kind an der Hand, und da fiel ihnen ein großer Stein vom Herzen. Wo jene es bei der Ankunft empfangen, da ließ es die Kleine wieder von der Hand, und schnell lief diese den Eltern zu, laut jauchzend, daß es reichlich mit Blumen und Früchten wieder beschenkt sei.

Während sich nun die Eltern bücken, zu besehen was es mitbringe, und sich mit ihm freuen, verschwindet Garten und Jungfrau, und sie erschrecken, als sie beim Wiederaufrichten nichts als laubloseu Wald um sich sehen.

„Siehst Du wohl", spricht der Mann, „hab' ich's nicht gesagt? 's ist eine Zauberin, die weiße Jungfrau. Nein, nein, die soll die Kleine nicht wieder sehen, die ist im Stande und giebt sie gar nicht wieder her, oder verwandelt sie, Gott weiß, in was."

Die Frau widerspricht nicht, denn auch ihr ist die Sache etwas unheimlich, und sie gehen nach Haus.

Kaum ist das Kind am andern Morgen aufgestanden, so will es wieder in den schönen Garten der weißen Jungfrau. Die Eltern verweigern das unter dem Vorgeben, sie hätten keine Zeit, und die Kleine fügt sich, wiewohl ungern. Noch einige Tage wissen sie so das wiederholte Verlangen des Kindes nach dem Garten abzuweisen. Endlich sagen sie ihm, die weiße Jungfrau sei gestorben, und könne man nun nicht mehr zu ihr. Da weint das Kind bitterlich, sehnt sich nach seiner Wohlthäterin, und läßt nicht ab mit Weinen. Es wird krank, die Mutter weicht nicht von seinem Bettchen, und da es immer schwächer wird, beschließen die Eltern, es wieder hinzubringen zur weißen Jungfrau, wenn es genesen. Aber es geneset nicht, liegt still vor sich hin und schließt die Augen. Schon meinen die bekümmerten Eltern, es sei todt, da richtet es sich mit verklärtem Gesicht auf, hebt die Händchen nach oben, und spricht: „Sieh Mutter, da ist die weiße Jungfrau, und bringt mir Blumen und Kirschen. — Sieh doch, sie steht ja hier an meinem Bettchen, sieht mich so freundlich an; winkt mir; nimm Du die Blumen hin, ich folge ihr; leb' wohl Mutter, und das Kindlein fiel zurück in des Todesengels Arm.

Burg Waldstein auf dem Fichtelgebirge.

Wer von Wunsiedel aus des Frankenlandes mächtigen Gebirgszug, das Fichtelgebirge, in blauen Wellenlinien den Saum des Horizonts bildend, vor sich liegen sieht, wie es links und rechts sich ausdehnt mit seinen hohen Kuppen und tiefen Einschnitten, und hört von den lieblichen Thälern und landschaftlichen Bildern zwischen diesen Bergen, wie reich gekrönt und geschmückt seine Höhen sind mit Resten aus den Zeiten des Ritterthums dahin geschwundener Jahrhunderte, die noch jetzt eine rege Phantasie als ein romantisches Zeitalter uns auszumalen vermag, der zieht gewiß nicht vorüber, ohne dieses Gebirge zu erklimmen. Und steht er nun hoch oben auf seinen Felsenzinnen, blickt hinab in's schöne Frankenland, und erquickt sich im Anschauen überreich ausgestatteter Gegenden, gelehnt

an mürbe Mauern zerfallener Veſten, dann ſäumt gewiß nicht der geſprächige Führer, zu erzählen die Mährlein von dieſer Burg, die Sage von jener Höhle oder Felſenkluft. Und wer hörte nicht gern ſolche liebliche wie ſchauerliche Dichtungen aus grauer Fabelwelt, in denen immer ein Funken von Wahrheit glimmt, eine gute Lehre niedergelegt iſt oder eine Warnung.

So ging es auch mir, als ich das ſchöne Fichtelgebirge durchwanderte, geführt von einem Gebirgsbewohner, der mit großer Liebe an ſeinen heimathlichen Bergen hing, jeder Höhe, jedes Felſens, jedes Bächleins Namen mir nannte und meinte: keinen ſchönern Erdenfleck gäbe es, als ſein Fichtelgebirge. Ich freuete mich dieſer Anhänglichkeit, die ihn ſo glücklich machte, und hörte gern zu, wenn er mir erzählte von den Geiſtern und Zwergen und Kobolden, die in ſeiner gebirgigen Heimath in früher Zeit ihr Weſen trieben, ja, zu Zeiten noch jezt treiben ſollten.

Da ſtanden wir eines Morgens auf den Trümmern der Burg Waldſtein. Hingenommen von den reich geſchmückten, ausgebreiteten Landſchaften, welche dort böhmiſche, hier pfälziſche und thüringiſche Gebirgszüge begrenzen, ſaß ich ſtumm und ſinnend, ſchwelgend im Vollgenuß des Betrachtens. Unwillkührlich rief

ich aus: „Wie wunderſchön iſt's hier, wie göttlich groß ſind dieſe Bilder!“

„„Ja““, ſprach der Führer ganz trocken, „„das hat noch Jeder geſagt, mit dem ich hier war.““

„Hier möchte ich wohnen und leben!“ fuhr ich fort, mehr mit mir ſelbſt als mit Jenem redend. Dieſer aber erwiederte ſchnell: „„Hier wohnen? Nein Herr, das thäten Sie gewiß nicht.““

„Und warum nicht?“

„„Ei zum Henker, hier iſt's bei Tag wie bei Nacht nicht geheuer, und wenn uns nichts aufſtößt, ſo können wir von Glück ſagen, denn hier treibt's ſein Weſen überall; und hat ſchon manchen Wanderer, der ohne Geleit ging, irre gemacht und irre geführt.““

„Wirklich! Nun, erzähle doch ſo eine Spukgeſchichte, höre gern dergleichen.“

„„Das will ich wohl, aber““, fügte er ernſthaft hinzu, „„zu ſpaßen iſt wahrhaftig nicht.““

„Hat nichts zu ſagen, Freund. In alter Zeit mag es wohl dergleichen Spukereien gegeben haben, jetzt nicht mehr.“

„„Sie meinen wohl, weil die Leute nicht mehr an den Teufel glauben, gäbe es auch keinen mehr? Oho! der treibt noch immer auf der Erde ſein Weſen.““

„Gewiſſermaaßen haſt Du recht, doch, erzähle.“

Da hub der Führer an und erzählte: — Es war einmal ein Mann, der hat das Feilenhauen erlernt gehabt und lange Zeit betrieben. Späterhin hat es ihn aber nicht mehr nähren wollen, und da kommt er auf den tollen Einfall, ſich auf das Geiſterbannen zu legen, denn zu ſeiner Zeit da hat es noch Geiſter die Menge gegeben, welche die Menſchen gar erbärmlich gezwickt und geplagt haben. Starb Einer, der unter ſeinen Nachbarn nicht gut angeſchrieben war, ſo war Alles zu wetten, er kam als ein anderes Weſen wieder zum Vorſchein, und plagte nun die, die ihm im Leben feind waren. Ja, ſchon vor der Beerdigung begann in ſeinem Hauſe der Spuk. Er polterte und ſchabernackte, rumorte auch wohl im ganzen Orte, und ſetzte Alles in Furcht und Schrecken. Wenn nun die Leute nicht wußten, wo aus noch ein, da wendeten ſie ſich an den alten Feilenhauer und baten um Hülfe, denn bekannt war der als ein ſtudirter Geiſterbanner.

Eine gar ſeltſame Geſtalt war dieſer Feilenhauer, und ein verwegener Kerl. Groß war er, ſehr groß, aber hager und ganz kurz von Oberleib. Eins ſeiner langen Beine war gerade, das andere, das er einmal bei einer Teufelsbeſchwörung gebrochen, war ſchlecht

geheilt und ſeitdem um eine Hand breit kürzer, als jenes. Wenn er nun gegangen iſt, ſo hat das gar ſeltſam ausgeſehen, ſo, wie wenn er eins ums andere, eine Stufe in die Höhe und eine wieder nieder träte. Augen und Naſe hat er gehabt wie ein Falke. Letztere iſt vorn dick und dunkelroth geweſen, und die wild um den Kopf herum hängenden Haare fuchsroth. Dabei iſt er zerlumpt einhergegangen, wiewohl er mit ſeiner Geiſterbannerei viel Geld verdient gehabt. Auf dem Kopfe hat er einen großen gelben Strohhut getragen, auf dem Rücken einen Ranzen mit Fiſchotterhaut überzogen, und in der Hand einen dicken Stab, der noch einen Fuß über ſeinen Kopf ragte. Denken Sie ſich, Herr, dieſe Figur, und Sie werden ſagen: der Kerl muß ausgeſehen haben wie der Teufel ſelbſt, und kein Wunder iſt's geweſen, daß die böſen Geiſter vor ihm wichen. Dieſer Mann iſt von Ort zu Ort gezogen, ſeine Hülfe anzubieten, wo es Geiſter gab, gerade ſo wie jetzt die Lumpenſammler umherziehen, die Leute von Lumpen zu befreien. Kehrte er wo in der Schenke ein, ſo iſt die immer voll Neugieriger geweſen, die ihn ſehen wollten und bei ſeinen Reden Maul und Naſe aufſperrten; denn geſprochen hat er wie ein Buch, und die Worte ſind ihm gefloſſen wie

Waſſer. Iſt er in ein Haus geholt worden, da hat man ſchon gewußt, was die Glocke geſchlagen. Vor der Thür hat ſich das Volk geſammelt, zu ſchauen, wie er die böſen Geiſter zum Schornſtein hinausjagen werde. Das iſt aber ſelten geſchehen. Nein, fortgejagt hat er ſie nicht, in ſeinen Ranzen hat er ſie eingeſperrt. Wenn er in ein Haus gekommen, wo ein böſer Geiſt ſpukte, da hat er ſeinen Hokuspokus gemacht, den Zirkelkreis geſchlagen, und Beſchwörungsformeln in einer fremden Sprache geplappert. Wo nun auch der Poltergeiſt geſteckt hat, da hat er hervorkommen müſſen, und hat ſich zu den Füßen des Feilenhauers niedergekauert. Der hat ihm den geöffneten Ranzen vorgehalten, und huſch! iſt das Ungethüm ohne Weigerung hineingeſchlüpft. Wenn er nun den Ranzen vollgehabt von dergleichen Zeugs, dann iſt er hier herauf gekommen auf die Burg Waldſtein, hat den Ranzen geöffnet, die böſen Geiſter herausgelaſſen, aber feſtgebannt, daß Keiner entwiſchen konnte. Hier haben ſie in Ordnung und Eintracht beiſammen ſein müſſen, und Einen hat der Feilenhauer zum Aufſeher beſtellt, der mit einer Peitſche von Schlangenhäuten drein geſchlagen, wenn ſie nicht parirt haben. Um ihnen die Langeweile zu vertreiben, hat er ihnen

das Kartenspiel erlaubt, und dazu Karten von Eisen gemacht. Dort um das tischförmige Felsenstück herum haben sie gesessen und aufgetrumpft. Man kann Spuren davon noch jetzt auf dem Steine sehen.

Mein Erzähler ließ nicht nach, ich mußte mit ihm hin zum Spieltische der Ungethüme, und schauen, wie bekritzelt der Tisch durch die eisernen Karten sei.

Ja, sehen Sie, fuhr er fort, das war die Geschichte vom Heilenhauer, dem Geisterbanner. Die Leute sagen, er wäre keines natürlichen Todes gestorben, und der Teufel habe ihn zuletzt geholt.

Jetzt hören Sie noch eine Geschichte, die hier oben bei Burg Waldstein sich begeben, und viel grausiger ist.

An einem schönen Sommertage ist einmal ein armer Mann hier oben, und hackt in der Nähe der alten Mauern Holz. Er hat es sich sehr sauer werden lassen, schon an die vier Stunden gehackt, und setzt sich nun, sein Stückchen Vesperbrod, mit Salz bestreuet, zu verzehren. Gern hätte er für heute sein Tagewerk geschlossen, denn gar zu erschöpft ist er von der Schwüle des Tags; aber noch hat er nicht verdient, was er für den nächsten Tag bedarf, arbeitet daher weiter. Als der Abend naht, packt er ein Bündel des Gespaltenen zusammen, huckt es auf den Rücken

und will gehen. Da tritt hinter dem alten Gemäuer ein kleines Männchen hervor, nickt dem Holzhacker freundlich zu, reicht ihm einen rothen, gebrannten Ziegelstein und giebt ihm durch Mienen zu verstehen, daß er ihn mitnehmen solle. Der Holzhacker erschrickt zwar nicht vor der seltsamen Erscheinung, denn er ist ein starker kräftiger Mann, aber die kleine Kindesfigur mit einem alten Kopfe kommt ihm doch befremdend vor und unheimlich.

Er nimmt den Ziegelstein, besieht ihn von allen Seiten, reibt daran mit der Hand, auch mit dem Aermel der Jacke, zu prüfen, ob der Stein von besonderer Beschaffenheit und von Werth sei, allein er entdeckt nichts. Es war ein gewöhnlicher Ziegelstein und blieb ein Ziegelstein. Unwillig darüber dreht er sich, das Männchen zu fragen: was er mit seinem Geschenke solle? aber das ist schon fort. Da ärgert er sich, von dem kleinen Wesen gefoppt zu sein, schickt diesem noch einige derbe Reden nach, und wirft den Stein weg.

Er geht nach Haus, bringt sein Holzbündel in den Stall, und tritt in die Stube, wo die Frau fleißig am Spinnrocken sitzt. Aber kaum erblickt diese ihn, so springt sie auf und spricht:

„Ei lieber Mann, wo bist Du denn gewesen? Deine

Hände und der Jacke Aermel glänzen ja wie pures Gold. Was haſt Du denn angegriffen?“

Der Mann beſieht Hände und Aermel, und erſtaunt, daß die zuvor vom Ziegelſtein roth gefärbten Stellen jetzt wie Goldſtaub ſchimmern.

„„Was zum Henker iſt denn das!““ fährt er auf, „„das iſt von dem Ziegelſteine. Der iſt wohl gar Gold geweſen! Da muß ich Dummkopf flugs zurück, ehe es Nacht wird, und den Stein holen, damit ihn kein Anderer findet.““

Ohne der neugierig fragenden Frau das Räthſel zu löſen, die nicht weiß, was des Mannes Worte bedeuten, rennt er fort, den Berg hinan bis auf die Stelle, wo das Männchen ihm erſchien, und er den Stein hingeworfen. Aber ſo emſig er auch ſucht, jeden Stein aufnimmt, an jedem reibt und wiſcht, den Ziegelſtein findet er nicht, der war fort und blieb fort.

Der Abend dunkelt, er kann nichts mehr erkennen. Da kehrt er ärgerlich heim, verwünſchend ſein unkluges Benehmen gegen das Zwergmännchen, das ihn ſo reichlich beſchenken wollte.

Aber welch' Wetter bricht herein, als er nun der Frau den ganzen Hergang erzählen muß. Sie flucht und tobt, will ihm ſchier die Augen auskratzen, läßt

ihm die ganze Nacht keine Ruhe, und kaum grauet der Tag, so jagt sie den armen Mann nochmals hinan auf den Waldsteiner Burgberg, den Ziegelstein zu suchen, aber umsonst. Der war fort und blieb fort.

So geht es, setzte der Erzähler hinzu, wenn man nicht dankbar auch die kleinste Gabe annimmt, sie verachtend wegwirft, und es geschah drum dem Holzhauer ganz recht, daß er so bestraft wurde.

Ich war aufgestanden, meine Wanderung fortzusetzen. Da sprach der Führer: „Halt, Sie dürfen noch nicht von hier. Ich muß Ihnen noch zwei Geschichten erzählen, wie der Burggeist vorlaute und neugierige Menschen gezüchtigt hat hier oben auf dem Waldstein."

Ich setzte mich wieder und vernahm:

Daß der Burggeist, fuhr er fort, noch immer um diese alten Mauern herum wirthschaftet, ist eine ausgemachte Sache. Bald zeigt er sich so, bald so, als Riese, als Zwerg, als Mann, als Weib, kurz, wie er will. Das kleine Männchen, das dem Holzhacker den Ziegelstein gab, das ist er auch gewesen. Gewöhnlich beschenkt er die Menschen, scheint ein gutmüthiger Geist zu sein. Wer ihn aber höhnt, der kommt schlecht weg. Die Jägersleute, die haßt er, foppt und neckt sie, oft recht derb; weil sie ihm das

Wild verscheuchen, was er liebt und zwischen den Mauern im Winter füttert. Wenn nun ein Jäger heran kam, Wild zu schießen, und das geschah häufig, denn die Grünröcke wußten, daß dergleichen immer hier stehe, so flüchtete sich das Wild zwischen die Mauern. Folgte der Jäger, so begann ein solches entsetzliches Jagdgetöse, Hörnergeschmetter, Hundegeklaffe, Peitschengeschnalze, Pfeifen und grausiges unheimliches Gelächter, daß auch der kühnste Jäger umkehrte und froh war, den Berg des Spukgeistes hinter sich zu haben. Gar Mancher hat der Erzählung von solchem Spuk hohngelacht, feige Memmen die genannt, welche sich davon einschüchtern ließen, Reißaus nahmen, war kühnen Muthes herangeflogen, aber gar bald betäubt oder doch beschämt umgekehrt. Da ist endlich des Waldsteins Höhe und das ganze Revier umher von der Jägerzunft in Verruf erklärt und von keinem Waidmann mehr betreten worden, so gute Jagd auch hier zu machen gewesen.

Einst kommt ein Jäger, ein schmucker, kräftiger Mann aus dem fernen Sachsenlande nach Weißenstadt, die Freundschaft zu besuchen. Man spricht von der Jagd, erzählt sich von erlebten Jagdgeschichten, merkwürdigen Schüssen, seltsam gebildeten Geweihen und

Gehörnen, von dressirten Hunden, von Sechszehnendern, die im Fichtelgebirge noch zu finden wären, und dergleichen mehr, wie das nun so unter Jagdleuten üblich ist. Auch von der Waldsteinshöhe, als dem Hauptsässungsplatze des Rothwildes, wohin jedoch der Geisterspukerei halber kein Jäger mehr gehe, wird gesprochen. Der fremde Jägersmann horcht hoch auf, läßt sich genau erzählen, was man von dem Spuk weiß, und ruft dann spöttisch aus: „Possen, Kindermärchen, wer wird so was glauben!“ Hoch und theuer wird ihm versichert, daß all der erzählte Spuk wahr sei, Viele das bezeugen könnten; aber er glaubt es nicht, lacht darob und erklärt, zur Widerlegung dieses Geschwätzes, den Waldstein ersteigen und eben ein Stück Wild erlegen zu wollen.

Der Freunde Bitten, abzustehen von solchem Verhaben, ist umsonst, jede Warnung vergebens. Der Jägersmann aus Sachsen, ein hoher Dreißiger, bewaffnet sich mit Hirschfänger und einem Doppelgewehr, und steigt eines Morgens zur Waldsteinburg hinan. Genug des Wildes sieht er, je höher er kommt, und immer mehr, je näher den Ruinen. Er freuet sich der Rudel von Roth- und Schwarzwild, wie er in seiner Heimath nie gesehen, und kann sich kaum

halten, nicht drunter zu schießen. Als er aber oben ist, und sich fast umgeben sieht von Wild, überall schußgerecht die schönsten Hirsche ihm stehen, da drückt er das Gewehr auf einen derselben ab. Schnell rennt das Wild durch die Pforte in den alten Burghof, und verliert sich hinter dem Gemäuer. Er, in der Meinung, das Stück angeschossen zu haben, läuft nach. Kaum aber überschreitet sein Fuß die Pforte, da erhebt sich Sturm von allen Seiten, finstere Wolken senken sich herab, und decken die Ruinen. Und nun beginnt ein Jagdgeschrei, ein Halloh, Halloh! Tojo, Tojo! ein Hundegeheul, Peitschenknallen, Hörnergeschmetter, gräßliches Hohnlachen und Geschrei, kurz, ein solcher Teufelsspektakel, daß es dem Jägersmann doch ganz blümerant vor den Augen wird, und er nach der Pforte taumelt, sich anzuhalten. Da blitzt und kracht es fürchterlich. Der Boden wankt, und sinkt mit ihm in die Tiefe.

Als er aus der Betäubung erwacht, sieht er sich in einer Felsengrotte, von einer Lampe spärlich erleuchtet. In einem Winkel sitzt ein alter Mann mit langem weißen Bart und spielt auf der Harfe. Zwei Dirnen in schwarzen Kleidern, mit zuckerhutförmigen rothen Mützen auf den Köpfen, springen um den

Jägersmann herum, und geberden sich gar wunderseltsam. Dann fassen sie ihn, er muß mit herumspringen, und in immer größerer Schnelligkeit, denn der Alte spielt immer rascher. Einer Leiche gleich, klappernd mit allen Gliedern, läßt er sich herumtummeln, und sinkt endlich erschöpft nieder. Da donnert es heftig, der Boden wankt und senkt sich abermals in die Tiefe hinab. Wie lange er besinnungslos da gelegen, weiß er nicht. Als er aber wieder zu sich kommt, liegt er vor der Pforte der Burg, und Nacht ist's umher. Ob er geschlafen, das Erlebte geträumt, weiß er nicht. Da schlägt es unten im Dorfe Rainersreuth ein Uhr, und die Hähne krähen. Er rafft sich auf, tappt beim spärlichen Leuchten der Mondsichel den Berg hinab, kehrt aber nicht wieder nach Weißenstadt zurück, und ist nie wieder dahin gekommen, zu meiden des Spottes, der ihm, ob seiner Großsprecherei und seines Unglaubens, und der ihm dafür erlittenen Züchtigung, geworden wäre.

Sehen Sie mein Herr, so ist's dem Jägersmann ergangen. Hätte er den Teufel nicht an die Wand gemalt, wäre er nicht gekommen. Ohne Noth muß man sich in keine Gefahr begeben, sonst kommt man darin um. Das sind die guten Lehren, welche ich mir

aus dieser Geschichte nehme, wie aus der, die ich Ihnen nun noch erzählen will.

Schauen Sie wohl, dort an der Ecke steht so ein Stück von einem alten Thurm, der hat zur Burgkapelle gehört, und daneben, das hohe Bogenfenster, das war die Kapelle. Auf dem Thurme hat das Betglöcklein gehangen, das Morgens und Abends die Burgleute zum Gebete rief. Dies Glöcklein hat lange noch nach dem Verfalle der Burg, an bestimmten Tagen im Jahre, seine hellen Töne hören lassen, und das so laut, daß man unten im Dorfe Zell, wo ich wohne, gemeint, es hinge in unserm Dorfkirchthurm. Gar Mancher ist herangestiegen, wenn es bimmelte, hat schauen wollen, wo es bimmelt, hat aber nichts geschauet. Neugierig sind Holzhauer und Steinmetzen, die am Berge arbeiteten, hingeschlichen, zu sehen, wo eigentlich das hell und fein klingende Glöckchen hänge. Wenn sie aber dem Schalle ganz nahe zu sein glaubten, da hörten sie nichts mehr und sahen auch nichts.

Da begiebt es sich, daß am St. Johannistage das Glöcklein hell in den Wald hinein ertönt, als die Frau eines arbeitenden Holzhauers diesem das Mittagsbrot bringt. Hoch horcht sie auf, denn noch nie hatte sie den Schall so nahe gehört, und spricht zum Manne:

„Muß doch mal schauen, wo das Glöcklein hängt."

Und der Mann antwortet: „„Ja, hat sich was zu schauen; hab's noch nicht geschauet, und bin doch schon oft danach gegangen."" —

„Na", erwidert Jene, „vielleicht schauen's nur die Weiber, nicht die Männer."

„„Bah! nur nicht"", fährt er auf die Frau ein. „„Laß Dir aber rathen und bleib weg. Bei den Glöckchen treibt der Burggeist sein Spiel, und das könnte Dir schlecht bekommen.""

„Ei was Burggeist", erwidert keck die neugierige Frau, „der thut den Frauen nichts."

„„Nun, so mache was Du willst"", spricht ärgerlich der Mann, und setzt sich, sein Mahl zu halten.

Die Frau schleicht fort dem Tone des bimmelnden Glöckchens nach. Sie kommt um die Ecke einer alten Mauer, wo sie die verfallene Kapelle zu sehen hofft. Was aber zeigt sich da ihrem Auge? Nicht die Ruinen des Gotteshauses mit dem Thurmfragment, nein: es zeigt sich ihr eine große, wohlerhaltene Kirche, mit hohen, bunt bemalten Bogenfenstern, und oben in der offenen Thurmkuppel hängt frei, und schwingt sich hin und her, das Glöckchen, blank wie Silber. Sie stutzt und staunt, freuet sich aber, daß der Mann doch nicht

Recht gehabt, das Glöckchen sie doch schaue. Drinnen in der Kirche hört sie Orgelspiel und Chorgesang. Die Thüre ist auf. Sie schleicht hinzu, blickt hinein. Da sieht sie den geistlichen Herrn, wie er, den Rücken ihr zugewendet, am Hochaltare steht, wo viele Kerzen brennen, wie er betet, das **domine vobiscum** singt, und hört, wie oben auf dem Chore in herrlicher Melodie viele Sänger antworten. Am Fuße des Altars, da knieen Chorknaben, und hinter diesen eben so viele geharnischte Ritter und andächtige Gläubige. Das ergreift die fromme Frau gar gewaltig. Sie kann sich nicht halten, sie muß auch niederknieen, auch mitbeten. Das will sie nun nicht vor der Thür, sondern im Tempel selbst, wo Alle knieen; aber ein heimliches Grauen hält sie zurück, und sie schwankt, ob sie eintreten solle oder nicht. Doch bald ermannt sie der Gedanke, daß Gott anzubeten, auch hier wohl Keinem verwehrt werde, schreitet langsam die Stufen zur Kirchthür hinan, tritt ein, faltet ihre Hände und läßt sich auf die Kniee nieder. Indem sie das thut, wendet sich der geistliche Herr am Altare mit dem sanctissimum nach den Betenden hin. So wie dieser die fremde Frau erblickt, entfällt das allerheiligste Gefäß seinen Händen, die er gen Himmel hebt, und klagend drei

Mal: „Wehe, wehe, wehe!“ ausruft. Die Frau erschrickt, stürzt zur Thür hinaus, sieht aber noch, wie die geharnischten Ritter und alle Knieenden in der Kirche versinken, die Priester mit den Chorknaben in ein Gewölbe sich flüchten, und die Lichter erlöschen. Ein Sturmwind erhebt sich, Donner kracht, die Mauern der Kirche brechen zusammen, der Thurm stürzt ein, das Glöckchen fällt herab und vor ihren Augen sinkt es in die Erde und verschwindet. Zitternd sieht sich die Frau nochmals um, und da sieht sie die Ruine der Kirche mit den darin aufgewachsenen Bäumen, wie sie sie früher schon gesehen. Sturm und Donner schweigen; ruhig, still und einsam ist's, heiter der Himmel und wolkenlos.

„Jesus, Maria und Joseph“, ruft sie aus, bebend an allen Gliedern, „was war das, was habe ich gesehen! Das ist mein Letztes, das ist mein Tod!“

Mit gefalteten Händen und zur Erde geheftetem Blick schleicht sie dem Orte zu, wo ihr Mann noch fleißig Holz hackt.

„Nun“, spricht dieser, „kommst Du endlich; dachte schon, Du wärest den andern Weg nach dem Dorfe zurückgegangen.“

Die Frau spricht nicht, der Mann hackt fort.

„Nun, was iſt Dir denn", fragt dieſer nach einer Weile, „biſt wohl verdrießlich, daß Du das Glöckchen nicht gefunden?"

Die Frau antwortet nicht.

„Was zum Henker, haſt Du die Sprache verloren?"

Sie ſchüttelt.

„Nun, ſo rede doch."

Sie ſchüttelt wieder.

„Aber, was iſt Dir, biſt Du krank? Haſt wohl den Burggeiſt geſehen?"

Sie nickt.

„Auch wohl das Glöcklein?"

Sie nickt wieder.

„Hohe, das mache Du einem Andern weiß, das Glöcklein haſt Du nicht geſehen."

Das bricht der Frau den Mund auf, und ſie ſpricht tief ſeufzend: „„Ja, ich habe das Glöcklein geſehen. Vor mir iſt's in die Erde geſunken.""

„Geh, das glaube ich nicht. Du wirſt wohl hinter den alten Mauern ein Schläfchen gemacht und geträumt haben, biſt wenigſtens lange genug ausgeblieben."

„„Wie lange denn, lieber Mann?""

„Siehſt Du nicht, wo die Sonne ſteht? Wenig-

ſtens vier Stunden ſind es, als Dich die Neugierde nach dem Glöckchen hinzog."

„„Herr Gott!"" ruft ſie aus und blickt gen Himmel.

Jetzt legte der Mann die Axt nieder. Die Sache wurde ihm ernſthaft. Er nahm die Hand der Frau, blickte ſie forſchend an und fragte: ob ihr wirklich nicht wohl ſei?

Und nun erzählt dieſe, unter Schluchzen und Weinen, was ihr begegnet. Erſtaunt iſt der Mann und will's nicht glauben, denn, ſagt er: „Ich habe keinen Donner gehört, kein Krachen, kein Lüftchen regte ſich; ſo klar wie jetzt war der Himmel immer."

„„Nun"", ſeufzte die Frau, „„ſo hat der Böſe ſein Spiel mit mir getrieben. Ich Unglückliche, das iſt mein Tod.""

Der Mann konnte es nicht laſſen, der Frau Vorwürfe zu machen, daß ſie ſeine Warnung nicht geachtet, von der Neugier ſich habe hinreißen laſſen.

„„Du haſt Recht!"", erwiederte dieſe mit ſchwacher Stimme, „„aber komm, laß uns nach Haus gehen, denn ich bin ſchwach, ich fühle, daß mein Ende naht.""

Sie gehen. Als ſie in ihrer Hütte ſind, da ſinkt die Frau nieder auf ihr Lager, von dem man ſie nach drei Tagen zum Grabe trug. Seitdem iſt das

Glöcklein verſtummt, und nie hat man es wieder bimmeln hören.

Hier endete mein Führer ſeine Erzählung von den Sagen der Waldſteiner Burg. Wir kehrten zurück nach Weißenſtadt, und, ſprach er: Gehen wir einmal mit einander zu den Ruinen der Burg Cyprechtſtein, dann thue ich meinen Sagenſchatz von Neuem auf.

Die Teufelsküche.

Im schönen Böhmerlande, da liegt ein Schloß in einsamer Gegend, von Bergen rings umgeben, das heißt Karlstein. Von den Bergen einer führt den Namen: Crichowa. An seiner nördlichen Seite schneidet eine tiefe Felsenschlucht ein, die von grauer Vorzeit her „die Teufelsküche" genannt wird, weil ihre Bildung ein chaotisch durcheinandergestürztes Felsengewirre ist, das kein menschlicher Fuß betreten mochte, weil es immer davon hieß: es trieben böse Geister ihr Wesen da, ein Vulkan sei hier gewesen, und diese wilde Felsenschlucht einer der zusammengestürzten Krater.

Zur Zeit, als dieser Vulkan noch sprühte und tobte, da herrschte über Böhmen eine mächtige Fürstin. Der erzählt man einst von dem tiefen Schlunde,

aus welchem Rauch und Feuerflammen ſtets aufſtiegen, ſagt ihr, daß ſchon Mancher hinangeklettert ſei an ſeinen Rand, hineinzuſchauen, aber Keiner zurückgekommen wäre, denn es herrſche der Böſe da, welcher Jeden, der ſich nahe, hinabzöge.

Das macht die Fürſtin neugierig; ſie will ſelbſt in den tiefen Schlund ſchauen, ſelbſt unterſuchen, was wahr und nicht wahr ſei von den ihr zukommenden Gerüchten, und beſchließt, dahin zu reiſen. Darüber geräth ihr Hofſtaat in große Bewegung, mahnt ab von ſolchem Beginnen, und bietet Alles auf, der Fürſtin das Unternehmen als höchſt lebensgefährlich darzuſtellen. Aber die iſt furchtlos und in ihrem Entſchluſſe feſt, der Teufelsküche einen Beſuch zu machen.

Eines Tages befiehlt ſie ihrem Hofſtaat, zu einer Jagdpartie ſich bereit zu halten, welche ſie in eine ferne Gegend machen wolle. Schleunig wird Alles dazu eingerichtet, und als man ihr nach einigen Tagen meldet, daß die nöthigen Anſtalten getroffen ſeien, ihre weiteren Befehle man erwarte, beſtimmt ſie den nächſten Tag zum Abmarſch.

Der lange Zug ſetzt ſich in Bewegung. Die Fürſtin auf einem ſchönen weißen Zelter an der Spitze, zur Seite ihre Frauen, und gefolgt vom Hofgeſinde,

das fröhlichen Sinnes ist, eine so glänzende Jagdpartie, wie die Herrin noch nie veranstaltet, mitzumachen.

Es geht vorwärts und vorwärts in den Wald und in's Gebirge hinein; Wild zeigt sich in Menge, aber die Fürstin macht keine Miene, ein Stück zu erlegen. Das fällt dem Hofgesinde auf. Es flüstert und zischelt unter sich, wagt aber keine Bemerkung darüber der Herrin zu machen und folgt. Als es aber weiterhin schwarzen Rauch und Qualm gewahrt, ein stinkender Schwefelgeruch sich verbreitet, da sprengt einer der Ritter zur Fürstin hin, ihr sagend: daß wohl in diese Gegend sie nur aus Unkunde komme, denn man sei nicht fern von der verrufenen Teufelsküche. Die Fürstin spricht: „Ich weiß recht gut, wo ich bin, und wohin ich komme;" und reitet fürbaß. Das erschreckt das Gefolge gar sehr, und ängstlich sieht Jeder den Andern an, muß aber vorwärts mit.

Jetzt beugt der Zug um die Ecke eines Berges in ein schauerliches Thal, an dessen Ende man den dampfenden Krater des Vulkans erblickt. Die Fürstin reitet gerade darauf zu und still folgt Alles, ängstlich hinanblickend zu dem Gipfel, über welchem schwarze Dampfwolken schweben, je zuweilen von auflodernden Flammen erleuchtet.

Am Fuße des Berges ſteigt die Fürſtin vom Roſſe und Alle mit ihr. Sie wendet ſich zu dem Gefolge und ſpricht: „Ich ſteige hinan zum Feuerſchlund. Wer Muth hat, folgt mir. Wer feig iſt, bleibe zurück.“ Keiner antwortet. Keiner will feig erſcheinen, Alle folgen.

Der Weg iſt ſteil und beſchwerlich. Kühn und friſch ſchreitet aber die Fürſtin voraus, ängſtlich und keuchend klimmen die Männer und ihr Frauenzimmer nach, denn je höher ſie ſteigen, je mehr vernehmen ſie, wie es im Bauche des Berges tobt und brauſt und poltert und würgt, wie je zuweilen der Boden unter ihren Füßen bebt.

Die Fürſtin iſt zuerſt oben, ſteht am Rande des Kraters und blickt in den ſchauerlichen Abgrund ohne Scheu und mit forſchender Miene. Die Andern kommen nach, wagen es aber nicht, dem Schlunde ſich zu nahen. Die Fürſtin gewahrt's.

„Nur herbei, herbei“, ſpricht ſie, „tretet ringsum, Alle müßt ihr hineinſchauen in die geheimnißvolle Tiefe.“

Es geſchieht; aber ängſtlich hält ſich Einer am Andern, mit langgeſtrecktem Halſe ſich vorbeugend, und wenn eine Rauchwolke heraufdampft, eine Feuerflamme emporlodert, fährt Alles erſchrocken und aufſchreiend zurück.

So ſtehen Alle eine lange Weile und müſſen dem Schauſpiele zuſehen, mit Sehnſucht der Herrin Befehl zum Rückweg erwartend. Die aber ſagt:

„Wer von Euch kann mir Kunde geben, was das iſt, das im Bauche des Berges ſo kocht und tobt und ſprudelt?“

Die Mehrſten zucken mit den Achſeln, meinen, glauben, halten dafür, oder erklären gerade heraus ihre Unwiſſenheit. Der Eine ſpricht: es ſei der Schlund einer der drei großen Pforten der Hölle, durch welche die Gottloſen in deren Schwefelpfuhl geſtürzt würden. Der Andere: es ſei eine von böſen Geiſtern bewohnte Stadt. Ein Dritter: es ſei ein Meer von geſchmolzenen edlen Metallen, in welchem der Böſe die Seelen Geiziger bade, und dergleichen mehr. Das Alles aber genügt der Fürſtin nicht. Sie will gründlich wiſſen, was zu ihren Füßen tobt, und da ſpricht ſie:

„Wer von Euch hat den Muth, hinabzuſteigen in des Kraters Tiefe, um mir ſagen zu können, wie es in des Berges Bauche ausſieht, was da kocht und ſiedet, wer da gebietet?“

Da ſtehen die Hofleute in großer Verlegenheit, ſehen ſich an und wiſſen nicht, was ſie antworten ſollen. Keiner hat Luſt, mit den hölliſchen Geiſtern da unten

anzubinden, Keiner aber auch getraut ſich, dies geradezu zu geſtehen, um der Herrin nicht zuwider zu ſein. Da nun Alle ſchweigen, ſo wiederholt die Fürſtin ihre Frage.

Da tritt einer der Aelteſten der Begleitung zu ihr hin, ſprechend: „„Fürſtin, ſchickt uns gegen Eure Feinde, und wir wollen Euch zeigen, daß wir Muth haben, keine Gefahr ſcheuen, Leben und Tod nicht achten, wenn es Euer Wohl gilt; aber mit ſolchen kühnen Abenteuern, die Jedem den Tod bringen, mit ſolchem Kampf gegen die Gewalt des Teufels, wie hier zu erwarten iſt, verſchont uns, das verlangt nicht von Euern treuen Dienern. Wozu frommt es Euch auch zu wiſſen, was der Satan hier unten bereitet! Eure Neugierde habt Ihr befriedigt, habt den Schlund in der Nähe geſehen, in der Nähe gehört, wie der Böſe hier in des Berges Bauche ſein hölliſches Weſen treibt. Das ſei Euch genug, damit begnügt Euch, weiteren Gefahren ſetzt Euch und Eure treuen Diener nicht aus. Verlaßt dieſen Pfuhl mit ſeinen Peſt aushauchenden Dünſten, kehrt zurück. Folgt dem Rathe eines treuen alten Dieners, der es redlich meint.““

„Daß Ihr es gut meint, alter grauer Mann, das weiß ich“, ſpricht die Fürſtin, „und von Eurer Perſon

verlange ich nicht das Abenteuer zu bestehen, denn im Alter verläßt uns Kühnheit und Kraft zum Ungewöhnlichen. Aber unter den Anderen meines Gefolges sind gewiß noch Muthvolle, die mein Verlangen befriedigen, und diesen rufe ich nochmals zu: Wer von Euch steigt hinab in die Tiefe, meine Neugierde zu befriedigen? Ich will, ich muß wissen, wie es da unten aussieht."

Alle schweigen; auch die edelsten, tapfersten Ritter, die im Kampf und Streit, Mann gegen Mann, stets siegreich kämpften, keine Lebensgefahr scheuten, sie schweigen.

„Ihr schweigt?" fährt die Fürstin nach einer Weile fort. „Keiner will meinen Wunsch, mein Verlangen erfüllen?" — Lange Pause. — „Nun so will ich versuchen, ob durch ausgesetzte Preise ich bei Einem von Euch den Entschluß dazu erzeuge. Ich verspreche hiermit dem, der in des Berges Bauch steigt, mir Kunde bringt, erstlich: diesen kostbaren Ring, den ich hier an meinem Finger trage; dann, ein Dutzend der schönsten Streitrosse; und endlich, einen meiner besten Ritterssitze, mit Dörfern, fruchtbaren Aeckern und Wiesen."

Erwartend, daß Einer hervortreten und sich bereit erklären solle, den Preis zu verdienen, blickt sie Alle

mit herausforderndem Auge an; aber auch dieſe glänzenden Preiſe verfehlen die Wirkung. Keiner der edlen Ritter antwortet. Alle blicken ſchweigend in den aufſteigenden Qualm und bleiben ſtumm.

Das iſt der Fürſtin unbegreiflich. Mit verbiſſenem Aerger ſpricht ſie nun in größter Aufregung und im höchſten Affekt:

„Ihr ſchweigt, meine Preiſe regen euren Muth nicht auf! Nun wohlan, ſo biete ich als höchſten und letzten Preis, den ich bieten kann, dem Kühnen, der meinen Willen erfüllt, — die Hand meiner fürſtlichen Tochter an.“

Die Ritter fahren wie aus dem Traume empor, und ſehen ſich voll Verwunderung an, denn ſolchen Preis hatte Keiner erwartet, aber dennoch — ſchweigen Alle auch jetzt, Keiner redet, ohne Antwort bleibt die Fürſtin.

Da nähert ſich der Herrin wieder der alte Diener und ſpricht: „„Fürſtin, verkennt es nicht, es iſt der Wille des Höchſten, daß alle Eure Erbietungen, auch die glänzendſten, ohne Erfolg ſein ſollen. Laßt ab von Euerm Begehren und kehrt heim.““

„Nein, bleibt Fürſtin!“ ruft plötzlich, aus der Reihe der Frauen hervortretend, das ſchöne Fräulein Klara,

und ſpricht wie in heiliger Begeiſterung: „Wer um des ſchnöden Gewinnes willen, um Gold und Schätze zu erlangen, das Wagſtück unternimmt, das iſt eine feile Seele, keine edle. Ich will es beginnen, ohne einen Preis zu begehren. Meiner Herrin Wunſch ſoll erfüllt und mir — eine Thräne entfällt ihrem Auge — Ruhe werden.“ Die letzten Worte ſpricht ſie mit matter Stimme und geſenktem Haupte.

Alle ſtaunen ob dieſer kühnen, halb dunkeln Worte Klara's, und ein dumpfes Gemurmel läuft im Kreiſe um. Die Fürſtin aber, die wohl den verborgenen Sinn dieſer Rede durchſchaute, ſpricht:

„Klara, ich nehme Dich beim Wort, denn Du ließeſt mich einen Blick in die Tiefe Deines Herzens thun. Beſtehſt Du das Abenteuer, ſo kröne ich Deinen geheimſten Wunſch, das ſchwöre ich Dir!“ Sie umarmte Klara und küßte ſie auf die Stirn.

Waren die Ritter zuvor erſtaunt, ſo wußten ſie jetzt vollends nicht, was ſie ſagen, wie ſie die Rede der Herrin deuten, wie ſie den widrigen Eindruck bergen ſollten, den die kühne Erklärung Klara's auf ſie, die Muthloſen, machte. Ihren verbiſſenen Aerger gaben ſie nur durch Spottreden kund, indem ſie der Klara Glück auf die Reiſe wünſchten.

Dieſe aber würdigte keinen eines Blickes, und ging friſch an's Werk. All' ihren Schmuck legte ſie ab, reichte ihn den Frauen, die ſie weinend umſtanden, gab Jeder zum Abſchiede die Hand, neigte ſich tief vor der Herrin, und ließ ſich nun ein ſtarkes Seil um den ſchlanken Leib binden. Muthig ſchritt ſie an den Rand des immerfort qualmenden und Feuerflammen ausſprühenden Kraters, in welchen man ſie langſam hinabließ.

Voll ſtummen Staunens, aber auch beſchämt, ſtanden die Ritter und Edlen, weinend aber und jammernd die Frauen, hinabblickend in die Tiefe, wo Klara, von Dampf und Flammen umgeben, ihren Augen immer mehr und mehr und endlich ganz verſchwand, das Seil immer tiefer und tiefer hinabrückte, und faſt nicht mehr zureichen wollte. Ein grauſiger Anblick war das, ein peinlicher. Er wurde es noch mehr, als im Innern des Berges das Getöſe ſchwieg, der Dampf nachließ, keine Flamme mehr heraufleckte, und die Vorſtellung entſtand: jetzt verzehrt das Feuer ſeine Beute. Alles bebte, ſelbſt der Fürſtin Miene überzog Todtenbläſſe.

In dieſem furchtbar ängſtlichen Zuſtande, wo man kaum laut zu athmen wagte, da ertönte mit einem

Male im fernen Walde Hörnerklang und Rüdengebell. Alles ſchrack verwundert auf.

„Was iſt das, wer kann das ſein?“ fragte die Fürſtin. Niemand vermochte zu antworten.

Der Schall kam näher und näher. Das Getrappel der Roſſe war ſchon deutlich zu vernehmen und bald auch Menſchenſtimmen. Alle Blicke wandten ſich nach der Seite hin, woher man Aufſchluß erwartete, und ſiehe, da ſprengte ein junger, ſtattlicher Ritter mit Gefolge heran den Berg, über Felſen und Spalten hinwegſetzend, wie auf glattem Boden.

Erſtaunt rief die Fürſtin aus: „Mein Sohn, woher ſo unerwartet?“

Aber der Sohn grüßte nur kurz die Mutter, überſah die Umſtehenden mit forſchendem Auge, und als in dieſem Augenblick die, welche das Seil hielten, ausriefen: „das Seil läßt nicht mehr nach, das kühne Fräulein muß Grund haben“, da ſprang er wie ein Raſender auf dieſe zu, faßte das Seil, zog es raſch herauf und mit ihm bald die halbtodte Klara.

„Gott! iſt's möglich, Klara, meine Klara, Du wagteſt Dich in dieſen Höllengrund!“

Aber Klara lag einer Leiche gleich am Boden. Der Fürſtin Sohn war außer ſich vor Schmerz. Er

kniete nieder, ſchloß ſie in ſeine Arme, drückte einen Kuß auf ihre blaſſen Lippen, und rief in höchſter Wehmuth: „Klara, meine Klara, meine Geliebte, erwache, oder ich ſtürze mich in die Flammen!“

Die Fürſtin, die Frauen, Alle knieten neben Klara nieder, rieben ihr die Schläfe und die Stirn unter Thränen und Jammern. Da endlich öffneten ſich die Augen der ſchon Halbverlöſchten, und mit leiſer Stimme ſprach ſie, auf den Fürſtenſohn blickend, „mein Hermann!“

Da jauchzten Alle auf, und an ſeine Bruſt drückte der glückliche Jüngling ſeine Klara.

Die Fürſtin aber ſprach tief erſchüttert: „Klara, Du haſt das Abenteuer beſtanden, beſchämt alle Edle meines Hofes, wie ſie hier ſtehen, beſchämt mich, die ich meine Neugier nicht zähmen konnte. Dafür ſoll Dir Lohn werden. Ich halte mein Verſprechen, ich kröne Deine Wünſche, ich lege Deine Hand in die meines Sohnes.“

Eine zärtliche Umarmung folgte und ein fröhliches Getümmel unter der Begleitung. Hermann aber hob Klara auf ſein Roß und führte es ſelbſt den Berg hinab. Die Andern folgten, und wenige Wochen

darauf vereinte das Band der Ehe das glückliche Paar.

Von ihrer Neugier war die Fürstin geheilt. Nie begehrte sie wieder die Geheimnisse der Unterwelt zu erforschen. Nie näherte sie sich wieder der fortflammenden Teufelsküche.

Sachſenſtein, Römerſtein, Weingartenloch.

Reich an Sagen und lieblichen Dichtungen der Vorzeit iſt der ſchöne, geſegnete Landſtrich, der von Nordhauſen am Südharze entlang ſich ausbreitet, und abendwärts hinan ſich ſtreckt bis an den ſtolz emporſtrebenden Ohmberg. Nennt man mit Recht den Rheingau Sagengau des deutſchen Süden, weil an ſeinen Burgen, Höhen, Klüften und Trümmern jener lieben Volkspoeſien ſo viele hangen, ſo könnte man dieſe Gegend aus gleichem Grunde und mit gleichem Rechte den Sagengau Norddeutſchlands nennen. Wo man ſich hinwendet, nach dieſer Höhle, nach jener Felſenwand, dorthin, wo ein Thurmreſt als Denkſtein eines prachtvollen Kloſters noch in den Aether ragt, oder hierher, auf den Spiegel eines klaren tiefen Sees,

überall tönen uns die zarten Gesänge der Mythe entgegen, hüllen das Ueppige der Landschaft in ihren wunderschönen Zauberschleier, und tragen uns hinüber in das reizende Gebiet einer Welt von Wunder und Erscheinungen.

Aus ihrem reich blühenden Sagenkranze gepflückt, mögen hier einige der duftendsten Blumen vorgeführt sein, welche, nahe beisammen, am Sachsensteine, am Römersteine und an der Weingartenhöhle sproßten, blühten, fort und fort blühen werden.

Sachsenstein nennt man eine lange steile Felsenwand, deren blendend weiße Gypskalkmassen weit hinaus schauen in die lebensvolle, frische Thalebene. Zerrissen ist ihr Geklipp, öde die große Oberfläche, auf der einst die Sachsenburg stand, von der schon längst jede Spur verschwunden ist; aber hinreißend schön ist ringsum der Blick auf die Landschaft, wo Dörfer und Städtchen ihre spitzen Thürme emporrecken.

Am Fuße des Sachsensteins, da liegt ein Dörfchen, das heißt Neuhof. Vor Zeiten war es nur ein Gehöft, von Wiesen umgeben und Fruchtbäumen, von einer wirthlichen Familie bewohnt, deren Wohlhabenheit das weitläuftige Gehöft verkündete, wo überall Ordnung und Reinlichkeit sichtbar waren, und in welchem

nur zufriedene Menſchen zu leben ſchienen. Dem war aber nicht ſo. Schon lange hatte der Eigenthümer, Neubauer hieß er, gewahrt, daß böſe Menſchen ſeine Feldfrüchte angriffen, ſie zertraten und wegführten. Er hatte des Nachts Wachen ausgeſtellt, hatte die Hofhunde auf die Felder gelaſſen, aber kein Frevler wurde geſehen, noch verdächtiges Geräuſch vernommen, auch von den wachſamen Hunden kein Bellen gehört. Kam nun des Morgens die Kunde der Wächter zu Neubauer, daß nichts, gar nichts ſie geſehen noch gehört, dennoch viel gewildert ſei auf ſeinen Aeckern, da ſchüttelte der Mann bedenklich den Kopf, und war betrübt. Betrübt, weil er fühlte, daß er, der keinen Armen ungeſättigt vorüber ließ, der ſeine chriſtlichen Pflichten treulich zu erfüllen ſtrebte, daß ſolche Unbill er nicht verdiene. Indeſſen ertrug er im Stillen ſolch Leiden und ſeufzte nur. Als ihm aber eines Morgens gemeldet wurde, daß in den Schotenfeldern ſo arg wie noch nie gewüſtet worden, daß die Wächter dicht dabei gelagert und dennoch nicht das Geringſte gehört noch geſehen, da riß ſein ſtarker Geduldsfaden und er brach in laute, bittere Worte des Zornes und Aergers aus.

Sein gutmüthiges Weib Anna ſuchte ihn zwar

zu beſänftigen, aber dieſes Mal gelang ihr das nicht. Neubauer fuhr mit ungewöhnlicher Heftigkeit heraus: „Nein, was zu arg iſt, das iſt zu arg. Sieh, ich ſchwöre Dir, den Erſten, den ich erwiſche, und wenn er mir auch nur eine Aehre genommen, den will ich zwibeln, daß er ſein Lebetage daran denken ſoll.“

Anna, ganz betreten über die Heftigkeit, mit der ihr Mann dieſe Worte ſprach, was ſie gar nicht von ihm gewohnt war, ſuchte ihn mit der Aeußerung zu beſänftigen: daß böſe Menſchen es überall gäbe, die nicht darnach fragten, ob der, den ſie beraubten, der Armen Freund ſei oder auch ein Böſewicht, wie ſie.

„Ei was“, entgegnete Neubauer, „Alles hat ſeine Grenzen, auch meine Geduld. Kurz, wenn ich einen faſſe, den faſſe ich derb.“

Er ging hinaus, den Schaden zu beſehen, und ordnete drauf an, wie es in kommender Nacht mit dem Aufpaſſen gehalten werden ſolle. Gegen Abend zog aber ein ſchweres Gewitter heran, tobte ſo furchtbar und verwüſtend, daß keine Wache ausgeſtellt werden mochte, um, im Fall der Blitz zünde, die hülfreichen Hände alle beiſammen zu haben. Da hörte man mitten unter den Donnerſchlägen ein ſtarkes Pochen an

das Thor des Gehöftes. Ein Wanderer war es, der um Einlaß bat, um Schutz, bis das Wetter vorüber gezogen, und er wurde gern eingelassen. Man that ihm gütlich mit trockner Kleidung, mit Speise und Trank, und der Fremde fühlte sich bald so behaglich, wurde so munter und freundlich im Gespräch, daß er Neubauern gar wohl gefiel, und Anna seinen Erzählungen von den weiten Reisen, die er in fremde Länder gemacht, bis tief in die Nacht, wo das Gewitter erst wich, aufmerksam zuhörte.

Andern Morgens wurde beim Frühstück weiter geplaudert, und von Neubauer auch erzählt, was er von bösen Menschen auf seinen Feldern zu leiden habe, und nie einen der Frevler ertappen könne. Der Fremde horchte hoch auf, verließ die Stube, ging vor das Gehöft hinaus, schauete sich ein Weilchen um, kam wieder zurück, griff nach seinem Wanderstabe, dankte recht schön für gastliche Aufnahme und sprach: „Ihr seid gegen mich, einen Fremden, so freundlich gewesen, habt mich bewirthet, als wäre ich Euer Bruder, dafür muß ich Euch als Lohn einen guten Rath hinterlassen: Wenn Ihr der Diebe habhaft werden wollt, die Eure Felder verwüsten, so geht in der Mitternachtsstunde mit einem Weidenstäbchen hinaus auf

das Feld, schlagt damit in der Luft immer hin und her, und Ihr werdet bald die Diebe erblicken."

Sagt's, und war mit einem Male fort, zur Stube und zum Thore hinaus, wie ein Geist.

Neubauer sah Anna, Anna sah Neubauer an, und Beide schüttelten den Kopf.

„Sieh Frau", sprach Jener, „das ist auch ein undankbarer Mensch, wie wir deren schon so viele kennen. Wir thun ihm Gutes, er weiß uns durch seine Reden zu gewinnen, und zum Dank giebt er uns so einen albernen Rath, als wären wir Kinder, als wolle er uns zum Besten haben. Pfui, das war recht häßlich von dem Manne, das hätte ich ihm nicht angesehen. Er war von stattlichem, ehrwürdigem Ansehen, daß ich ordentlich Respekt vor ihm hatte. Der soll mir aber auch nicht wieder über die Schwelle kommen."

Andern Morgens meldeten die Leute, daß abermals im Schotenfelde gemaust worden sei, sie aber Niemand gesehen, zuweilen nur ein leises Knistern vernommen hätten. Da dachte Neubauer an des Fremden Rath, und so kindisch er ihm auch vorkam, beschloß er doch ihn zu befolgen, mehr, um sich zu überzeugen, daß er den Mann richtig beurtheilt, als eine gute Wirkung davon zu erwarten. Der Anna

verſchwieg er ſeine Abſicht, ſagte ihr aber, daß er in der folgenden Nacht ſelbſt einmal im Felde aufpaſſen wolle.

Die Nacht war ſchön und mondhell. Um die Mitternachtsſtunde war Neubauer draußen im Schotenfelde, und lauerte auf. Als es im Städtchen Sachſa zwölf ſchlug, da begann er mit den mitgenommenen Weidenruthen in der Luft hin und her zu ſchwenken und zu hauen, bald niedriger bald höher. Plötzlich ſah er zwei kleine Männchen vor ſich ſtehen, die falteten die Händchen und ſahen gar kläglich zu ihm auf. Er erſchrak, und hätten die Kleinen dies genutzt, ſo konnten ſie leicht entſchlüpfen, aber ihre Angſt machte, daß ſie blieben. Bald faßte ſich Neubauer, und packte Beide beim Kragen. Heftig auf ſie einfahrend, ſprach er:

„Wart ihr kleinen Hallunken, hab' ich euch endlich erwiſcht! Was macht ihr Schotendiebe hier, wer ſeid ihr?"

„„Ach lieber Herr"", ſagte das Eine der kleinen Weſen mit bitterlicher, feiner Stimme, „„wir ſind arme Zwerge, die im Sachſenſteine wohnen, Niemand was zu Leide thun.""

„Das lügt ihr, denn ſchon lange thut ihr mir viel zu Leide, ſtehlt mir die Schoten."

„„Der Hunger trieb uns dazu, wir hatten nichts zu beißen noch zu brechen. Nehmt es ja nicht vor übel, wir wollen es nicht wieder thun, wollen Euch allen Schaden erſetzen““

„Das ſollt ihr auch, ihr kleines Zeug; eine große Rechnung will ich euch machen, allen Schaden ſollt ihr vergüten, der mir ſeit ſo langer Zeit ſchon auf meinen Feldern von euch zugefügt iſt. Aber wie habt ihr es angefangen, daß euch meine Wächter nicht ſchon längſt erwiſchten, und auch ich euch nicht eher ſah, bis ich dieſe Weidenruthen in der Luft herum ſchwenkte?“

„„Wir tragen Nebelkappen, die machen uns jedem menſchlichen Auge unſichtbar. Mit den Weidenſtäbchen ſchlugt Ihr uns dieſe vom Kopfe, und da wurden wir Euch ſichtbar; erlaubt, daß wir ſie aufſuchen dürfen.““

„Nichts da! Ihr meint wohl, ich ließe euch das Mittel, mir wieder zu entſchlüpfen! Nein, nein, ihr kommt mir in mein Haus, und nicht eher wieder los, bis ihr den zugefügten Schaden erſetzt habt. Marſch, vorwärts!“

Mit dieſem Zuruf treibt er die kleinen Diebe vor ſich her in das Gehöft, nicht achtend ihres Wimmerns und Flehens, ſie frei zu laſſen.

„Da habe ich die Schotendiebe, rief er von fern schon der in der Hausthür stehenden Anna zu. 'S ist kleines Zeug, kaum glaublich, daß ſie mir ſo vielen Schaden haben zufügen können."

Die Zwerge fielen vor Mutter Anna auf die Knie, wollten um Gnade bitten; die aber entſetzte ſich ſo bei ihrem Anblicke, daß ſie laut aufkreiſchend in's Haus lief, und dem Manne zurief: „Bringe mir nicht das Zwergenzeug in die Stube." Herzlich lachte Neubauer ob der furchtſamen Frau, ließ die Gefangenen in ein kleines Kämmerchen ſperren, Brot, Salz und Waſſer ihnen reichen, und erzählte dann der Anna, wie er dieſe ertappt und wie Unrecht ſie beide ihrem Gaſte gethan, einen ſehr guten Rath für Foppere zu halten. „Drum, drum", — ſo ſchloß er ſeine Rede — „man traue nur immer den Menſchen das Beſſere zu, wenn man zweifelhaft iſt, was man von ihnen denken ſoll."

Die Zwerge in ihrem Gefängniſſe wehklagten und winſelten die ganze Nacht hindurch, verzehrten aber das ihnen Gegebene, denn Hunger plagte ſie.

Andern Morgens ließ ſie Neubauer vor ſich führen, ein Verhör mit ihnen anzuſtellen. Be- und wehmüthig nahten ſie ſich und erzählten: daß ſie von einem Könige beherrſcht würden, der ihnen die Höhlen im Sachſen-

steine zur Wohnung angewiesen, worin sie schon an hundert Jahre hausten. Seit einiger Zeit hätten aber unterirdische Gewässer und Erdfälle ihre Wohnungen zerstört, ihren Vorrath an Lebensmitteln verdorben oder weggeschwemmt, und seitdem wären sie, die sie kein fremdes Eigenthum anrührten, noch Jemandem Leids thäten, gezwungen gewesen, Nahrung zu suchen, wo sie sie fänden. Sie würden das aber nie wieder thun, Herrn Neubauer ihr Lebtage nicht wieder berauben, bäten um gnädige Strafe, und möchte er nur sagen, wie viel er durch sie Schaden gelitten, um Alles baar bezahlen zu können.

Neubauer machte zum Schein — denn innerlich war ihm die Sache gar spaßhaft — ein böses Gesicht und sagte: „es würde eine große Rechnung werden, wenn ihr all den Schaden mir vergüten solltet, der mir zugefügt ist. Ihr sollt mir aber nur die Schoten bezahlen, die ihr gemaust habt. Erlegt dafür drei Gulden, und ihr sollt frei sein."

„„Ihr seid ein billiger Mann"", erwiederten die Kleinen, „„gern wollen wir die geringe Strafe erlegen, aber bei uns haben wir keinen Heller. Erlaubt, daß wir nach Haus gehen, das Geld zu holen.""

„Daraus wird nichts", fuhr Neubauer heftig her-

aus, ich traue euch nicht. Ihr geht und kommt nicht wieder."

Auch das Erbieten der Zwerge, einen von ihnen als Geißel zurück zu behalten, bis der andere die drei Gulden geholt und gezahlt habe, nahm Neubauer nicht an.

„„Nun"", sprachen sie, „„so gebt uns ein Rosenblatt und eine Stecknadel. Wir wollen damit an unsern König schreiben, der schickt gewiß sogleich das Lösegeld.""

Anna hatte dem Verhöre beigewohnt, und es dauerten sie die Kleinen. Sie blickte daher ihren Mann bittend an, und dieser ließ durch sie Rosenblatt und Stecknadel holen. Sogleich bekritzelten die Zwerge das Blatt, wickelten es zu einem feinen Röllchen, gaben es Neubauer und sagten: er möchte das Blatt nach dem Sachsensteine tragen, in eine der Felsspalten hinein blasen lassen.

Das geschah, und die Zwerge mußten wieder in das Kämmerchen spazieren, bis Antwort komme. Der Tag verging ohne Antwort. Als die Nacht heranrückte, Anna mit ihrem Manne in der Stube bei der Lampe saß, und sie eben von den Zwergen sprachen, da öffnete sich die Thür, und eine Schaar schönegeputzter Zwerge trat ein, an ihrer Spitze der Zwergen-

König in Purpur gekleidet, mit Krone von funkelnden Steinen auf dem kleinen Kopfe und einem goldenen Scepter in der Hand.

Das Ehepaar stutzte nicht wenig ob dieser Erscheinung, und Beide erhoben sich unwillkührlich, denn der Zwergenkönig, so klein er war, hatte ein achtbares Ansehen und schöne regelmäßige Züge. Neubauer nahm sogar seine Mütze ab und behielt sie in der Hand, war auch verlegen, wußte nicht gleich was er sagen sollte, da ihn einige Besorgniß überfiel, es könne diese Zwergenschaar Böses wollen, Leids zufügen.

Der Zwergenkönig blickte ihn an und sprach mit würdevollem Anstand: „In deinem Innern, ich sehe es, regt sich Verdacht gegen uns, wir möchten gekommen sein, dir Uebles zu thun. Sei unbesorgt, wir sind gute Wesen, die es mit allen guten Menschen, zu denen ich dich zähle, gut meinen. Du hast zwei meiner Unterthanen zu Gefangenen gemacht, hältst sie in einem Kämmerlein eingesperrt. Laß sie herkommen."

Anna lief schleunig hinaus, und kam bald mit den beiden kleinen Dieben zurück. Als diese eintraten, ihren König erblickten, fielen sie vor ihm nieder und verblieben in dieser demüthigen Stellung, bis der König ihnen ein Zeichen gab, aufzustehen. Als sie sich er-

hoben, ſprach er weiter zu Neubauer: „Dieſe beiden meiner Unterthanen ſind brave Männer, nur die Noth hat ſie verleitet, Dir zu ſchaden, drum haben ſie bei mir Gnade gefunden, und ich nehme mich ihrer an. Und da Du deinen Schaden ſo billig anſchlägſt, ſo werde ich Dir aus Dankbarkeit das Zehnfache dafür auszahlen laſſen.“

Er winkte einem ſeines Gefolges, der ein Säckchen unterm Arm hervornahm, und dreißig blanke Gulden auf den Tiſch zählte. Neubauer hatte zwar ſchon bei ſich beſchloſſen, ſeine Gefangenen ohne Löſegeld wieder frei zu geben, die ausgeſtandene Angſt ihre Strafe ſein zu laſſen; da er aber nun mit einem König zu thun hatte, und dieſer ein ſo Bedeutendes gab, ſo nahm er es an, bedankte ſich, und kündigte den beiden Kleinen ihre Entlaſſung aus dem Arreſt an. Die ſprangen vor Freude an ihm hinauf, küßten ſeine Hände, und fielen dann ihrem Könige zu Füßen, für die Erlöſung ihm dankend. Drauf wendete ſich der kleine König nochmals zu Neubauer und ſprach:

„Dir, braver Mann danke ich, daß Du meine Unterthanen nicht körperlich gezüchtigt haſt, weil ſie ſonſt als entehrt aus meinem Reiche verwieſen worden wären. Daß ſie Dir nie wieder Schaden zufügen werden,

kannst Du versichert sein, denn ich werde meine bisherige Residenz im Sachsensteine verlassen, mit allen meinen Unterthanen hin nach den Harzbergen ziehen. Die unterirdischen Wasser, die immer höher heraufsteigen, vertreiben mich. In der Johannisnacht werden wir fortwandern. Nur Einige lasse ich zurück."

Er nickte freundlich Neubauer und Anna zu, wandte sich mit Anstand, und ging, gefolgt von seiner Begleitung, an die sich die beiden Entlassenen freudig und tanzend anschlossen. Neubauer begleitete den Zug bis hinaus vor das Thor seines Gehöfts, wo Alle ihre Nebelkappen aufsetzten und für ihn sogleich unsichtbar wurden.

Am Abend des Tags des heiligen Johannes begab sich Neubauer mit Anna und seinem Hofgesinde hinaus in die Nähe einer Brücke, über welche der Zug der fortwandernden Zwerge kommen mußte, dies mit anzusehen. Die Nacht war dunkel und schauerig. Es blitzte und donnerte in der Ferne, sonst überall Ruhe in der Natur. Als es in Sachsa zwölf schlug, da gewahrten sie am Sachsensteine Helligkeit in einer der Felsspalten, die immer mehr zunahm. Bald zeigten sich Lichter und immer mehr Lichter, die in einer langen Linie sich nach der Brücke zu fortbewegten. Als

der Zug ſich näherte, zeigte ſich an ſeiner Spitze der Zwergenkönig, vorgeleuchtet von zwei Zwergen mit kleinen Fackeln von Kienholz. Ihm folgten die Unterthanen, immer zwei und zwei neben einander, jeder mit einer Leuchte in der Hand. Neubauer wollte mit den Seinigen nicht geſehen ſein, hatte ſich im Gebüſch verſteckt; die Helligkeit der Leuchten verrieth ihn aber dem Zuge, und da rief ihm der König ein Lebewohl zu, was von allen Zwergen, ſo wie ſie in ſeine Nähe kamen, auch geſchah. Der Zug dauerte lang, denn an vierhundert Zwerge mochten es ſein. Neubauer blieb, bis der Letzte über die Brücke war, und ſah noch lange hin, wie der Zug ſich fortbewegte und endlich hinter einer Höhe verſchwand.

Neubauer that es leid, die kleinen Nachbarn, die er jetzt erſt kennen gelernt, und deren Oberhaupt ſich ihm von ſo guter Seite kund gegeben, aus ſeiner Gegend ziehen zu ſehen, und oft noch waren ſie es, von denen er ſeinen Kindern und Enkeln erzählte. Die wenigen, im Sachſenſteine zurückgelaſſenen, vertrieben auch die ſteigenden unterirdiſchen Gewäſſer, und nie ward der Sachſenſtein wieder Aufenthalt eines Zwergenvölkchens.

Vom Sachsenſteine, der kleinen, heimlichen Weſen unterirdiſchem Reiche, wenden wir uns nach dem nicht gar fern von ihm mächtig emporragenden Römerſtein. Aus fruchtbarer Fläche, umgeben von Fluren, Wieſen, von Wald und weißen Gypskalkfelſen, erhebt ſich in Kegelform dieſe nackte Höhe, tragend auf ihrer Stirn zackige, hohe, Burgtrümmern gleichende Felshörner.

Jetzt umſchweben Ruhe und Friede die Flächen umher. Nichts ſtört im Anſchauen der herrlichen, durch fleißigen Anbau verſchönten, durch menſchliche Anſiedelungen belebten Umgebung; ungehindert durchfurcht der Landmann ſeinen Acker und erntet den Segen ſeines Fleißes. Vor Zeiten, ja, da war es anders. Da herrſchte hier auf dem Römerſtein ein mächtiges Rieſengeſchlecht, dort, im weißen Gypsfelſen, ein Berggeiſt. Beide ſtets in Kampf miteinander. Gegen den Feind ſich zu ſchützen, thürmten die Rieſen Felsblöcke auf ihrer Höhe zu einer ſie ſichernden Zuflucht auf, aus welcher Zeit noch jene Felshörner, die Grundpfeiler ihres Baues, ſtammen.

Damals geſchah es, daß ein ſchöner Jüngling, Remar hieß er, eines Tages ausging zu jagen in des hohen Steines waldiger Umgebung. Als er ſo ging, nach Wild ſpähte, und um einen der Felſen bog,

stutzte er gewaltig zurück, denn nahe vor ihm lag, in's weiche Gras gestreckt, ein holdes Mädchen schlummernd. Wie eingewurzelt stand er. Noch nie sah er solch reizendes Mädchenbild, auf dessen Wangen Rosen glühten, dessen weißen Nacken blonde Locken umwallten, und welche die Frische der Jugend so reizend umgab. Auf die Armbrust gestützt, betrachtete er das holde Kind, und im Busen keimten ihm Empfindungen, die er noch nie gekannt. Stören wollte er die Schlummernde nicht, aber in ihrem Anschauen recht lange süßen Gefühlen sich hingegeben, das wollte er. Drum drückte er seinen Hund neben sich nieder, ruhig zu liegen; aber ein vorüberspringendes Reh ließ dem wachsamen Thiere die Lehre vergessen, er bellte, und weckte die Schläferin. Mit lautem Schrei sprang diese auf und floh in den Wald. Romar ihr nach, und bald ereilte er sie, ergriff ihre Hand, und bat mit aller Zärtlichkeit, nur einen Blick in ihr schönes Auge ihm zu gönnen. Mit Schüchternheit geschah das, und nun wollte sie fort, Romar aber umschlang sie mit seinem Arm. Seine Worte waren so süß und lauter, daß das holde Mägdlein ruhig hörte, was er redete, mit Zärtlichkeit ihn anblickte und beim Scheiden sprach: „Du findest mich hier wieder.“

Sie verſchwand im Gebüſch, und Romar, erſtaunt über die unbegreifliche Schnelle, mit der ſie ſich ſeinen Blicken entzog, blieb, ſinnend darüber, noch eine Weile ſtehen.

Andern Tages war er wieder zur Stelle, und auch die Holde erſchien. Sie koſ'ten und tändelten. Romar fragte: „wer biſt Du, wie nennt man Dich, wo iſt Deine Wohnung?“ und die Antwort war — ein Kuß, und kein Wort.

So verfloſſen einige Tage, und nie erhielt Romar Befriedigung ſeiner Neugierde, ſo liebevoll und zärtlich er auch jene Fragen wiederholte.

Eines Tages, als er früher als gewöhnlich ſich eingefunden, die ſchöne Jungfrau noch nicht da war, ſaß er auf einem Steine, ſinnend, warum wohl die Geliebte ihm keine Auskunft über ſich gäbe, und nahm ſich vor, heute ſie nicht fortzulaſſen, ehe ſie ihm nicht geſagt, wer ſie ſei. Sie kam, ſetzte ſich zu ihm, ſah des Jünglings Geſicht nicht ſo heiter wie gewöhnlich, und fragte ängſtlich, was ihm ſei. Da ſprach Romar:

„Das will ich Dir offen ſagen. Daß Du mir verſchweigſt, wer Du biſt, wie man Dich nennt, und wo ich Dich auffinden könnte, das betrübt mich, denn

es ſagt mir, Du liebſt mich nicht ſo rein und innig wie ich Dich, Du haſt kein Zutrauen zu mir.“

Das Mädchen umſchlang Romar mit ihren Armen, drückte einen heißen Kuß auf ſeine Lippen und ſprach:

„„Romar, ich weiß, daß Du mit aller Zärtlichkeit mein biſt, mir ewig treu bleibſt wie ich Dir. Ohne Bangigkeit ſage ich Dir daher, was Du zu wiſſen verlangſt, ſo gern ich es Dir auch länger noch verſchwiegen hätte. Wiſſe denn: ich bin die Tochter des Berggeiſtes, der Deinem, auf jenem Felſen hauſenden Geſchlechte ſo feindlich geſinnt iſt. Meine Mutter iſt eine Flußgöttin. Ruma iſt mein Name, und jener Teich mein Wohnort. — Nun weißt Du Alles, mein Geliebter. Wirſt Du aber nun mich noch lieben?““

Romar erblaßte, blickte Ruma mit ſchwermüthiger Miene an und ſprach: „Eine Nixe biſt Du; — das Kind des Erzfeindes unſeres Geſchlechtes! — O, welch grauſames Geſchick!“

In tiefen Gedanken ging er auf und ab, geheftet ſeine Blicke zur Erde und oft tief ſeufzend. Da ergriff Ruma ſeine Rechte, drückte ſie an ihre Bruſt und ſprach in liebevollſter Hingebung: „„Romar, liebſt Du mich noch, kannſt Du mich noch lieben, da Du

nun weißt, welcher Natur ich bin, o ſo ſei unbeſorgt, daß mein Vater unſere Liebe, unſere Verbindung ſtören werde. Ich war immer ſein liebſtes Kind, dem er noch keine ſeiner Bitten abſchlug, und ihm auch die nicht verſagen wird, mit Dir mich zu vereinen.""

Romar ſchwieg.

„„Du ſchweigſt, aber Dein Auge ſagt es mir, daß Du mich noch eben ſo innig wie zuvor liebſt. Nicht wahr, ſo iſt es?""

Romar blickte nach oben, warf ſich in die Arme des überirdiſchen Weſens und rief aus: „Ja, ich liebe Dich, liebe Dich ewig, und nur der Tod trennet uns!"

Das Band ehelicher Liebe und Treue war geknüpft, Romar und Ruma ein Paar.

Im Vollgenuſſe der Freuden einer glücklichen Ehe verſchwand ihnen ein Jahr. Kein Unfall ſtörte ihren Frieden, und als ein holdes Knäblein auf ihren Armen ſie wiegten, da fühlten ſie ſich auf dem höchſten Gipfel ihres Glückes, und nun beſchloß Ruma, dem Vater das Geheimniß zu entdecken, mit dem Enkelchen im Arm ſeine Zuſtimmung zu erbitten, um offen und ohne Beſorgniß bei ihrem Romar ſein zu können, was bis dahin nur insgeheim, im Dickicht des Waldes geſchehen konnte.

Eines Tags saßen sie unter einer Eiche. Da erzählte Ruma dem Gatten, daß ihr Vater bald von einer weiten Reise zurückkomme, und dann sie jene Bitte an ihn thun werde. Trunkenes Blickes sahen sich die Glücklichen an, und schwelgten im Vorgefühl der ihnen werdenden neuen Freuden, da stand plötzlich der Vater nicht fern von ihnen. Erschrocken sprangen sie auf, eilten ihm, der mit zorniger Miene sie anschauete, entgegen, fielen zu seinen Füßen, baten, ihnen zu verzeihen, ihren Bund zu segnen. Aber schnaubend und tobend stieß er sie von sich, schwang den Zauberstab in der Luft, und im Hui drangen von allen Seiten Schaaren von Zwergen herbei, die Mutter und Kind fortschleppten, und Romar zwickten und peinigten, daß er fliehen mußte, das Leben zu retten.

Qualen jeder Art mußte Ruma erdulden, da sie dem Begehren des Vaters, sich loszusagen von ihrem Gatten, männlich widerstand. Selbst als er drohte, ihr Kind zu vernichten, blieb sie standhaft, hoffend, das werde der Vater nicht thun. Aber er that es, schmetterte das unschuldige Wesen gegen einen Felsen, verfluchte die Mutter, und, da die geistige Natur derselben ihre Vernichtung ihm unmöglich machte, bildete er durch seine Zaubermacht in einem nahe liegenden Felsen

eine Höhle, in die er die unglückliche Ruma bannte. Kobolde hielten Wache vor dem Eingange, und zu entkommen war unmöglich. Ruma versuchte daher im Innern ihres Gefängnisses als Bach sich durch Klüfte durchzuwinden; doch wenn sie glaubte bald einen Ausgang gewonnen zu haben, so ließ der böse Vater die mühsam gewaschenen Aushöhlungen zusammenstürzen, wie noch jetzt die vielen Erdfälle in des Felsens Nähe bezeugen, und von Neuem mußte die Unglückliche die schwere Arbeit beginnen.

So vergingen einige Jahre, welche Romar traurig verlebte, täglich des Waldes Dickicht durchstrich oder um den Felsen schlich, der Ruma einschloß, hoffend, sein Weib endlich doch wieder zu finden, aber stets umsonst. Auch zu dem Teich, sonst Ruma's Wohnung, ging er oft, aber nie fand er da Wasser, eine trockene Vertiefung nur.

Ruma ermüdete nicht, immerfort an einem Ausgange zu wühlen, und endlich gelang es ihr. Unterirdisch drang sie über die Grenze des Gebietes und der Wirksamkeit ihres Vaters vor, und da ward es ihr leicht, die Decke der Erde zu sprengen, als kleiner Bach hervorzuströmen. Nach jenem trocknen Teiche leitete sie ihren Lauf, füllte diesen, war frei, und

wieder in ihrem frühern Wohnſitze, geſichert gegen die Macht ihres hier ohnmächtigen Vaters.

Wie immer, ging Romar eines Tages trüben Sinnes aus; denn die Hoffnung, ſein Weib wieder zu finden, verließ ihn nicht, wiewohl der Jahre viele ſchon dahin waren, er immer vergebens heimkehren mußte. Da ſieht er in der Ferne die Spiegelfläche des wohlbekannten Teiches im Sonnenlichte ſchimmern. „Was iſt das!“ ruft er freudig aus, „der trockne Teich mit Waſſer gefüllt!“ und eilends geht er dem Teiche zu.

Ein Weilchen ſteht er am Ufer, von freudigem Bangen ergriffen, und blickt in die klare Tiefe: „Ruma“, ruft er, „meine Ruma!“ Da theilt ſich die Fluth und heraus ſteigt aus der Tiefe ſeine Ruma, ſo hold, ſo ſchön, ſo jung wie damals, als zuerſt er ſie ſah.

Wer malt das Entzücken, die Freude des wieder vereinten Paares. Worte ſagen es nicht. Aber auch ſie hatten keine Worte; eine ſprachloſe Umarmung war es, mit der ſie das Glück ihrer Wiedervereinigung feierten, und lange Jahre noch lebten ſie in ungetrübtem Frieden ein Leben voll Luſt und Freude.

Freude und Trauer verbreitete ſich aber auch im Gebiete des Vaters, als man erfuhr, daß dem Unholde endlich doch die Tochter glücklich entronnen ſei.

Freude, daß man sie geborgen wußte; Trauer, daß man ihr holdes Antlitz nun nie mehr sehen werde. Ihr Andenken zu bewahren, hieß man die Höhle, worein sie der Zauberer bannte, wo sie so viel geweint, und welche in ihrem ehemaligen Garten lag, „Weingartenloch", und den kleinen Fluß, mit dem die Nixe da hervorbrach, wo er noch jetzt hervorströmt, Ruma, wie man noch heutiges Tags ihn nennt. Auch das Andenken an den treuen Romar ehrte das Volk, und gab dem schwarzen Felsen, worauf des Riesengeschlechts Riesenburg stand, den Namen „Romarstein, Römerstein", dem Teiche zu seinen Füßen, aus dem die Nixe hervorstieg, den Namen „Nixteich."

Wer zum Weingartenloch kommt, in den gähnenden Schlund dieser Höhle blickt, und versucht sein möchte, über die im Eingange liegenden Felsblöcke hinweg zu klettern, um in das Innere einzudringen, der prüfe sich wohl, ob er auch stark genug sei, solch Wagstück zu vollbringen. Grausig ist es in dieser Unterwelt, von Unthieren und bösen Geistern bewohnt. Bäche brausen unsichtbar zu den Füßen, bezeichnend den Lauf, den die Nixe nahm. Erdfälle überall, von unergründlicher Tiefe; Fledermäuse umschwirren den Wanderer, denn er stört sie in ihrem Treiben, und

Unken unken ihm mit ihren hohlen Tönen ein: „Bleib zurück!“ entgegen. Läßt er aber durch alle dieſe Schrecklichkeiten ſich nicht irren, windet ſich vorwärts durch Schluchten, zwängt ſich durch Engpäſſe, die ihn zu zerdrücken drohen, ſo mache er wenigſtens da Halt, wo ein breites, ſchäumendes Waſſer vorüberbrauſend den Weg durchſchneidet. Dieſes überſchreite er nicht, wenn ihm ſein Leben lieb iſt. Waghälſe thaten es zwar, legten Balken über den Bach, aber wie bekam es ihnen? Sie verfielen dem Böſen, denn jenſeits des Waſſers waltet der Höllenfürſt. Da ſitzt er an einem Tiſche vor einem großen Buche, links und rechts liegen Haufen von Goldkörnern und Silberbarren. Wer zu ihm kommt, des Namen trägt er in das Buch ein. Kommen drei zuſammen, verlangen von ſeinen Schätzen, ſo gewährt er ſolches nur zweien. Durch's Loos werden dieſe beſtimmt und wohlbeladen dürfen dieſe wieder umkehren. Der Leerausgehende aber verfällt ihm, und wird elendiglich zerfetzt.

Zwei Männer aus fernen Landen betraten ſchon oft dieſe Höhle, und da ihnen bekannt war, wie es anzufangen ſei, ungefährdet und reich beladen wieder heraus zu kommen, ſo hatten ſie immer einen Dritten aus der Umgegend zur Begleitung mitgenommen, dem

ſie dann das Todesloos zuzuſchieben wußten. Man erfuhr nun zwar nie, was dem Mitgenommenen widerfahren, wohin er gerathen, wurde aber mißtrauiſch gegen die beiden Männer, und Niemand wollte mehr ihr Begleiter ſein.

Einſt kamen ſie auch wieder, klopften am erſten Hauſe im Dorfe Oſterhagen an, und verlangten einen ſolchen. Der Eigenthümer weigerte ſich deſſen, und ließ ſich auch ſelbſt dadurch nicht bereit finden, als die Männer ihm bis auf funfzig Thaler für die Begleitung boten.

Seine Frau, ein verſchmitztes Weib, erfahren in allerlei geheimen Künſten und eingeweihet in verborgene Kräfte der Natur, weshalb ſie auch in der Umgegend „die kluge Frau" hieß, hatte im Höllenzwang geleſen: daß der Satanas große Schätze im Weingartenloch bewahre, und wie er, wenn drei zuſammen zu ihm kämen, dieſe beſchenke. Sie konnte es ſich daher erklären, warum die fremden Männer, ſo oft und bekannt ſie auch ſchon in der Höhle waren, doch immer wieder einen Begleiter mitnahmen. Da ſie nun auch wußte, was gegen des Böſen Macht in der Höhle ſchütze, ſo beſchloß ſie, die Männer, welche durch die Aufforderung, ſie zu begleiten, ihren Man

in's Verderben ſtürzen wollten, zu beſtrafen, ſie in ihren eigenen Schlingen zu fangen.

Als dieſen daher ihr Mann wiederholt ſeine Begleitung abſchlug, weil die Höhle im üblen Rufe ſtehe, Mancher ſchon das Leben darin eingebüßt, er, als Gatte und Vater vieler Kinder, auch nicht gegen funfzig Thaler ſein Leben auf's Spiel ſetzen werde, da trat die Frau hinzu und ſprach: „Gehe Du nur mit, lieber Mann, denn funfzig Thaler iſt ein hübſches Geld und nicht ſo geſchwind verdient. Komm herein, ich will Dir einen warmen Rock anziehen, denn in der Höhle iſt's kalt.“

Als ſie in der Stube und allein mit ihm war, ſprach der Mann: „„Aber Frau, wie kannſt Du mir zureden, mit den Männern zu gehen, da Du weißt, daß Keiner, den ſie mitnahmen, wiederkehrte?““

„Das weiß ich recht gut“, erwiederte ſie, „aber Du kannſt doch mitgehen, es ſoll Dir kein Leids geſchehen, Du wirſt ſicher wieder zurück kommen. Sieh, ich nähe Dir an drei verſchiedenen Stellen Deines Rockes braunen Doſt oder Wohlgemuth ein; das iſt ein Kraut, was gegen die Macht böſer Geiſter, ſelbſt gegen die des Satans, ſchützt.“

Der Mann wollte nun zwar an der Wirkſamkeit

des Krautes zweifeln, aber die Frau versicherte hoch und theuer, er sei dadurch gegen jede Gefahr gewaffnet, und könne er sich wohl denken, daß sie ihn nicht mitgehen heiße, wenn sie nicht die Kraft des Krautes so ganz genau kenne, ihrer Sache völlig gewiß sei.

Zwar schüttelte der Mann dennoch bedenklich den Kopf, ließ aber das Einnähen des Talismanns zu, die Fremden zahlten das Geld, und mit Laterne versehen, folgte er diesen in die Höhle.

Als sie an dem starken Bach waren, ermahnten ihn die Männer, in den beiden nächsten Höhlen, in die sie jenseits des Baches kämen, ja kein Wort zu reden, sonst sei er des Todes. Er versprach es. Auf der von Balken gelegten Brücke gingen sie über den Bach, und traten in die erste, dunkle Höhle. Da wimmelte es von Ungeziefer der abscheulichsten Art. Kröten, Schlangen, Salamander, Unken, Eidechsen, Eulen, Nattern, Fledermäuse, Lindwürmer, Alles kroch und flog kreischend, zischend, unkend durch einander, und mußten sie tüchtig fechten und wehren mit ihren Stöcken, um das Ottergezücht von sich abzuhalten.

Die zweite Höhle, hoch und geräumig, erhellte ein magisches Licht. Rechts stand an der in goldenem Schimmer glänzenden Felswand ein Ruhebette

von rothem Sammet, mit goldenen Blumenzweigen durchwirkt. Drauf lag ſchlummernd eine nackte Jungfrau mit einer Krone von blitzenden Steinen auf dem Kopfe. Der Bauersmann war ſchon in die Jahre, aber ſo was Schönes von Jungfrau hatte er nie geſehen, und das reizende Bild zog ihn mächtig an. Er blieb davor ſtehen, und wäre gern länger geblieben, denn gar zu gewaltig zog es ihn an, hätten ihn die Männer nicht mit Gewalt fortgezogen.

In der dritten Höhle ſprachen dieſe zu ihm: „Jetzt, Freund, gilt es. In der nächſten Höhle finden wir unermeßliche Reichthümer. Da ſind wir entweder reich und für immer glücklich, oder verloren und in des Teufels Klauen. So viel iſt gewiß, daß nur zwei von uns das Tageslicht wieder ſchauen, den dritten faßt der Teufel. Welcher von uns das ſein wird, entſcheidet das Loos. Sei jedoch ohne Zagen, das kann auch uns treffen.“

Dem Bauersmann war doch nicht ganz wohl zu Muth bei dieſen Worten, indeſſen gedachte er des eingenäheten Krautes, und rief muthig aus: „Nun, vorwärts nur!“ welche Worte die Männer in Verwunderung ſetzten, denn noch Keiner der frühern Begleiter hatte ſolchen Muth gezeigt.

Nun ging es auf eine kleine eiſerne Pforte zu. Hier klopften ſie drei Mal an, und ſie öffnete ſich. Ein blutrother Schimmer erhellte dieſe große, weite Höhle, in welcher aufgehäuft Goldkörner, Silberſtücken und Edelſteine lagen, die der Bauersmann ſtarr vor Staunen anblickte; denn ſo etwas hatte er noch nie geſehen, daß es ſo viele Reichthümer gäbe, ſich nicht gedacht. Da ließ ſich in einem Winkel ein dumpfes Geräuſch hören, und hervor trat eine koloſſale Mannsgeſtalt mit funkelnden Augen, buſchigem Kopfhaar, und einer großen gebogenen Habichtsnaſe. Ein weiter feuerrother Mantel umgab ſie, ein niedergekrempter Hut mit herabhängender rother Feder deckte den Kopf, und unter dem Mantel ſchaueten Pferdefüße hervor. Freundlich grinſend nickte ſie den drei Männern zu, und ging durch die eiſerne Thür, durch welche Jene eingetreten waren.

„Wer war das?" fragte der Bauersmann.

„Das ſollſt Du hernach erfahren. Jetzt hilf eiligſt unſere Säcke füllen, damit wir wieder fortkommen. Das war bald geſchehen; jeder hockte einen Sack auf, und ſie gingen durch die eiſerne Pforte zurück, die ſich hinter ihnen ſchloß. In der Höhle, wo die ſchöne Jungfrau lag, ſtand der Bauersmann wieder ſtill,

und funkelte dieſe mit feurigen Augen an. Während dem ſprach der eine Mann leiſe zum andern: „Höre, ich weiß nicht, wie mir ſo wunderlich iſt. Ich bin ſo bange, daß mir die Zähne klappern, wenn uns nur kein Unglück begegnet.“ — „„Du biſt nicht klug““, entgegnete der Andere. „„Iſt es nicht ſchon das achtzehnte Mal, daß wir hier ſind, und haben wir es nicht immer ſo zu machen gewußt, daß den Mitgenommenen das Loos traf? Und den Dummrian, den wir dieſes Mal bei uns haben, den wollen wir ſchon übertölpeln. Komm, Alter““, ſagte er zum Bauersmann, der noch immer ſehnſüchtig die Jungfrau beſchauete, „„das iſt nichts für Dich.““

Als ſie in die Höhle traten, an welcher der Bach vorüber brauſte, that der Bauer einen gewaltigen Schrei, und die beiden Männer ergriff ebenfalls ein Grauen, obgleich ſie das, was ſie ſahen, an dieſer Stelle ſchon oft geſehen, nämlich den leibhaftigen Satanas. An der ſchmalen Brücke über den Bach ſtand er, mit Hörnern und Pferdefüßen, ſtreckte die lechzende Zunge aus dem qualmenden Rachen, gierte die Kommenden an, reichte ihnen mit der Kralle drei Looſe hin, brüllend: „Looſt, ihr Buben, auf daß ich mein Opfer würge!“

Die Männer zitterten und bebten. Der Eine ergriff

die Loose, mischte sie und ließ ziehen. Die Andern zogen, ihm blieb das Todesloos. Leichenblaß war er, faßte sich aber schnell und sprach: „habe nicht recht gemischt, muß anders mischen.“ Der Bauer, nicht wissend, wie das Mischen geschehen müsse, gab sein Loos ohne Weigerung zurück. Jener mischte von Neuem, ließ ziehen, und da faßte sein Freund das Todesloos. „'S ist noch nicht recht gemischt, gebt her, es muß von Neuem gezogen werden“, sprach er, und nahm die Loose wieder an sich, die seine zitternden Hände kaum festzuhalten vermochten.

Da sprach der Schwarze mit donnernder Stimme: „Noch ein Mal zu loosen erlaube ich. Einer von Euch Beiden wird mir aber zu Theil, denn an diesem da — er zeigte auf den Bauer — habe ich keine Gewalt, ihn schützt ein Kraut, das er bei sich trägt. Hurtig, loost ihr Beide!“

Gleich armen Sündern sahen sich die Männer an, bebten, beteten und zögerten zu loosen. Da schrie der Böse: „Nun, wird's bald!“ — Sie loosten; der, welcher beim ersten Male das Todesloos zog, zog es jetzt wieder, und stürzte auch sogleich halbtodt zur Erde. Schnell packte ihn der Böse und zerriß ihn in Stücken.

Der Bauer, von Schauder und Entsetzen ergriffen, sank bewußtlos nieder. Als er erwachte, lag er vor dem Eingange in die Höhle, und neben ihm der Sack, den er aus derselben tragen sollte. Erstaunt sah er sich ringsum, meinend, was ihm begegnet sei, geträumt zu haben, überzeugte sich aber bald vom Gegentheil, als er den Sack öffnete, mit Goldkörnern ihn gefüllt erblickte. Flugs nahm er ihn auf den Rücken und eilte nach seinem Dörfchen zurück.

Aber wer malt den Jubel der Frau, als sie ihren Mann wieder sah, hörte, wie ihr Zauberkraut ihn geschützt, und welchen Reichthum er mitbringe. Um ihn herum sprang sie, herzte und küßte ihn, wie zwanzig Jahre früher als seine Braut, und ihre erste Bitte war, vom Dorfe weg und in eine Stadt zu ziehen, ihres Reichthums besser zu genießen. Und das geschah. Sie kauften sich ein Haus in der Bergstadt Andreasberg am Harz, lebten lange noch glücklich beisammen, und hinterließen ihren Kindern viel des Reichthums aus dem Weingartenloch.

Der Hirsch mit dem schwarzen Horne.

Wo im Lande Westphalen der Weserstrom ein Thal durchfluthet, das, mit allen Reizen der üppigsten Natur bekleidet, durch Städte und Dörfer belebt, meilenweit sich hinschlingt, da erhebt sich an des Stromes rechtem Ufer, inmitten der alten Grafschaft Schaumburg, ein Hauptgebirgszug des Landes, der Süntel oder das „Süntelgebirge" genannt. Von Osten nach Westen, zwischen den Städten Hameln und Minden bis hin nach Osnabrück, dehnt sich sein Berggewinde in weiten langen Bogen, durchbrochen, vielleicht schon vor Jahrtausenden, von des Stromes ewiger Strömung da, wo der Porta Westphalika weites Thor sich zeigt.

Hoch über alle ihre Brüder ragen zwei der Bergkuppen des Süntels mächtig empor. Von ihnen schauet

man ringsum auf gesegnete Landstriche, gar reizend geschmückt mit Dörfern, deren einzeln umhergestreuete Wohnungen von ihren Gärten, Fluren und Wiesen umgeben, das landschaftlichste Gemälde bilden.

Die eine jener Kuppen heißt schlechthin: „das Gebirge", die andere: „der Hohnstein." Ein tiefes wildes Thal zieht zwischen beiden hindurch. Auf dem Hohnstein liegt ein Felsenstück von ungeheurer Größe, der „Trustein" genannt, ein Name, der aus Druidenstein hervorgegangen sein mag, denn das Felsenstück wird nicht unwahrscheinlich für einen Opferaltar der alten heidnischen Priester oder Druiden gehalten. Wintergrün und die kleine, zarte, rothe Steinnelke umblühen und umgrünen ihn. Da beide Pflanzen in der ganzen Umgegend nur hier gefunden werden, so will die Sage, daß die rothe Nelke aus dem vom Altar herab geträufelten Blute der geopferten Thiere entstanden sei; und versteinerte Knochen, welche in des Altars Nähe ausgegraben wurden, sind ihr Ueberbleibsel der geschlachteten Opfer.

Dann will uns auch die Sage berichten: daß in den Klüften und Höhlen des Felsens Zauberer und Bergmännchen gehaust hätten, auch der „Gottseibeiuns" ein Sommerschloß in der größten der Klüfte ge-

habt habe, weshalb dieſe noch jetzt „die Teufelskammer" heiße. Daß es überhaupt auf dem ganzen Gebirge, und beſonders in der Gegend des Truſteins, nicht geheuer ſei, war des Volkes Glaube von jeher und iſt es noch jetzt. „Nicht gern", ſagte mir ein Anwohner, „nehmen wir Holz, am wenigſten Bauholz, aus den Waldungen umher. Jenes läßt uns der Böſe ohne Schabernack nicht aufladen; denn ſind auch die Scheite noch ſo ordentlich auf den Wagen gelegt, immer poltern ſie von ſelbſt wieder herab, die Pferde ſind unruhig, bruſten und ſchnauben und ſpitzen die Ohren, und das ſo lange, bis wir aus dem Geiſterrevier heraus ſind. Und das Bauholz, das bringt uns geradezu Unſegen und Feuerunglück, denn es entzündet ſich von ſelbſt. Schon beim Fällen und Zimmern ſpringen Funken daraus hervor, daher wir es vor ſeiner Benutzung immer erſt von unſerm Herrn Pater mit dem heiligen Weihwaſſer beſprengen laſſen, wodurch es vom teufliſchen Einfluſſe befreit wird, und uns keinen Schaden mehr zufügt. Auch erſcheint an einem der Felſen beim Truſtein alle ſieben Jahre, auf den Tag des heiligen Johannes, eine Schrift, die iſt vier und zwanzig Stunden lang ſichtbar, in der Nacht feuerroth. Seit undenklichen Zeiten erſcheint dieſe.

Unſere Groß- und Urgroßväter haben ſie ſchon geſehen; viele hochſtudirte Männer ſind hergereiſt gekommen, haben daran herum gegrübelt, aber Keiner noch hat ſie deuten können, noch die ganz unbekannten Schriftzüge erkannt. Einmal war ein Pater vom Kloſter Laach am Rhein hier, der ſagte: wenn Einer kommt, der dieſe Worte zu leſen verſteht, ſo wird er ein reicher Mann werden, denn dieſe Schrift weiſet einen großen Schatz nach, der in einer der Höhlen des Gebirges verborgen iſt und von dem Geiſte Moor bewacht wird.

Das ginge nun Alles noch an; aber da iſt einmal ein Kuhhirt geweſen, der hat ſeine Heerde immer an einem gewiſſen Orte auf der Nordſeite des Gebirges weiden laſſen, die man das Dachtelfeld nennt. Der bemerkt eines Tages, daß mitten unter ſeiner Heerde ein ſchöner weißer Hirſch iſt, der zwiſchen dem Geweih ein langes ſchwarzes Horn hat. Er ſtutzt, denn einen ſolchen Hirſch hat er noch nie geſehen. Der Hirſch geht immer unter den Kühen herum, bald da bald dorthin, als muſtere er ſie; dann bleibt er bei einer ſtehen, neigt den Kopf zu ihr, berührt ſie mit dem ſchwarzen Horn, rennt dann fort, und die Kuh rennt hinterdrein. Zwiſchen den Felſen und Gebüſchen

verlieren ſie ſich. Gern wäre er nachgegangen, zu ſehen, was die Thiere dahin zieht, will aber die Heerde nicht verlaſſen und bleibt. Nach einer langen Weile kommt die Kuh allein zurück, und der Hirt bemerkt, daß ihr Euter, zuvor von Milch ganz aufgeſchwellt, jetzt ſchlaff und leer iſt.

Abends, als der Hirt mit der Heerde in das Dorf zurückkommt, erzählt er von dem Hirſche, aber Niemand will es glauben, am wenigſten der Eigenthümer der Kuh, die mit dem Hirſche weggelaufen. Der meint, der Hirt habe die Kuh ausgemolken.

Folgenden Tags läßt ſich der Hirſch nicht ſehen. Am dritten Tage kommt er aber wieder, ſpaziert unter den Kühen herum, neigt den Kopf bald zu dieſer bald zu jener hin, berührt dann eine mit ſeinem ſchwarzen Horn, und rennt mit dieſer abermals hinter die Felſen. Der Hirt, ärgerlich darüber, ruft mit geballter Fauſt die Worte nach: „Warte, du Beſtie, du Teufelsbolzen, das nächſte Mal, wo du wieder kommſt, ſollſt du mir nicht entwiſchen, da werde ich dir nachgehen.“ Kaum hat er dieſe Worte mit überlauter Stimme ausgeſprochen, ſo brauſt aus der Gegend und von dem Felſen her, wo Hirſch und Kuh verſchwanden, ein Luftſtrom auf Hirt und Heerde los; aus klarem Him-

mel fährt ein Blitz von Donnergekrach begleitet, und zersplittert eine hohe Birke in der Nähe der Heerde, die erschrocken durcheinander läuft. Der Hirt erschrickt nicht minder, merkt aber wohl, daß es hier nicht mit rechten Dingen zugehe, und nicht mit Toben und Gewalt, nur mit List er werde erforschen können, wohin Hirsch und Kuh laufen.

Als die Kuh zurückgekommen ist, treibt er die Heerde in das Dorf, erzählt aber nichts, beschließt jedoch, vom folgenden Tage an einen Hirtenknaben mitzunehmen, welcher bei der Heerde bleiben solle, wenn er dem Hirsche nachgehe. Das geschieht, allein der Hirsch kommt nicht, kommt mehrere Tage nicht. Schon glaubt der Hirt, er komme gar nicht wieder. Doch nicht also. Am siebenten Tage ist das Thier mit einem Male und ohne daß es der Hirt hat herbeikommen sehen, mitten unter der Heerde, und nimmt, wie früher, eine der Kühe mit fort. Sogleich folgt der Hirt, den Knaben bei der Heerde lassend. Zwar beugen Hirsch und Kuh bald um einen Felsen, verlieren sich im Dickicht und zwischen Felsengruppen, aber der Pfad, den sie allmählig getreten, leitet den Hirten weiter und in die Gegend des Hohnsteins. Lange muß er sich zwischen Felsen und Gebüsch

hindurch winden, bis er endlich auf einen freien Platz tritt.

Was sieht er da? — Seine Kuh, den Hirsch daneben und ein kleines schneeweißes Hirschkalb, am Euter der erstern saugend. Der Hirsch springt rasch auf einen Felsen und schaut herab, das Kalb verkriecht sich im Gebüsch, die Kuh bleibt ruhig stehen.

„So, so", spricht der Hirt bei sich selbst, „du bist der Milchdieb, warte, dich muß ich haben!" und läuft auf das Dickicht zu, wo hinein das Kalb sich verkrochen. Doch wie erschrickt, wie prallt er zurück, als aus diesem ein langer, hagerer Mann heraustritt mit tiefgefurchtem Gesicht, eisgrauem Kopf und Bart, gekleidet in ein bis auf den Boden hinabreichendes, schwarzes, vorn mit blutrothen Schleifen zugebundenes Todtenhemd, in der Rechten ein goldenes Schwert, in der Linken ein silbernes Horn haltend. Zornige Blicke schießt diese Erscheinung aus den tief liegenden, überborsteten Augen auf den vor Entsetzen zitternden Hirten. Was er thun, ob er fliehen oder bleiben solle, — er weiß es nicht. Der Verstand steht ihm still, aber das Herz, das pocht wie ein Eisenhammer. Eine Weile stehen sie so gegen einander über, da wendet sich der Hirt schnell, zurück zu laufen.

„Halt!“ brüllt der graue Mann mit Donnerſtimme ihn an, und der Hirt ſteht eingewurzelt, zitternd und von Angſtſchweiß übergoſſen. Der Mann hebt das goldene Schwert, blickt aufwärts und ſchwingt es dreimal im Kreiſe. Drauf ſetzt er das Horn an den Mund, und ein grell ſchrillender Ton erſchallt. Das thut er zum zweiten und zum dritten Male. Da beginnt ein Sauſen und Brauſen in der Luft, das ſtärker und ſtärker, Sturm und Orkan wird. Die Bäume werden hin und her geriſſen, gebeugt und gebrochen. Blitze leuchten, die Felſen dröhnen vom Krachen des Donners, und ſtinkender Schwefeldampf läßt ſich in dichten Wolken nieder.

Der Hirte ſinkt betäubt zu Boden. Da brauſt ein Wirbelwind herbei, hebt ihn auf, zieht ihn ohnmächtig in die Höhe und führt ihn fort

Als er, an der Erde liegend, aus der Betäubung erwacht, ſieht er ſich auf dem Weideplatze ſeiner Heerde, die ruhig graſet, und den Knaben dabei im tiefen Schlafe. Er reibt ſich die Augen, blickt umher, und da ringsum Alles ſtill und ruhig iſt, nur das Geläute der Glocken der Heerde er hört, ſo meint er, geſchlafen und geträumt zu haben.

Er ſteht auf. „Ja, ja, ſo iſt's, ſo muß es ſein“,

ſpricht er zu ſich ſelbſt, „ich habe geträumt, denn wäre ich wirklich vom Wirbelwind aufgenommen worden und hier niedergefallen, ſo wäre ja kein Knochen an mir ganz geblieben, und — hier ging er hin und her — ich gehe ſo gut auf meinen Füßen wie immer.“

Jetzt weckt er den Knaben, fragend dieſen: ob es gedonnert, ob er das Toſen und Brauſen des Sturmes gehört? und dieſer erwiedert: daß der Himmel immer heiter geweſen, kein Lüftchen ſich gerührt habe. Nun iſt es ihm gewiß, daß er geträumt, und da er die Heerde überzählt, keine der Kühe fehlt, ſo zieht er ruhig heim. Der Traum iſt indeſſen immerfort ſein einziger Gedanke, und kaum iſt er im Dorfe angelangt, ſo erzählt er davon ſeinen Nachbarn. Die lachen ihn aus und achten nicht weiter darauf.

Andern Tags treibt er wie gewöhnlich mit der Heerde auf den Weideplatz. Den Traum kann er aber nicht aus dem Kopfe bringen, immer ſteht er klar vor ſeinen Augen. Er ſieht das weiße Kalb, den häßlichen alten Mann, hört den ſchrillenden Ton des Horns, ſieht das Raſen und Toben der Elemente, die brechenden Eichen und Birken, und all die grauſigen Erſcheinungen des vorigen Tags. Bedenklich ſchüttelt er den Kopf, und es will ihn faſt bedünken, daß es

doch wohl kein Traum geweſen. Nach langem Hin- und Herſchwanken ſagte er ſich endlich: „ich mag nun geträumt oder wirklich jenes Abenteuer erlebt haben, ſo will ich es mir eine Warnung ſein laſſen, dem Hirſche nicht wieder nachzuſpüren. Er mag kommen und immerhin unter meiner Heerde ſein Weſen treiben, ich wehre ihm nicht. Mit dem Teufel, denn der hat hier ſein Spiel, muß man nicht anbinden.“

Unter ſolchen Betrachtungen und Selbſtgeſprächen iſt er mit der Heerde auf dem Weideplatze angelangt, wo er ſich im Schatten eines Baumes lagert. „Bin doch begierig, ob der Hirſch heute wiederkommen wird.“ Kaum hat er dieſen Gedanken nur gehabt, ſo kommt der Hirſch hinter dem Felſen hervorgetrabt auf die Heerde zu, ſpaziert unter den Kühen herum, ſucht ſich eine aus, und rennt mit ihr davon. „Lauf du, lauf“, ruft der Hirt ihm nach, „ich halte dich nicht, ſchicke mir nur die Kuh zurück.“

So geht es nun tagtäglich. Der Hirſch holt eine Kuh, der Hirt kümmert ſich nicht weiter darum, und die Kuh kommt nach einer Stunde wieder zur Heerde. Aber nicht ſo ruhig verhalten ſich hierbei die Eigenthümer der Kühe. Sie ſind es müde, jedes Mal eine derſelben mit leerem Euter zurück zu erhalten, und

ſetzen daher dem Hirten eines Abends beim Zurückkehren der Heerde mit heftigen Worten zu, ja, ſie geben ihm Schuld, daß er es ſei, der die Milch ſtehle, und drohen, den Hirtendienſt ihm zu nehmen, wenn ein Mal noch eine der Kühe mit leerem Euter zurückkehre.

Der Hirt ſchwört hoch und theuer, daß er unſchuldig ſei, daß aber alle Tage der Hirſch — von dem er ihnen ſchon erzählt, was ſie ihm aber nicht glauben wollten — komme, eine der Kühe mitnähme, die alsdann mit geleertem Euter zurückkomme. Wollten ſie ihm nicht glauben, ſo möchten ſie nur mit hinaus gehen auf den Weideplatz, und es ſelbſt mit anſehen.

„Ja ja, das ſoll geſchehen", riefen Alle, „morgen gehen wir mit; und kommt ein Hirſch, ſo ſoll er nicht ganzbeinig davon kommen. Todt ſchlagen wir ihn."

„„Das thut nicht"", ſprach der Hirt, „„das könnte Euch ſchlecht bekommen.""

„Ei was da, was da!" war die Antwort. „Was will ſo ein Hirſch uns thun, und wenn er noch mehr Hörner auf dem Kopfe hätte. Fort muß er. Die Milchdieberei muß ein Ende nehmen."

„„Nun, nun"", erwiedert der Hirt, „„ich hab's Euch

gesagt, ich hab' Euch gewarnt. Wollt Ihr nicht hören, so mögt Ihr fühlen. Werdet's schon sehen, daß mit dem Hirsch nicht zu spaßen ist; das ist kein gewöhnlicher, das ist ein verzauberter Hirsch, das sieht man ja schon an seinem schwarzen Horn. Ich kann ein Liedchen davon singen.""

„Nun, was kannst du denn für ein Liedchen davon singen? Laß doch hören."

Der Hirt besinnt sich ein Weilchen, ob er, was er erlebt, als Traum oder als wirklich ihm begegnet erzählen solle, und findet am besten, als eine wirkliche Begebenheit es darzustellen, um die erbitterte Menge von einem Gewaltstreiche zurück zu halten, der ihnen nur schlecht bekommen könne. Er erzählt daher den ganzen Vorfall, wie er ihn erlebt, und man stand und wußte nicht, was man dazu sagen solle, denn der Hirt schließt seine Erzählung mit hohen Schwüren, daß er die Wahrheit rede.

Da tritt Einer zum Hirtenknaben, ihn fragend: ob er den Teufelsspuk mit angesehen? Der erwiedert ganz trocken: „Ich habe nichts gesehen, weiß von keinem Teufelsspektakel; daß aber täglich ein Hirsch gekommen und mit einer Kuh davon gerannt ist, habe ich mehr als zehn Mal gesehen."

„Da ſeht ihr's", riefen Alle aus, „er hat uns belogen, oder er hat geträumt, was er uns erzählt. Kurz, wir gehen morgen mit auf den Weideplatz, denn die Milchdieberei ſoll und muß ein Ende nehmen."

„„Nun, Glück zu!"" ſpricht der Hirt. „„Ich habe das Meine gethan, habe Euch gewarnt, und ſage nochmals: wollt Ihr nicht hören, ſo mögt Ihr fühlen.""

Am folgenden Morgen zieht eine große Anzahl der Dorfbewohner, beſonders der jüngern viele, mit der Heerde hinaus auf den Weideplatz, wohl verſehen mit Stricken, Stangen und Heugabeln. Der Eine will den Hirſch todt ſtechen, der Andere ihn todt ſchlagen, der größte Theil ihn fangen, im Triumph in's Dorf bringen. Nur einer der jüngern Burſchen hat ein Gewehr. Er will ihn ſchießen.

Unter lärmendem Geſchwätz und Streiten, was das Beſte ſei, kommen ſie auf dem Weideplatze an. Nicht lange läßt der Hirſch auf ſich warten. Mit Verwunderung ſehen Alle das ſeltſame Thier von der Felſengruppe herkommen, auf die Heerde zugehen, unter den Kühen herum ſpazieren, und eine mit dem ſchwarzen Horne berühren. Sie ſtaunen, ſind wie verdutzt und Keinem kommt es bei, Jagd auf ihn zu machen.

„Na", ſpricht der Hirt mit innerer Schadenfreude, „lacht Ihr mich noch aus mit meinem Märchen vom Hirſche? Da iſt er ja, warum ſchlagt Ihr ihn denn nicht todt?"

Keiner antwortet. „Ja", fährt er fort, „groß Maul habt Ihr gehabt, und nun ſteht ihr Alle da, wie die dummen Jungen."

Während dem, und ehe noch die Menge einen Beſchluß faßt, will der Hirſch eben mit der auserwählten Kuh nach dem Felſen hin. Da ſpringt der junge Burſche mit dem Gewehre ihm nach, und die Andern folgen. Bald in der Nähe des Thieres, drückt Jener das Gewehr auf den Hirſch ab, fehlt aber. So wie der Schuß gefallen iſt, erſcheint auf der Höhe des Felſens der alte graue Mann, und läßt ſein Horn drei Mal ertönen. Sturm und Wetter beginnen. Es blitzt, donnert, kracht und hagelt, die Erde bebt. Die Bauern, erſchrocken, von Angſt ergriffen, laufen durcheinander, und drehen eben um, zurück zu fliehen. Aber mit donnerndem Brauſen zieht eine Waſſerhoſe ihnen nach, wirbelt ſie Alle zuſammen, hebt ſie hoch in die Luft, führt ſie bis über die Felſengruppe, und hier ſtürzen Alle nieder, zerſchmettert, verſtümmelt, und Keiner bleibt am Leben.

Der Hirt mit seiner Heerde bleibt verschont. Mit Entsetzen sieht er was geschieht, und weint bitterlich. Denn daß der graue Geist solche Rache an seinen Kameraden nehmen werde, glaubte er nicht; sie nur eben so bestraft zu sehen, wie ihm geschehen, dachte er.

„O, welch gräßliches Unglück, welch gräßliches, fürchterliches Schicksal!" rief er ein Mal über das andere Mal händeringend und weinend aus, trieb eiligst das Vieh nach Haus, und verbreitete hier Wehklagen und Jammer durch die traurige Kunde von der schrecklichen Rache des erzürnten Berggeistes.

Alles im Dorfe zog hinaus, und trug die verstümmelten Lieben unter Weinen und Schluchzen heim. Der Tag, an welchem sie begraben wurden, war ein Jammertag. Jährlich beging man ihn mit einem feierlichen Todtenamte.

Nie wurde wieder die Heerde des Dorfs auf jenen Weideplatz getrieben, und selbst der Waidmann wagte es nicht, hier ein Stück Wild zu erlegen, fürchtend den grauen Mann auf dem Felsen.

Die drei Becher und die Tidianshöhle.

Wie von allen Gebirgzügen und Höhen unſeres herrlichen deutſchen Vaterlandes Trümmer der Sitze alter ritterlicher Geſchlechter ernſt und ſinnend niederſchauen in die tief unter ihnen von den Enkeln bebauten Thäler, der Landſchaft ein freundlicher Schmuck ſind, ſo auch vom nördlichſten derſelben, dem Harze. Von welcher Seite auch der Wanderer komme, nach dieſer Bergwelt ſich wende, zu ſchauen ſeine herrlichen, ſo heitern als wilden Thäler, ſeine Höhen, ſeine romantiſchen Schluchten, Felſenbilder, und ſeiner Bewohner Leben und Treiben, über wie unter der Erde; oder zu genießen auf den Zinnen ſeiner hoch aufſtrebenden Berge des Blickes auf reich geſchmückte Landſchaften, bis hin in die weiteſte Ferne, — überall ver-

den ihm erlöschende Bilder von Sitzen alter, längst untergegangener Geschlechter aus frühester Zeit entgegen treten. Wohl mögen sie ihn mahnen an die ewig dauernden Naturgesetze des Kommens und Gehens, des Entstehens und Verschwindens, aber auch noch im Untergehen Freude bereiten; denn sie zieren und schmücken die Landschaft, verleihen ihr einen unbeschreiblichen Reiz. Sieht er auch aus der Ferne schon, daß es nur zusammengebrochene Steinmassen sind, alle Formen früherer Wohnungen verschwunden, nichts von dem Gewesenen aus ihnen sich herausbilden läßt, dennoch wird er zu ihnen hinanklimmen. Zu mächtiger Zauber liegt darin, an solchen Grabsteinen untergegangener Geschlechter zu weilen, bei ihnen der Geschichte derer zu gedenken, die hier oben lebten und walteten, und dabei hinab zu blicken in die Thäler und auf die Fluren, wo es immer wieder grünt und blüht wie damals, zu immer neuem Leben die Natur sich wieder entfaltet, während neben ihm der Vergänglichkeit Bild ihm laut zuruft: daß Alles auf Erden der ewig rollende Strom der Zeiten mit sich fortreißt und verschlingt.

Und so wird er erstiegen haben, der Harz-Wanderer, der Höhen viele, zu welchen ihn hinauf wink-

ten die Trümmer Hohnſteins, Scharzfelds, Arnſteins, Lauenburgs, und anderer Burgen noch. Ueberall aber fand er nur in Nacht verſunkene Spuren alter Kraft des Ritterthums, überall öde Mauern nur, an welchen die Elemente nagen, ſie zermürben. Nur eine Burg unter den vielen wird er finden, ragend in voller Manneskraft, hoch oben auf ſteiler Felſenſtirn, aus friſchem Waldeskranze, und das iſt: Burg Falkenſtein.

Wo des hohen Harzgebirges weit ausgeſtreckte Gebirgszweige in Oſten ſich ſanft abdachen, in fruchtbaren Ebenen ſich allmählig verlieren mit ihren friſch grünenden Eichen- und Buchenwäldern, und wo die Mündung des lieblichen, romantiſchen, von dem Selkeflüßchen durchſtrömten Selkethales ſich zeigt, da liegt auf einer der letzten hohen Bergwände die alte Burg Falkenſtein. Ein ernſtes Bild aus der Zeit des Mittelalters, ſteht ſie da, blickt ſtolz mit ihren Erkern, hohem Thurme, kleinen Fenſtern und Giebeln hinab in das Thal, bezeichnend ihren tief im Alterthum wurzelnden Urſprung. Sorgliche Pflege erhielt ſie bis in unſere Tage, und im Innern iſt es noch gar gemüthlich und ſchmuck, des ſich der Wanderer erfreuen wird.

Ein altes Mütterchen führt ihn umher in den

vielen Räumen, zeigt ihm, was darin an Alterthumsſtücken bewahrt wird, leitet ihn Treppe auf Treppe ab, in die kleine Kirche, in den Rittersaal, in's Fräuleinzimmer, zum tiefen Brunnen, beim Verließ vorbei auf hoher Stiege bis in die Spitze des Thurmes, hier umher zu ſchauen über Wälder und Berge, bis hin zum Brocken, und wieder in geſegnete Ebenen, wo am fernſten Ende des Domes Thürme in Magdeburg hervorragen. Auch zeigt ſie ihm im Vorübergehen die wohlverwahrte Thür des Archivs, ſprechend: „Drinnen iſt ein großer Schatz, drum liegen Schloß und Riegel vor der Thür. Zeigen kann ich ihn dem Herrn nicht, wohl aber davon erzählen, und ſie erzählt:

Unter den Vorfahren des alten edlen Geſchlechtes der Aſſeburg, dem Falkenſtein ſeit fünfthalb Jahrhunderten ſchon gehört, und deſſen Eigenthum es noch heute iſt, da hat einmal einer gelebt, der hieß Aſche von der Aſſeburg, und ſeine Hausfrau, die hieß Anna. Die wohnten hier auf der Burg, und hatten acht Söhne und zwei Töchter, welche ſie nach damaliger Weiſe gut erzogen. Abends, wenn ſie beiſammen ſaßen, die Kinder der Mutter Lehre empfingen, und die aufgegebenen Sprüchlein gelernt, richtig ihr vorbeten konnten, da lohnte ſie ihren Fleiß mit Erzählen

von Geſchichtchen und Märlein. Aufmerkſam hörten dieſe zu, und wußte die Mutter keines mehr, ſo ließen ſie nicht ab, ſie müßte die ſchon oft erzählten wiederum erzählen.

Eines beſonders — wo einmal zu der Bewohnerin der Burg des Nachts kleine Männer und Frauen gekommen ſind, ſie einladen, in ihrer Wohnung im Innern des Felſens, worauf die Burg Falkenſtein ſteht, ſie zu beſuchen, was dieſe ablehnt, die kleinen Menſchen aber mit koſtbaren Steinchen beſchenkt und ihnen ſagt, ihre Wohnung immerdar unter der Burg zu behalten — gefiel den Kindern gar zu wohl, das mußte von der Mutter täglich wiederholt werden. Wenn nun die Kinder verlangten, die Mutter ſolle einmal mit ihnen hinunter in den Felſen zu den kleinen Männchen gehen, Anna dann ſagte: ſolche Männchen gäbe es nicht, das ſei nur ein Märchen, welches ſie von ihrer Großmutter ſchon gehört; ſo verwies ihr Aſche dieſen Unglauben, meinte, es ſei allerdings eine wahre Begebenheit, an die er feſt glaube. Der Streit darüber zwiſchen Vater und Mutter endigte ſich gewöhnlich damit, daß Letztere erklärte: ſie werde nur dann daran glauben, wenn ſie ein ähnliches Ereigniß erlebe, das kleine Völkchen einmal zu ihr käme.

Asche gab es endlich auf, seine Hausfrau zu bekehren, und lange Zeit verging, wo gar nicht wieder von dem Märchen die Rede war. Da begiebt es sich, daß Anna, Nachts an der Seite ihres Mannes ruhend, nicht schlafen kann. Draußen tobte ein Wetter. Es blitzte, donnerte, der Regen prasselte an die Fenster, und der Wind pfiff durch Fugen und Ritze. Das war Anna schauerlich, und gern hätte sie es gesehen, wenn ihr in tiefem Schlummer liegender Eheherr erwacht wäre, aber wecken wollte sie ihn nicht. Da schlägt die Thurmuhr zwölf, und wie der letzte Schlag verhallt, ist es ihr, als höre sie ihren Namen rufen. Sie horcht hoch auf, hört aber nichts. Nach einem Weilchen ruft es wieder: „Anna!" Da richtet sie sich auf, horcht mit zurückgehaltenem Athem, und vernimmt den Ruf zum dritten Male. Zugleich gewahrt sie, daß in der Ecke des Gemachs, unten am Boden, eine Hellung entsteht, die mehr und mehr zunimmt, und endlich das Gemach mit blendendem Lichte erfüllt. Unverwandt starrt sie nach der Ecke hin, von welcher das Licht ausströmt, nicht wissend, ob sie wache, ob sie träume. Furcht war es, von der sie sich ergriffen fühlte, ein dumpfes Staunen über das, was sie sah, und Spannung, was daraus werden solle, daher sie

gar nicht auf den Gedanken kam, ihren Eheherrn zu wecken. Da tritt aus der lichten Ecke ein kleines Männlein heraus, eines Fußes hoch. Ihm folgen ein zweites, ein drittes und ſo fort, bis es zwanzig ſind. Drei Mal ziehen ſie paarweiſe im Gemach herum, murmeln unverſtändliche Worte, ſtellen ſich dann in einer Reihe Anna's Bett gegenüber, und das zuerſt eingetretene Männchen ſpricht zu der erſtaunten Frau:

„Anna, komm, hilf meinem kreiſenden Weibe, hilf ihr, ſonſt ſtirbt ſie.“

Alle rufen: „Hilf, hilf!“

Anna's Herz klopft hoch vor ängſtlicher Verlegenheit; ſie weiß nicht, was ſie thun, was ſie antworten ſoll.

Da ſpricht das Männchen mit ängſtlicher, flehendlicher Stimme, und ringt die kleinen Hände: „Anna, wirſt Du kommen?“ Und Anna ſagt mit bebender Stimme: „„Ja, ich komme.““ — Hoch ſchwenken Alle ihre kleinen Mützen mit freudiger Geberde, und ſchlüpfen durch die Oeffnung, durch die ſie gekommen, wieder zurück. Nur das Männchen, welches ſprach, bleibt und fordert Anna auf, ihm zu folgen.

Ohne ihren Mann zu wecken, erhebt ſich Anna,

wirft einen Mantel um, und folgt dem Männchen durch die Oeffnung, welche ſich augenblicklich ſo erweitert, daß ſie bequem eintreten kann. Auf vielen Stufen ſteigt ſie hinab und immer tiefer und tiefer. Dann tritt ſie in ein weites Gemach, wo viele Männchen ſind, die ſich Alle ehrerbietig neigen, als ſie durch dieſes in ein zweites kleineres Gemach geht. In dieſem findet ſie die Kreiſende auf ihrem Lager, umgeben von Weiberchen, die bei Anna's Eintritt auf die Kniee nieder fallen, und weinend um Hülfe ſie bitten.

Anna, eine erfahrne Mutter, hilft, und nach einer halben Stunde hält ſie der erſchöpft Daliegenden ein fein gebildetes Knäblein, einer Wachspuppe gleich, hin. Da fallen die Weiblein ihr wieder zu Füßen, küſſen den Saum ihres Mantels, und zugleich laſſen ſich draußen im Vorgemach ſanfte reizende Töne hören.

Nach einem Weilchen entfernen ſich die Weiblein, die Wöchnerin aber reicht Anna die Hand und ſpricht:

„Edle Frau, Du haſt mir geholfen, das Leben mir gerettet; dafür danke ich Dir, dafür wird Dich Gott ſegnen. Als ein Andenken an mich, die Du nie wiederſehen wirſt, reiche ich Dir hier drei Becher von reinem Kriſtall. Bewahre ſie ſorgfältig, denn wiſſe: von ihrer Dauer hängt die Dauer des Geſchlechts

der Aſſeburg ab. Zerbrechen ſie, ſo bricht auch ſein Stamm und verdorrt. Sorge für ihre Erhaltung wie für Dein Auge, hörſt Du! — Lebe wohl!"

Anna ſchüttelt bedenklich den Kopf. Ungern vernimmt ſie die dem Geſchenke innewohnende Wichtigkeit für ihr Geſchlecht; fühlt, welche ſchwere Aufgabe ihr und ihren Nachkommen wird, wenn ſie es annimmt, und ſchwankt, ob ſie es annehme. Da richtet ſich die Wöchnerin auf, und ſpricht mit ernſter Stimme: „Anna, Du muſt die Becher nehmen. Es iſt des Schickſals Wille, das durch mich dieſe Bürde Dir auferlegt. Ich vermag dieſen Willen nicht zu ändern; denn nimmſt Du ſie nicht, ſo droht Deinem Geſchlechte ein frühes Erlöſchen. Seine Fortdauer iſt nun einmal an dieſe Becher geknüpft. Drum nimm, faſſe Muth, und Alles wird gut gehen."

Anna nimmt ſchweigend die Becher und geht. Im Vorgemach war Niemand, aber hell erleuchtet war es wie die lange Treppe, die ſie hinan ſteigt, in ihr Schlafgemach eintritt, hier ermattet auf einen Seſſel ſinkt und in tiefes Nachdenken verfällt.

Als ſie ſich erholt, weckt ſie ihren Mann, und erzählt ihm die wunderbare Begebenheit. Nicht erfreuet ſind Beide über das Geſchenk der Kleinen, an

deſſen Erhaltung ſo Wichtiges für ihr Haus geknüpft iſt, das ihnen und ihren Nachkommen eine mit ſteter Angſt und Verantwortlichkeit verbundene Sorge auferlegt. Sie müſſen ſich aber fügen in den unbegreiflichen Willen einer höhern Macht, und die drei Schickſalsbecher werden in einem feuerfeſten, wohlverwahrten Gewölbe der Burg niedergeſetzt. Anna's Frohſinn und Heiterkeit ſind aber von dem Tage an dahin. Ihr erſcheint die aufgelegte Bürde wie eine Strafe für den Unglauben an die alte Sage vom Erſcheinen ſolcher Kleinen, welche von einer frühern Bewohnerin der Burg gleichen Dienſt, wie von ihr, umſonſt erbaten. In ihrem Innern nagt es, daß ſie es iſt, durch welche ſolch gebrechliches, inhaltsſchweres Geräth in ihr Haus gekommen, worüber Enkel und Urenkel ihr noch grollen müßten. So ſehr nun auch der bekümmerte Mann ſie aufzurichten, wider ſeine Ueberzeugung dem Geſchenke die beigelegte Wichtigkeit zu nehmen, wenigſtens zu mindern ſucht, ſo war doch ſein Mühen umſonſt. Anna wird nicht wieder froh, zehrt ab, und nach Jahresfriſt umſchließt ſie die Gruft ihrer Väter.

Als die Kinder herangewachſen, erzählt ihnen der Vater die Begebenheit, führt ſie in das Gewölbe, zeigt ihnen die Becher, und macht es ihnen zur heiligen

Pflicht, sorgfältig sie zu bewahren, und ihren Kindern und Enkeln gleiche Sorgfalt einzuschärfen.

Fort und fort erben nun, von Geschlecht zu Geschlecht, durch zwei Jahrhunderte hindurch, die wichtigen Familienbecher; denn fest hält man an dem Glauben von ihrer Bedeutsamkeit, wacht mit ängstlicher Sorgfalt über ihre Erhaltung.

Die Familie hatte sich vermehrt, ausgebreitet, in verschiedenen Gegenden Besitzungen erworben, und da kam es einige Male vor, daß die Familienhäupter um den Besitz und die Aufbewahrung der Becher sich stritten, Jeder das Recht dazu ansprach, da Jedem die Ueberwachung des kostbaren Familienkleinods eine Ehrensache, die damit verbundene Verantwortlichkeit fast Nebensache war. Konnte man sich nicht einigen, so geschah es wohl, daß die drei Becher an drei verschiedenen Orten, oder auch zwei beisammen, der dritte anderswo allein aufbewahrt wurde. Das Letztere war der Fall zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, wo ein Becher bei den Asseburg auf Hindenburg in Westphalen, und zwei auf dem Gute einer andern Linie in Wallhausen in Thüringen sich befanden. Hier lebte eine Wittwe Asseburg, und auf einem andern Gute, im nahen Orte Brücken, ihre beiden Söhne, lockere

Gesellen, die gern umherschwärmten bei Gleichgesinnten, ihre Zeit mit Nichtsthun vergeudeten.

Einstmals kommen diese von Brücken herüber, die Mutter zu besuchen, und bringen den jungen Werther von Beichlingen mit, dem bald noch mehrere ihrer Freunde aus der Umgegend folgen. Man ist lustig, zecht und treibt allerlei Kurzweil. Das Gespräch kommt auch auf die drei Becher, und Burckhardt Asseburg erzählt den Gästen von der Geschichte und der Wichtigkeit derselben für seine Familie. Kaum hat er geendet, so lacht Hans von Heringen aus Ufstrungen laut auf, und spricht:

„Das sind Possen, wer wollte an solche Ammenmärchen glauben!"

„Ja wohl", fällt Heinrich von Nürleben aus Auleben ein, „nichts als Ammenmärchen, die hübsch klingen und nichts bedeuten."

„Wo sind jetzt die Becher?" fragt Max von Eberstein aus Gehofen.

„„Hier auf unserm Gute"", spricht Burckhardt, „„werden zwei derselben verwahrt.""

„O, die mußt Du uns zeigen, Burckhardt", rufen Alle zugleich.

„„Das wird schwerlich geschehen können. Die Mut-

ter glaubt steif und fest an die Sage, zeigt sie Niemand, so oft sie auch schon darum gebeten wurde, und selbst wir Brüder bekommen sie nur jährlich an ihrem Geburtstage und auch dann aus der Ferne nur zu sehen, ohne sie berühren zu dürfen.""

„Ei was da, was da! Die Mutter muß sie uns zeigen, wir wollen sie schon durch Bitten erweichen", schreien Alle und stürmen hin in das Gemach der Mutter. Diese sitzt eben beim Spinnrocken, liest in einem Gebetbuche, und erschrickt nicht wenig, als der wilde Haufen herein und auf sie einstürmt, bittend, die Becher ihnen zu zeigen. Aber rund ab schlägt sie die Bitte, besonders da sie sieht, daß die jungen Leute des Weins zu viel genossen, in ihren Händen das Kleinod gar sehr gefährdet sein möchte. Doch nicht ab läßt die brausende Jugend mit Bitten und Flehen und scherzhaften Drohungen. Nur sehen, nur aus der Ferne sehen wollen sie die Becher, nicht sie berühren. Dabei liebkosen sie das Mütterchen so zärtlich und unabläßig, fallen auf ihre Kniee vor ihr nieder, und treiben den Scherz so arg, daß die gute alte Frau, um der Quäler los zu werden, endlich einwilligt, ihren Wunsch zu erfüllen, doch unter der Bedingung, daß Alle zwei Schritte weit entfernt von den Bechern

ruhig stehen bleiben sollen, aus dieser Entfernung nur sie beschauen dürfen. Versprochen wird das sogleich, gehalten aber nicht. Denn kaum hat die Mutter den großen Schrein in ihrem Gemache geöffnet, worin in einem kleinen verborgenen Schrein, unter doppeltem Schlosse verwahrt, die Becher standen, und dessen Thüren aufgeschlagen, so stürzen die Jünglinge hinzu, und im Hui sind die kostbaren Gefäße in ihren Händen. Die Mutter schreit laut auf, bittet und fleht, ruft nach Hülfe; aber wer kann ihren schwachen Ruf hören bei dem Jauchzen und Getümmel der Jugend, das sich steigert, als Bodo von Stollberg, der lustigsten Gesellen einer, ausruft: „Aus den Bechern müssen wir trinken auf's Wohl der Mutter Asseburg!" und Alle nachschreien: „Ja, das gute Mütterchen wollen wir hochleben lassen;" und sie nun zurück in ihr Gemach stürmen, mit Wein die Becher füllen, unter Gesang diese von Hand zu Hand gehen lassen, zuerst ein „Hoch!" dem Mütterchen, dann dem Hause Asseburg, dann der Reihe nach den Familien der Anwesenden: den Nürlebens, den Kaufbergs, den Tüttcherode's, den Heringens, den Ebersteins u. s. f. ausbringen, und immer lebendiger und lärmender das vom Geist des Weins begeisterte Corps wird, während drüben in ihrem

Gemach der Mutter Angſt und Bangigkeit mit dem zunehmenden Getöſe ſteigen.

Längſt war es Nacht, und des Mondes Sichel ſenkte ſich ſchon, hinterm Kyffhäuſerberge zu verſchwinden, da tritt Heringen auf und ſpricht: „Freunde, nun ſei es genug. Zum Beſchluß laßt uns noch einmal auf des Mütterchens Wohl trinken, und dann ziehe Jeder ſeine Straße.“

Die Becher werden gefüllt. Man bildet einen Kreis, und Heringen beginnt auf das Wohl und lange Leben der alten Mama zu trinken. „Hoch ſoll ſie leben!“ ſchreien Alle. Die Becher erklingen, gehen aus einer Hand in die andere, und erklingen immer wieder, bis ſie geleert ſind. Schon hat man ſie niedergeſetzt, da taumeln Kaufberg und Eberſtein an den Tiſch, ergreifen, füllen ſie, und rufen: „Auf das Wohl des Hauſes Aſſeburg!“ Ja, ſchrie Alles, das ſoll blühen und grünen lange, lange noch! Kräftig erklingen die Becher, aber, ach! Heringen und der Tüttcherober ſtoßen zu heftig an, und einer der Becher liegt zertrümmert am Boden.

Stille, große Pauſe. Erblaßt vor Schrecken und verlegen ſtehen Alle; Keiner redet. Tüttcherode ſetzt den ganz gebliebenen ſanft auf den Tiſch, und ver-

läßt das Gemach. Endlich ſpricht Heringen: „Es iſt mir zwar höchſt unangenehm, daß ich es ſein mußte, in deſſen Hand der Becher brach, allein der Schaden iſt doch eigentlich nicht von Bedeutung; denn an das Märchen, das Kindermuhmen den Bechern angedichtet, wird doch wohl Keiner von uns glauben.“

Keiner ſpricht. Endlich ſagt der Aſſeburgiſchen Brüder einer: „Auch für mich haben dieſe Becher den Werth nicht, den die Sage ihnen beilegt, aber die Mutter, die gute Mutter, die mit ſo feſtem Glauben ſie für Schickſalsbecher unſeres Hauſes hält, die ſie wie ihren Augapfel behütete, für die wird der Verluſt ein ſchreckliches, Unglück verkündendes Ereigniß ſein, einen erſchütternden Eindruck auf ſie machen. Wahrlich, Freunde, mir bangt für ihr Leben.“

Er verließ mit dem Bruder das Gemach, der Mutter die traurige Kunde zu bringen, und die Andern ſchlichen hinab in den Hof, ſetzten ſich auf ihre Roſſe, und ritten davon.

Nicht ohne Grund war die geäußerte Beſorgniß des Sohnes. Mit einem heftigen Jammerſchrei empfing die Mutter die traurige Nachricht, ſank nieder, weinte und ſchluchzte, bekam krampfhafte Zuckungen, und alles Zureden der Söhne, ſich zu tröſten, der Sage

doch nicht zu trauen, waren umsonst. Sie jammerte, flehte den Höchsten an um Abwendung eines Unglücks, und erkrankte ernstlich.

Die Söhne kehrten nicht nach Brücken, wo sie wohnten, zurück, verließen das Lager der Mutter nicht. Erst als diese sich außer Gefahr befand, nahmen sie Abschied von ihr, nach Brücken sich zu begeben. Eine Jammerscene war diese, so gering auch die Entfernung von Wallhausen war. Die Mutter zerfloß in Thränen, denn ihr sagte eine dunkle Ahnung, sie sähe ihre Kinder nicht wieder, es werde an ihnen das Schicksal den Leichtsinn der Jugend rächen. Und so war es. Schon dunkelte es, als die Söhne abfuhren, und ein Unwetter nahte. Durch das Leuchten eines starken Blitzes wurden die jungen Pferde scheu, flüchtig, verließen den Weg, und mit ihnen stürzte der Wagen in einen Abgrund, wo beide Brüder Asseburg den Tod fanden, und die Mutter, beim Empfange der Nachricht, ihnen bald folgte.

Seitdem, sprach die erzählende Alte, giebt es nur noch zwei dieser Becher, wovon der eine auf Hindenburg, der andere hier auf Falkenstein verwahrt wird. Gesehen habe ich diesen nie, denn unser Herr breitet stets beide Hände darüber, und es müßte was recht

Vornehmes hierher kommen, wenn er sich entschließen sollte, ihn hervor zu holen aus dem tiefen Verschluß, unter welchem er ihn hält. Ob er an die Sage von den Bechern glaubt, weiß ich nicht; Unsereiner aber meint, daß dem Teufel doch nicht zu trauen sei; denn das ist gewiß, daß die kleinen Leutchen, welche die Becher gebracht, nichts als kleine Teufelchen waren.

Während des Erzählten ist sie mit dem Wanderer vorn auf der Spitze des Berges angelangt, von hier ihm die schöne Einsicht in das Selkethal zu zeigen. Belebt war dieses von Arbeitern, das Heu der Wiesen zu sammeln und einzuführen. Ihr munterer Gesang tönte herauf, und gegen über an der Bergwand durchzog eine Heerde weidend den Wald, bezeichnend ihren Weg mit dem harmonischen Geläute ihrer Glocken. Der Wanderer nimmt still hinblickend das herrliche Bild der abendlichen Landschaft mit all ihren Reizen in sich auf, und was die Alte ihm dabei vorplappert, hört er nicht. Endlich fährt er wie aus dem Traume auf, und fragt diese: was sie wolle?

„Dorthin sollen Sie sehen, an die Ecke des Felsens, wohin ich zeige."

„„Nun?""

„Sehen Sie da nicht den Eingang in eine Höhle?"

„„Ja; das ſcheint ein verfallener Stollen zu ſein.““

„Das hat ſchon Mancher gemeint, iſt's aber nicht. Eine Höhle iſt's, die man den Tivian nennt, eine gar merkwürdige Höhle.“

„„Wie ſo?““

„Sehen Sie, lieber Herr“ — ſpricht die Alte; — Vor Zeiten, da hat man tief hinein gehen können in dieſe Höhle Da ſind jedes Jahr drei fremde Männer hierher gekommen, haben mit dem Sande, der darin gelegen, Säcke angefüllt, und ihn mitgenommen. Man hat ihnen das nicht gewehrt, denn kein Menſch wußte, was es für Sand war, und wer ſie gefragt, wozu ſie den Sand gebrauchten, dem haben ſie geantwortet: zum leichtern Schmelzen des Eiſens. So haben ſie viele Jahre lang eine Menge Sand weggetragen. Als ſie nun auch einmal wiederkommen, da finden ſie die Höhle mit großen Felsſtücken angefüllt, können kaum noch zehn Schritte weit hineingehen, und finden den Sand nicht mehr, den ſie ſonſt da fanden. Sie erzählen hiervon, meinen, ein böſer Geiſt müſſe die Höhle verrammelt haben, denn Menſchenhänden könnte das nicht möglich geweſen ſein, und erzählen auch, daß der Sand, den ſie daraus mitgenommen, purer Goldſand' geweſen, der ſie zu reichen Leuten gemacht,

und den sie nun nicht mehr daraus holen zu können sehr bedauerten. Wiewohl ihnen nun Niemand dies geglaubt, so sind doch Viele aus Neugierde hingegangen, haben aber nur ganz gewöhnlichen Sand darin, und bestätigt gefunden, daß die Höhle, die sie als eine tief in den Berg hineingehende noch gekannt, ganz mit Felsstücken wie zugewachsen sei. Da hieß es nun, das habe der Böse gethan, der wohne darin, wolle den Goldsand für sich behalten, und seitdem habe Jeder vermieden, der Tidianshöhle zu nahe zu kommen. Erst viele Jahre nachher ist es bekannt geworden, daß wegen einer unmenschlichen Schandthat, die ein Burgherr auf Falkenstein verübt, die Höhle sich geschlossen.

Dieser Herr hieß Siegmund, war ein steinreicher, aber geiziger Herr, der des Goldes nicht genug haben konnte, immer mehr zusammen scharrte, obwohl er nicht Frau noch Kind hatte, auch keinem Armen ein Stückchen Brot gab. In seinem Dienste war ein Hirt, der hieß Mathias, ein ehrlicher, treuer Mann, von Klein auf ein Mitbewohner der Burg. Dieser weidet einst seine Heerde hier unten im Thale auf den Wiesen, nicht fern von der Höhle. Hingestreckt unter einer schattenden Ulme ruht er, und um ihn her sein schönes

Harzvieh, denn es war Mittag, und die Sonne brannte heiß darnieder. Da tönt von der Burg herab das Kirchenglöcklein zum Gottesdienst, am Fest des heiligen Johannes des Täufers. Mathias erhebt sich bei diesem Rufe zur Andacht, sinkt auf seine Kniee, entblößt das Haupt, und betet zu Gott ein andächtiges Vaterunser. Als er geendigt, seinen Hut wieder aufgesetzt, schlägt es eben auf dem Burgthurm zwölf. Da sieht er vor sich auf der Wiese in geringer Entfernung eine Blume von wunderschöner, glänzender Farbenpracht, so schön er noch nie eine gesehen. Schnell geht er darauf zu, pflückt sie, steckt sie auf den Hut, dem Herrn sie mitzubringen, nicht ahnend, daß es die Wunderblume sei, die jährlich nur ein Mal, am Tage des heiligen Johannes des Täufers, Mittags um zwölf Uhr aus der Erde steigt, ihre Blätter entfaltet, und den, der sie in diesem Augenblicke pflückt, ist er ein guter Mensch, glücklich macht. Als er sich wieder niedergesetzt, zufällig nach der Höhle hinsieht, gewahrt er, daß ihre Oeffnung noch einmal so groß ist, als er sie bisher gesehen, und daß er weit hinein in dieselbe, schauen kann. Er stutzt, reibt sich die Augen, meinend, es täusche ihn sein Gesicht; aber es bleibt dabei, er sieht eine große Höhle, und tief in ihr

Dunkel hinein. Verwundert ſteht er auf, geht drauf zu, tritt einen Schritt hinein, und blickt ſcheu in ihr Inneres. Eine erquickende Friſche ſtrömt ihm entgegen. Er thut einige Schritte weiter, ſieht, daß ſie ſich tief in den Berg hinein zieht, und daß der Boden mit flimmerndem Sande bedeckt iſt. Weiter einzudringen getraut er ſich aber nicht, denn er kann ſich des Gedankens nicht erwehren, daß, ſo wunderbar die Höhle ſich geöffnet, ſie eben ſo ſich hinter ihm ſchließen, ihn einſperren könne. So ſteht er eine Weile, ſchauet bald die hohen Felſen, bald den glimmernden Sand an. Da fällt ihm bei, in ſeiner Kindheit gehört zu haben, daß fremde Leute aus der Tividshöhle Goldſand geholt, und da iſt's ihm klar, daß das ſolcher Goldſand ſein müſſe, der vor ihm liege. Dieſer Gedanke verſcheucht ſeine Furcht, er ſchreitet raſch tiefer in die Höhle, ergreift eine Hand voll des Sandes, ſpringt aber ſchnell wieder hinaus in's Freie. In der Sonne glänzt der Sand wie das reinſte Gold, und in der Hand prüft er deſſen Gewicht.

„Das iſt Gold", ſpricht er, „ganz gewiß Gold, ſonſt wäre der Sand nicht ſo ſchwer. Damit fülle ich meinen Ranzen, trage ihn nach Magdeburg zu meinem Vetter, dem Goldſchmied, nehme dafür ein

hübſches Stück Geld zurück, kaufe meiner Marthe, wenn ſie den Jürgen freit, ein Haus in Meisdorf, putze es fein auf, kann ihr auch noch eine Kuh mitgeben, ein Rind, ein fettes Schwein und eine Stiege Leinwand. Ach, wie wird ſich die freuen, und der Jürge, wie wird der große Augen machen!"

So ſpricht Mathias, ſpringt vor Freude hoch auf, geht nun ohne alle Beſorgniß in die Höhle, füllt den Ranzen mit Sand, verbleibt dann, in Träumereien verſunken über ſeine Zukunft, bei den Kühen und treibt dieſe mit der ſinkenden Sonne heim. Da gewahrt er aber zu ſeinem großen Erſtaunen, daß, ſo wie er ſich von der Höhle entfernt, dieſe ſich allmählig ſchließt, die frühere Geſtalt wieder erhält. Das gefällt ihm nicht, geht ihm im Kopfe herum, denn er hat ſich vorgenommen, mehr des Sandes zu holen, ärgert ſich ſchon, nicht auch die Taſchen damit gefüllt zu haben, tröſtet ſich jedoch, doch ſo viel zu haben, daß er wenigſtens die Tochter gut ausſtatten könne.

Andern Tags übergiebt er dem Kuhjungen die Heerde zum Austreiben, huckt den Ranzen mit dem Sande auf, und geht nach Magdeburg zum Vetter, dem Goldſchmied.

„I Vetter", ruft dieſer dem eintretenden Mathias

entgegen, „was führt Dich denn zu uns? Das muß doch ganz was Abſonderliches ſein.“

„„Das iſt es auch, Vetter Sieh, ich bringe einen ganzen Ranzen Goldſand, den will ich Dir verkaufen, wenn Du mir zahlſt, was er werth iſt.““

„Goldſand? ei, laß doch ſehen.“

Mathias öffnet den Ranzen, und ſchüttet den Sand in eine Mulde. Des Goldſchmieds Augen werden groß und immer größer und funkelnder, je mehr des Sandes in die Mulde läuft. Klüglich verbirgt er aber ſein Erſtaunen, betrachtet mit gleichgültiger Miene den Sand, wiegt ihn in der Hand, und läßt ihn nachläſſig durch dieſelbe laufen, während Mathias mit geſpannter Erwartung des Vetters Urtheil auf deſſen Geſichte zu leſen ſpäht.

„Es iſt möglich“, ſpricht dieſer nach langem Beſinnen und mit zweifelhaftem Ausdruck, daß es Goldſand iſt, es ſcheint faſt ſo, ich müßte ihn indeſſen erſt näher noch probiren, ehe ich Beſtimmtes darüber ſagen kann.“

„„Nein““, fährt Mathias etwas ärgerlich heraus, „„es ſcheint nicht ſo, es iſt Goldſand. Biſt Du aber darüber in Zweifel, ſo gehe ich zu einem andern Goldſchmied.““

„Nun, das brauchſt Du nicht, Vetterchen; was ein Anderer verſteht, verſtehe ich auch, und was ein Anderer dafür giebt, gebe ich Dir auch. Ich will ihn für Goldſand annehmen, nach dem Gewicht ihn bezahlen, Du mußt aber mehr davon bringen, ſonſt lohnt das Schmelzen deſſelben die Mühe nicht."

Mathias verſpricht das, wird Handels einig mit dem Vetter, kauft ihm zwei goldene Ringe, für die Tochter und deren Bräutigam, ab, und geht vergnügt wieder heim.

Wiewohl er nun ſehr zufrieden iſt mit dem, was der Vetter ihm gezahlt, ſehr reich ſich dünkt, ſo iſt es ihm doch ärgerlich, daß die Tidianshöhle ſich geſchloſſen hat, er keinen Goldſand mehr holen und dem Vetter bringen könne, was er dieſem in der Uebereilung zugeſagt.

Eines Tags, als er mit der Heerde wieder in die Nähe der Höhle kommt, denkt er: willſt doch einmal ſehen, ob ſie noch geſchloſſen iſt. Aus der Ferne ſieht er nun zwar ſchon, daß ſie eben ſo ausſieht, wie damals, als er ſie verließ, geht aber doch darauf zu. Da gewahrt er abermals zu ſeinem großen Erſtaunen, daß, je näher er kommt, deſto mehr die Höhle ſich öffnet und erweitert, und als er dicht daran

iſt, ſie ganz die Geſtalt wieder hat, wie damals, als er das erſte Mal davor ſtand. Er ſtaunt, weiß ſolch Wunder nicht zu deuten, und ſchüttelt mit einem „ſonderbar!“ den Kopf. Nicht ohne alle Beſorgniß wagt er in die Höhle einzutreten. Alles um ihn her bleibt ruhig. Da wird er frohen Muthes, füllt ſeinen Rangen wieder mit Goldſand, und tritt höchſterfreuet, daß die Goldquelle ihm wieder fließe, in's Freie. Kaum hundert Schritte weit gegangen, blickt er nach der Höhle zurück, und ſiehe, ſie hat ſich wieder geſchloſſen. „Das iſt Zauberei!“ ruft er aus. „In der Höhle muß ein Geiſt, oder das Bergmännchen wohnen; will mich doch nochmals ihr nähern, was dann geſchieht.“ Er thut es, und ſo wie er darauf zugeht, öffnet und weitet ſich die Höhle wie zuvor. Außer Zweifel iſt's ihm nun, daß hier Zauberkräfte eines höhern Weſens wirken, deſſen Sitz im tiefen Hintergrunde der Höhle ſein müſſe, und da er begreift, welch' Glück ihm hier blühen werde, wenn die Höhle bei ſeinem Erſcheinen ſich öffne, ihm ihre Schätze darbiete, ſo iſt er ſo entzückt, daß er in der Freude ſeines Herzens laut in die Höhle hinein ſpricht: „Wunderbares Weſen, ſag, was that ich, daß Du mich ſo glücklich machſt?“

Da tönt es aus dem tiefen Hintergrunde: „„Du

brachſt die Wunderblume zur glücklichen Stunde. Verwahre ſie wohl.““

„Wie“, ruft er aus, „die ſchöne Blume iſt eine Wunderblume! Hab' ich ſie denn noch?“ Schnell reißt er den Hut vom Kopf, und zu ſeiner großen Freude iſt ſie noch darauf, doch verwelkt.

„Blümchen, Goldblümchen“, ruft er aus, „Du biſt es, durch deren Kraft die Höhle ſich mir öffnet! O Du Himmelskind! Sorgfältig will ich Dich bewahren, damit Du mir bleibeſt, in keine Hände Du fällſt, die Deine Kraft mißbrauchen möchten!“ Doppelt befeſtigt er die Blume an den Hut, und als er heim kommt, verwahrt er ſie in ſeiner Lade, ſteckt ſie auch nur dann auf den Hut, wenn er Goldſand holen will. Dies geſchieht nicht zu oft, er iſt genügſam. Gehüllt in den dichteſten Schleier des Geheimniſſes, treibt er den Handel mit Goldſand nach Magdeburg, und mehrt die Summe zur Ausſtattung und Mitgift der Tochter.

Nun begiebt es ſich, daß Siegmund, der Burgherr von Falkenſtein, nach Magdeburg reitet, des Geſchmeides viel für ſeine Baſe einzukaufen, und deshalb zu dem Vetter des Mathias, den Goldſchmied, kommt. Schmuck von Silber und Gold wird ihm vorgelegt, und vom letztern die von Tidiansgold ge-

fertigten Sachen ganz besonders empfohlen, denn das Tidiansgold sei das beste was man habe. Siegmund stutzt bei dem Namen des Goldes, da er weiß, daß ein Distrikt seines Waldes der Tidian heißt, und fragt, woher das Gold den Namen habe. Der Goldschmied belehrt ihn darüber, erzählt, sein Vetter bringe es ihm aus dem Harzwalde schon seit einem Jahre, und Jedermann verlange seitdem Arbeiten von Tidiansgold, da es so vorzüglich sei.

Siegmund wird durch diese Antwort noch begieriger, genau zu erfahren, woher das Gold gebracht werde, und sagt zum Goldschmied, daß er den Lieferanten des Goldes sprechen möchte, und, da er einige Tage in Magdeburg verweile, so solle er es ihm wissen lassen, falls dieser in der Zeit zu ihm käme.

Der Goldschmied verspricht das. Zwei Tage später kommt Mathias mit Goldsand zu ihm, und Siegmund, davon benachrichtigt, kommt auch. Wie aber stutzt dieser, als er in der Person des Goldlieferanten seinen Hirten findet; und Mathias ist nicht minder verwundert und eben nicht erfreuet, mit seinem Herrn hier zusammen zu treffen, sein so lange bewahrtes Geheimniß nun selbst aufdecken zu müssen. Arglos erzählt er auf Befragen des Herrn, woher er den Sand hole,

erbietet ſich die Höhle ihm zu zeigen; von der Blume und ihrer Wunderkraft ſagt er aber nichts.

Nach zwei Tagen waren Beide wieder zu Haus, und Herr Siegmund fordert ſogleich den Hirten auf, die Höhle ihm zu zeigen. Mathias thut es, nachdem er, ohne daß es der Graf bemerkt, die Blume auf den Hut befeſtigt hat. Als ſie noch eine Strecke von der Höhle entfernt ſind, läuft Mathias voraus, der Blume Kraft wirken zu laſſen, ehe ſein Herr herbei komme. Wie erſtaunt und erfreut iſt dieſer beim Anblick der Goldſandmaſſen, die ihm unerſchöpflich ſcheinen. In der Freude ſeines Herzens vergißt er Stand und Verhältniſſe, und drückt den Hirten mit den Worten an ſeine Bruſt: „O Mathias, wie glücklich machſt Du mich! Brüderlich wollen wir theilen, denn hier iſt genug des Goldes für uns Beide.“ Jeder füllt nun die mitgebrachten Beutel, und Mathias muß ſeinem Herrn verſprechen, wenigſtens drei Mal wöchentlich mit ihm in die Höhle zu gehen. Das geſchieht; bei jedem Beſuche iſt Mathias aber immer früher bei der Höhle, dem Herrn das wunderbare Oeffnen derſelben nicht gewahr werden zu laſſen.

Mehrere Monate hindurch ſetzen ſie dieſe Beſuche fort, und kein Mal kehren ſie heim, ohne daß nicht

Herr Siegmund den Hirten lobt, ihm dankt, aber auch ängstlich bittet, ihr Geheimniß ja nicht auszuplaudern.

Wiewohl nun Jener sieht, daß der Reichthum der Höhle unerschöpflich ist, so steigt doch bei dem Geizhals der Gedanke auf, daß es besser noch sei, wenn er allein Herr desselben wäre, mit Niemand zu theilen brauche; auch ist es ihm je länger je unangenehmer, den niedrigsten seiner Diener zum Vertrauten und Mitwisser zu haben; der Besitz des Schatzes sei ihm sicherer, wenn er allein um das Geheimniß wisse, was Mathias doch einmal ausschwatzen könne, dessen Begleitung in die Höhle er ja überdies gar nicht bedürfe.

Wie er diese seine Wünsche erreichen könne, darüber quält er sich Tag und Nacht, hat nirgends Ruhe. Endlich erzeugen Gier und Habsucht in Siegmunds schwarzer Seele den teuflischen Entschluß, den Hirten, seinen Wohlthäter, der es so ehrlich mit ihm meint, aus dem Wege zu schaffen. Wie aber das anfangen, ohne nicht selbst als der Mörder zu erscheinen, darüber quält er sich wieder geraume Zeit, giebt endlich dieses Vorhaben auf, faßt aber dafür einen nicht minder teuflischen Beschluß, nämlich: den Hirten zu blenden, und im Burgverließ allmählig verhungern zu lassen.

Eines Abends läßt er ihn zu sich rufen. Arglos tritt Mathias ein, grüßt den Herrn freundlich, der ihm die Hand reicht und zum Sitzen auffordert. Alsbald schleichen aus der Ecke des Gemachs zwei gedungene Knechte herbei, binden ihn an des Sessels Lehne, und mit zwei Stichen von des Herrn Hand, ist Mathias des Augenlichtes beraubt.

Da schreit der Unglückliche vor Schmerz und Zorn schrecklich auf, und die Absicht Siegmunds errathend, spricht er in höchster Wuth und Verzweiflung die schrecklichen Worte:

„Verflucht seiest Du und verdammt, Du undankbares Scheusal, Du Ungeheuer, Du teuflischer Bösewicht! Verflucht und vermaledeit sei Deine schwarze Seele, und komme nie zu Gott! Nimmer wirst Du die Höhle wieder erblicken; geschlossen bleibt sie für Dich wie für Dein Geschlecht, und erst dann wird sie sich wieder öffnen, wenn ein Lahmer, ein Stummer und ein Blinder, Herrn dieser Burg gewesen sind. Fern liegt diese Zeit; Jahrhunderte vergehen, ehe meine Worte erfüllt werden, aber sie werden erfüllt."

„Dich aber, dessen teuflische Habgier jenen unerschöpflichen Schatz Deinen Nachkommen verschloß, Dich und Dein Andenken werden diese verfluchen und ver-

wünſchen, Deinen Namen in ihrem Geſchlechte löſchen, daß es nicht geſchändet werde durch Dich, teufliſches, ſcheußliches Scheuſal."

In heftigſter Aufregung und von Körperſchmerz durchzuckt, ſtieß Mathias dieſe Worte aus, richtete faltend ſeine Hände gen Himmel, bat Gott, ſeine Seele aufzunehmen, und ſank leblos nieder.

Siegmund befahl den Knechten, den Todten in den Wald zu tragen und einzuſcharren, und verließ acht Tage lang ſein Gemach nicht, denn das Gewiſſen pochte mit harten Schlägen an. Bald aber wußte er [illegible] zum Schweigen zu bringen, lachte der Worte, die Mathias aus Rache geſprochen, war erfreut, nun allein Herr der Schätze der Höhle zu ſein, und ging früh am neunten Tage hin zu ihr. Doch wie ward ihm, als er ihre Oeffnung klein und niedrig fand, nur einige Schritte hinein thun konnte, tieferes Eindringen vorgeſchobene Felſen wehrten, auch keine Spur von Goldſand zu finden war. Von Erſtaunen ergriffen und betäubt kehrte er auf die Burg zurück, ſaß Tag und Nacht im Lehnſtuhl, gefoltert von Gewiſſensbiſſen, verfluchend ſein Geſchick, hinbrütend in düſterm Stumpfſinn; Nebel umdüſterten ſeinen Geiſt, verſtandlos ward er zum Thiere. Wuth bemächtigte ſich des Körpers,

an Ketten mußte man ihn legen, in Ketten verſchied er.

Noch zur Stunde iſt die Oeffnung der Höhle ſichtbar, tief einzudringen aber nicht möglich. Ein lahmer und ein ſtummer Burgbeſitzer ſind dageweſen, ein blinder noch nicht. Ehe dieſer nicht kommt, wird die Tidianshöhle ihre jetzige Geſtalt nicht ändern, ihr Goldſand verborgen bleiben.

Dem Wanderer wird jetzt das erzählende Mütterchen ſagen: daß es nun kein Märchen mehr vom Falkenſtein wiſſe; und Jener wird hinabſteigen in's Thal, im Vorübergehen einen ſcheuen Blick in die geheimnißvolle Tidianshöhle werfen, aber keinen Goldſand erblicken, auch keine Wunderblume auf der Wieſe blühen ſehen.

Druck von J. B. Hirschfeld.